anxa
84-B
29909

Weinbrenner

Ulrich Middeldorf

493 **Weinbrenner,** Friedrich. Denkwuerdigkeiten aus seinem Leben von ihm selbst geschrieben. Ed. by Kurt K. Eberlein. 277 pp. recollections by the Classical Revival architect, bibliography, index, 9 plates. Small 8vo. Potsdam 1920. $12.50

494 Valdenaire, Arthur. Friedrich **Weinbrenner.** Sein Leben und seine Bauten. 324 pp. monograph on the leader of classical revival architecture in Southwest Germany and planner of the city of Karlsruhe, notes, list of pupils, bibl. of sources and critical literature, index, 254 ill. of buildings in Karlsruhe and elsewhere. Sm. 4to. Karlsruhe 1919. $60.00

Friedrich Weinbrenner

Denkwürdigkeiten aus seinem Leben
von ihm selbst geschrieben

Herausgegeben
und mit einem
Nachwort versehen
von

Kurt K. Eberlein

1920

Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam

Ulrich Middeldorf

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/friedrichweinbre00wein

Vorwort

Schon öfters wurde ich von Freunden, welche zum Teil meine Lebensgeschichte in Bruchstücken kennen, um den Zusammenhang und um die öffentliche Herausgabe angegangen; allein da ich zweifelte, ob dieselbe in unsrer Zeit, wo die Geschichte der Schlachten mehr als das stille, ruhige Leben des Künstlers die Aufmerksamkeit des Publikums an sich zieht, viele interessieren möchte, unterließ ich solches, bis ich erst vor kurzem von einem bedeutenden deutschen Gelehrten aufgefordert wurde, ihm meine künstlerische Bildungsgeschichte mitzuteilen. Durch diese Veranlassung und den Gedanken, daß ich vielleicht hie und da einen talentvollen jungen Künstler, welcher wie ich in seinen früheren Jahren keine Gelegenheit gehabt, auf einer Akademie oder sonst durch Privatunterricht sich eine geregelte wissenschaftliche Bildung zu erwerben, aneifern könnte, um durch Fleiß noch alles nachzuholen, was er früher versäumte, bekam ich erst Lust zu dieser gegenwärtigen Zusammenstellung.

Da der Mensch meist durch seine Umgebung geleitet wird, und seine Beschäftigungen auf seinen ganzen Charakter wirken, so ist sein Streben und Vollbringen auch nicht wohl von seiner übrigen Lebensgeschichte zu trennen, indem, was er zutage fördert, meist seine Individualität bezeichnet.

Meine Geschichte, die ich hier ganz unbefangen ohne allen Schmuck erzähle, habe ich aus keinem Tagebuch gezogen, wie es viele über ihr tägliches Tun und Lassen führen, sondern der ganze Inhalt ist mir als ein natürliches, oft im Schweiße meines Angesichts erworbenes Eigentum so tief eingeprägt, daß ich denselben nicht so leicht vergessen werde. Überhaupt war es nie meine Gewohnheit, etwas schriftlich zu notieren, sondern als plastischer Künstler, der sich größtenteils mit Formen zu beschäftigen hat, suchte ich mir dasjenige, was ich zu behalten gedachte, bildlich, so wie es ungefähr die Lehre der Mnemonik erheischt, einzuprägen. Diese Maxime, die ich freilich nicht jedermann anempfehle, weil sie mitunter von der Individualität abhängt, veranlaßte es auch, daß ich das in den Schulen erlernte Schreiben oder das Einkleiden der Ideen in Worte beinahe wieder verlernt habe, weil ich von meinen Schuljahren bis beinahe zu meinem dreißigsten Jahre solches wenig übte, und höchstens nur zu einem Brief anwendete, was dann freilich zu wenig war.

Bei Antretung meines Dienstes, der mit vieler Schreiberei verbunden ist, sah ich erst die Notwendigkeit ein, mich als Baumeister auch schriftlich ausdrücken zu können, und es wurde mir deshalb im Anfang sauer, einen Bericht oder sonst etwas Schriftliches von Belang abzufassen, wozu keine Zeichnungen gehörten; sehr oft wollte ich darum auch lieber zehn Bogen Papier überzeichnet, als nur einen überschrieben haben.

Oft habe ich mir deswegen auch selbst die bittersten Vorwürfe gemacht, daß ich die Schreiberei und, wenn ich

mich mit den andern so ausdrücken darf, den toten Buchstaben, der öfters in Dienstverhältnissen so hoch geschätzt wird, daß selbst das Reelle des Dienstes darüber unbeachtet bleibt, neben meinen übrigen Studien so vernachlässigte; ich tröstete mich indessen damit, daß ich mir wegen meines Fleißes nichts vorzuwerfen hatte, und daß ich vielleicht in dem Kunstfach nicht so weit gekommen sein möchte, wenn meine Bildung mehr ein Werk der Schule gewesen wäre.

Früh schloß sich in mir der Sinn für Formen und Töne auf, und besonders war es die Musik, welche schon auf den Knaben außerordentlich wirkte. Als ich zu lesen anfing, war es mehr der Unterricht, der mich in einem Buche anzog, als die Darstellungsart, und dem bloß Ergötzlichen konnte ich wenig Geschmack abgewinnen. Erst später, durch die Bekanntschaft mit den klassischen Schriftstellern der Alten und Neuern, gewann ich auch für die Reize der poetischen Komposition in den Dichtern eine entschiedene Neigung. Am mächtigsten sprachen mich aber überall die Werke der alten Architektur an, und ich konnte Essen und Trinken vergessen, und mich an den Ruinen eines alten Tempels, an einer Statue oder einem Basrelief usw. unterhalten. Daneben schwatzte ich auch von Kunst und wissenschaftlichen Dingen so gerne, daß ich mich oft Nächte hindurch darüber unterhalten konnte, ohne Schlaf zu bekommen, oder den Übergang der Nacht zum Tag zu bemerken. Für den Umriß meines Charakters glaube ich noch hinzufügen zu dürfen, daß derselbe wohl frei von allem Bösartigen und Egoistischen ist, indem ich gern und eher andern als mir selbst diene. Trotz meiner Beharrlich-

keit in meinen Ansichten und Vorsätzen habe ich mich indessen von jeher gerne in den Willen meiner Freunde gefügt, und meine Meinung nur erst alsdann mit Standhaftigkeit zu behaupten gesucht, wenn es im Ernst einer wichtigen oder Ehrensache galt, und ich überzeugt zu sein glaubte, daß meine Gegner Unrecht hatten. Wenn ich übrigens von Jugend auf für Kunst und Wissenschaft empfänglich und gelehrig gewesen, allein mich erst auf Reisen dem Studium der Kunst mit Ernst widmen konnte, so glich ich einem Blinden, welcher ohne Leitung sein Ziel selbst suchen muß. Daß daher ein anderer mit gleichem Trieb und gleicher Liebe für die Kunst, die so vieler Studien und Hilfswissenschaften bedarf, durch eine gehörige frühzeitige Leitung geschwinder zum Ziele gelange, ist wohl nicht zu bezweifeln; allein welcher Mensch ist Herr seines Geschicks, das mit seinem Zeitalter und mit seinen Umgebungen meist so innig zusammenhängt?

Solange ich mich in Deutschland befand, ging es mir übrigens mit der Kunst wie einem Hungrigen, der in einem Kochbuche liest, denn die Kunst daselbst konnte meine Neigung zu ihr nur vermehren, aber nie befriedigen. Italien, dem Sitz der Künste, habe ich hingegen vorzüglich meine geringen künstlerischen Ansprüche zu verdanken, und ich werde deshalb in dieser meiner Lebensgeschichte von meinem Aufenhalt in diesem so schönen und interessanten Lande etwas umständlicheren Bericht geben.

Meine noch lebenden Freunde werden es mir verzeihen, daß ich in diesen Nachrichten, welche ich bis zu dem Augenblicke, wo ich in die Dienste meines Vaterlandes trat, mit unbefangener Treue aufgeschrieben, und wovon ich

auch noch die Fortsetzung in gleichem Sinne abzufassen gedenke, sie zuweilen bei lustigen und ernsthaften Dingen namentlich angeführt habe; denn ihre Personen traten bei der Durchwandlung meiner Jugend und Jünglingsjahre zu lebhaft vor mich, als daß ich sie mit Stillschweigen hätte übergehen können. Ingleichen muß ich auch um billiges Urteil bitten, wenn einer oder der andere meiner Freunde die Begebenheiten, die ich hier erzähle, mit andern Augen angesehen haben sollte, und darum dieselbe verunstaltet glaubt; eine Verschiedenheit der Ansichten ergibt sich notwendig, je nachdem man den Gegenstand von dieser oder jener Seite betrachtet und sich in dieser oder jener Stimmung befindet, ohne daß darum durch verschiedene Darstellung die Wahrheit verliere oder gewinne.

Abriß meines Lebens

Ich wurde geboren zu Karlsruhe am 29. November 1766, in dem reichen und fruchtbaren Jahre, worauf ein so furchtbarer Winter folgte, daß, wie mir nachher oft meine Mutter erzählte, die Bäume in dem an unsere Wohnung angrenzenden Eichwalde krachten und zersprangen. Mein Vater, Ludwig Weinbrenner, aus Menten bei Schwäbischhall, war Hofzimmermeister, mit der Tochter des ehemaligen Zimmermeisters Arnold in Karlsruhe verheiratet. Er hatte außer mir noch einen älteren Sohn und zwei Töchter. In der heiligen Taufe bekam ich die Namen Johann, Jakob, Friedrich. Meine Mutter hatte für mich eine große Vorliebe, weil ich, wie sie sagte, niemals wie meine übrigen Geschwister geweint und geschrien hätte. Von der Natur erhielt ich einen starken, gesunden Körper und eine Lebhaftigkeit, die mich im frühesten Alter schon einigemale in Lebensgefahr brachte.

In meinem dritten Jahre, sobald ich nur an den Schlüssel eines Kastens reichen konnte, der in der Wohnstube stand, suchte ich die Türe zu öffnen, hing mich daran, und bediente mich derselben als einer Schaukel. Ein oder zwei Jahre, solang ich noch nicht schwer genug war, den Kasten zu überwichten, ging dieses Spielwerk vortrefflich; allein nachdem ich größer und schwerer ge-

worden, stürzte der Kasten einst plötzlich über mich, doch kam ich zum Glück in denselben hinein zu liegen. Durch diesen Fall und durch das Getöse der alten porzellanen Weinkanne, Teller und Tassen, welche oben auf dem Kasten zur Zierde in Pyramidalformen aufgestellt waren, und in tausend Stücke zerbrachen, kam meine Mutter erschreckt und wehklagend aus dem Nebenzimmer herbei und glaubte mich tot unter dem Kasten liegen. Indes sie das Gesinde herbeirief, um mich hervorzuziehen, suchte ich sie aus dem Kasten heraus zu trösten und zu versichern, daß ich noch lebte und keinen Schaden genommen hätte. Beim Aufheben des Kastens fand man mich in demselben bei zugeklappter Tür unter dem Leinenzeug und andern Kleidungsstücken liegen, so daß ich zu meiner Mutter Freude gleich einer Schnecke aus ihrem Hause ganz wohlbehalten herauskroch. Außer diesem Vorfall lief ich noch manche Gefahr, wozu mich meine kindische Phantasie verleitete, allein ich übergehe alle diese Vorfälle, und will nur noch eines einzigen erwähnen, weil er etwas Charakteristisches hat.

Ich war sechs Jahre alt, als ich eines Sonntags ganz neu gekleidet wurde, was mir gar wohl gefiel. Um mich in meinem Putz zu zeigen, ging ich in ein zweites Haus meiner Eltern, welches mit dem Wohnhause mittelst eines Anbaues von vorn, von hinten aber durch einen Hof zusammenhing, und von einer Familie zur Miete bewohnt wurde. Bei der Rückkehr zu meinen Eltern kam mir der Einfall, durch den sehr großen Bauhof mit verschlossenen Augen zu wandern. Als ich nun den Weg mit fest zugedrückten Augen verfolgte, kam ich zu weit rechts und fiel

in eine große, tiefe Grube, welche zur Auffassung des Regenwassers angelegt, und dazumal ganz mit unreinem Wasser angefüllt war. Trotz dieses Zufalls bestand ich noch auf meinem Vorhaben, und watete in der Grube herum, das Ufer mit den Händen suchend, bis ich die Stimme meiner Mutter vernahm, wo ich dann schnell die Augen öffnete, und von ihr aufs Trockene gezogen wurde. Ähnliche Kinderstreiche, welche jedoch alle bloß mehr oder minder meine frühzeitige Rührigkeit bezeichneten, indem ich meines Wissens niemals etwas zum Verdruß oder Nachteil anderer Menschen unternommen, verübte ich noch viele. Meine natürliche Lust zur Arbeit und die tägliche Ansicht des Bauhofes meines Vaters, wo täglich dreißig bis vierzig Menschen mit Zimmerarbeit beschäftigt waren, erweckten übrigens schon in meinem sechsten Jahre zur Erlernung des Zimmerhandwerks eine so große Begierde in mir, daß ich bereits zu dieser Zeit nach Beil, Hobel, Säge, Meißel usw. griff, und für mich und meine Kameraden allerlei Spielsachen, als kleine Gebäude, Vogelkäfige, Meisenschläge usw. zu verfertigen suchte. Der Beifall, den ich mir durch dergleichen Spielereien bei meinen Kameraden und auch sehr oft bei Erwachsenen erwarb, nährte in mir nicht nur diesen natürlichen Hang, sondern machte mir auch die Übung und Erlernung solcher Arbeiten weit angenehmer, als mein Schulunterricht mir war. Ob ich gleich in der Schule nicht für den Schlechtesten galt, so hatte ich doch nie eine besondere Neigung für Erlernung der Sprachen, und besonders hegte ich eine wahre Antipathie gegen alles Memorieren, indem es mir lächerlich vorkam, aus einem

Buche von Wort zu Wort auswendig zu lernen, und wie Vögel nachzuplappern. Wenn ich daher ein Geschichtchen oder sonst etwas Interessantes gehört oder gelesen hatte, so strengte ich mich oft an, um einem Kameraden solches mit ganz andern Worten und nur dem Sinn nach wieder zu erzählen. Dadurch fiel es mir zuletzt nicht mehr schwer, ein Märchen oder sonst eine Geschichte in eine andere Gestalt und Form einzukleiden. Von all meinem früheren Unterricht war mir jedoch das Rechnen und Schönschreiben, das Lesen von Biographien berühmter Männer, sowie auch das Zeichnen und Musizieren in öffentlichen sowie in Privatstunden das Angenehmste.

Da ich meinen Vater schon in meinem achten Jahre verlor, so wurde ich zwar von meiner Mutter noch zu allem jugendlichen Unterricht angehalten, allein Latein zu lernen, wie mein älterer Bruder, wollte mir um so weniger in den Kopf, da die Arbeiter meiner Mutter ihn deswegen verspotteten und mich in meiner Neigung zum Zimmerhandwerk bestärkten. Darum suchte ich mich allem öffentlichen Unterricht, insoweit er nach meiner Meinung nicht in mein künftiges Fach taugte, soviel möglich durch allerlei Kunstgriffe zu entziehen und meine Stunden nur insoweit zu nützen, daß ich mit Ehren in der Schule und mit meinen Kameraden bestehen konnte; denn in der Tat besaß ich doch auch von der andern Seite wieder so viel Ehrgefühl, daß ich nie getadelt oder der Schlechteste sein wollte. Außerdem war ich in Leibesübungen, als Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Voltigieren, auf Stelzengehen und sogar im Seiltanzen vorzüglich geschickt. Der Drang, das Zimmerhandwerk zu erlernen, war, bis ich

aus der Schule kam, so groß, daß ich in meiner Unschuld oft Gott auf den Knien bat, daß er die Welt nicht untergehen oder mich sterben lassen möchte, bevor ich mich nicht in diesem Fache ausgezeichnet und so berühmt gemacht hätte, wie dieser oder jener Meister, der das Darmstädter Exerzierhaus, die vormalige Rheinbrücke bei Schaffhausen, oder sonst etwas Merkwürdiges gebaut, was mir durch die Erzählung unserer Arbeiter bekannt und von ihnen als erstaunungswürdig angerühmt worden war.

Neben diesen meinen Wünschen hörte ich nicht auf, mich im Zeichnen, Modellieren usw. in den Nebenstunden zu beschäftigen, und wie ich mehr heranwuchs, suchte ich auch größere Modelle zu verfertigen, und selbst in meiner Mutter Zimmerhof, welche als Witwe das Gewerbe meines Vaters fortführte, legte ich Häuschen an, groß genug, mich mit meinen Kameraden darin aufzuhalten, und in einer darin angebrachten unterirdischen verborgenen Piece vor meinem Hauslehrer zu verstecken, wenn ich meine Lektion nicht gelernt hatte. Mit solchen Spielereien beschäftigte ich mich immer in den Nebenstunden ohne eine weitere Anleitung, und ich war stolzer darauf, mich in dergleichen Dingen als beim Unterricht der Schule auszuzeichnen.

Mit meinem vierzehnten Jahre wurde ich konfirmiert und, wie ich damals mir sagte, aus dem öffentlichen Schulunterricht, wo mir alles so mechanisch und trocken vorkam, erlöst. Mit innigster Begierde suchte ich nun all das Wissen der Zimmerprofession zu erlernen, und in dem ersten Jahre, da ich auch noch einen besonderen Unterricht im Zeichnen der Maschinen und allen bei der Zim-

mermannskunst vorkommenden Werksätze, Stiegen usw. bei dem verstorbenen Kunstmeister Fahsold nahm, brachte ich es schon so weit, daß ich nicht nur größtenteils alle in der Zimmerei vorkommenden künstlichen Verbindungen, und was dazu gehört, besser begriff, sondern auch hierin bald den Vorsteher unsrer Arbeiter übersah.

Im Jahr 1782, als ich gerade $15^1/_2$ Jahr alt war, und mein älterer Bruder, welcher ebenfalls das Zimmerhandwerk erlernt hatte, auf Reisen gehen sollte, starb auch meine Mutter, und da es uns zurückgebliebenen vier Kindern von seiten des Staats erlaubt wurde, das Metier unserer Eltern bis zu meines Bruders Zurückkunft von Reisen unter der Aufsicht von zwei Vormündern fortzuführen, so war ich genötigt, bis zu jenem Zeitpunkt die Geschäftsleitung besorgen zu helfen. Diese Bestimmung und meine Ehrbegierde veranlaßten es denn auch, daß ich in meinem sechzehnten Jahre schon einige bürgerliche Gebäude nicht nur allein durch die Angabe des Zimmerwerks, sondern auch in den Maurer- und andern Arbeiten dirigierte. Da mir bei diesen meinen Geschäften nicht nur die Ausführung, sondern auch manche Entwürfe für Gebäude vorkamen, indem ich durch meine Unternehmungen mehr Kredit erhielt, als ich verdiente, so wendeten sich oft Leute an mich, um von mir Belehrungen in Bausachen zu erhalten.

Wenn ich bis zu meinem sechzehnten Jahre die erste Epoche meines Lebens zähle, so muß ich hinsichtlich der zweiten bemerken, daß mich damals der Gedanke, die ganze Zimmermannskunst bereits inne zu haben, sehr traurig machte, denn ich fand darin gar wenig Befriedi-

gendes, weil ich wohl fühlte, daß man ſich mit derſelben keinen Namen und noch viel weniger berühmt machen könne. Außerdem war ich auch durch das Zutrauen von vielen Perſonen, rückſichtlich meiner vermeinten, vielumfaſſenden Kenntniſſe in der Baukunſt, ſo beſchämt, daß ich alles aufbot und mir ganze Tage und oft beinahe ganze Nächte hindurch Mühe gab, um mich dieſes Zutrauens würdig zu machen.

Das erſte, was ich zu meiner weiteren Bildung für nötig hielt, war das Studium der reinen und angewandten Mathematik, und beſonders das topographiſche Planzeichnen, indem ich glaubte, daß ich mit der Fertigung von Bauriſſen bald im reinen ſei, und es jetzt nur noch darauf ankomme, ganze Diſtrikte aufzunehmen und zu zeichnen. Zur Erlernung der topographiſchen Planzeichnung bot ſich mir bald eine erwünſchte Gelegenheit dar, durch einen meiner Kameraden, welcher ſich dem Ingenieurfach widmete, und von mir die Baukunſt erlernen wollte. Ob ich gleich dazumal noch wenig Unterricht in der Baukunſt gebe n konnte, und deſſen noch vielmehr ſelbſt bedurfte, ſo übernahm ich doch dieſen Antrag, um dagegen Unterricht im Planzeichnen uſw. zu erhalten. Da mein Kamerad und ich den ganzen Tag über mit andern Geſchäften beladen waren, ſo wählten wir hierzu im Sommer die Morgenſtunden von 4 bis 6 und im Winter die Stunden nach dem Nachteſſen, wobei wir auch die mathematiſchen Wiſſenſchaften miteinander durchgingen. Da nun dieſe Stunden ſehr oft in die Zeit fielen, wo meine Schweſtern ſchlafen wollten, und ich deshalb mehrmals von ihnen den Vorwurf bekam, durch das Öffnen und Schließen der Türen ihren Schlaf zu ſtören.

so nahm mein Freund gewöhnlich den Weg durch mein Kammerfenster. Dieser ungewöhnliche Ein- und Austritt machte die Nachbarn und besonders meinen nachherigen Protektor, den verstorbenen badischen Artilleriemajor Lux, aufmerksam auf unsere frühe Zusammenkunft. Eines Morgens, als mein Freund, wie gewöhnlich, seine unbequeme Passage zu dem Fenster des unteren Stocks hereinnahm, folgte er demselben bis zu dem Fenster und sagte zu uns, nachdem er uns einen guten Morgen gegeben: „Meine Herren, Sie machen sich einander sehr frühe Besuche; darf ich mich nicht auch bei Ihnen einstellen? Allein Sie müssen mir Ihre Haustüre öffnen, denn der Weg durchs Fenster ist mir zu hoch.“ Nachdem nun Major Lux, der ein äußerst gebildeter und wissenschaftlicher Mann war (dessen Asche ich hier noch meinen Dank für seine mir erwiesene Leitung bringe), unsere Arbeiten und gegenseitigen Instruktionen gesehen hatte, freute er sich über unsere Lernbegierde, und riet mir an, ich sollte aufs neue das Gymnasium besuchen, um die reine und angewandte Mathematik, so wie die Physik gründlich zu erlernen, und das, was ich bisher in dem Schulunterricht versäumt, so viel wie möglich nachzuholen. Durch Befolgung dieses Rats wurde mir erst klar, wie weit ich noch zurück sei, und es war nun mein eifriges Bestreben, trotz meiner täglichen Geschäfte mir die Vorlesungen über obgenannte Wissenschaften möglichst zunutze zu machen. Ungeachtet ich bis dahin verschiedene Bücher über die Kunst und besonders über die Baukunst gelesen hatte, fehlte es mir doch gänzlich an den für das höhere Studium der Baukunst unentbehrlichen Vorkenntnissen, weil sich dazumal niemand in Karlsruhe fand,

welcher die Architektur gründlich kannte. Alles, was ich daher in der Architektur, außer den gewöhnlichen Holz- und Steinkonstruktionen eines gewöhnlichen Handwerksmanns, hier erlernen konnte, beschränkte sich auf die fünf Säulenordnungen nach Vignola usw., so wie auf die Ausführung eines Bürgerhauses nach dem damaligen sogenannten französischen Stil. Dann, außer einem sehr beschränkten Freihandzeichnungs-Unterricht, habe ich für das Studium der Kunst nur mit vieler Mühe die Anfangsgründe in der perspektivischen Zeichnungslehre zuerst nach Pater Bozzo und später nach Lambert einstudiert, weil sich hier niemand vorfand, der diese Wissenschaft gründlich verstand, und mir darin hätte Anleitung erteilen können.

Außer diesen meinen Studien, die ich jedoch bis zu meiner Abreise von Karlsruhe, wo ich gegen $20^1/_2$ Jahr alt war, sehr leidenschaftlich neben meinen übrigen Tagsgeschäften betrieb, machte ich in der Zwischenzeit auch einige Exkursionen nach Straßburg, Mannheim und Stuttgart, um in diesen Städten etwas Bedeutenderes von Kunst ausgeführt zu sehen. Dadurch wurde meine Wißbegierde und mein Hang für die Kunst neuerdings belebt, und immer stärker erwachte in mir der Trieb, mich über die Schranken des Handwerks zu erheben. Ein Freund, der mich im Landkartenzeichnen unterrichtete, starb zwei Jahre vor meiner Abreise, welches mir den Vorteil brachte, daß ich nun selbst mit mehr Lust und Tätigkeit fortarbeiten mußte. Hier glaube ich auch noch bemerken zu müssen, daß der häufige Besuch des Theaters, wo ich keine Vorstellung mehrere Jahre hindurch versäumte, und mich mit unsern Arbeitern, welche den Mechanismus

der Bühne zu besorgen hatten, jedesmal dabei einfand, wenn nicht direkt, doch indirekt manches zu meiner Bildung beigetragen habe, denn ich sah hier das Leben in einer andern und höhern Bedeutung, als es mir bisher erschienen war.

Da ich in dieser meiner Lebensbeschreibung meine Individualität zu schildern wünsche, um mein Benehmen in dem wirklichen praktischen Leben zu zeigen, so erlaube ich mir, etwas Weniges über meine moralische und religiöse Denkungsweise hinzuzufügen. Von Natur hatte ich als ein gesunder, lebhafter und belebter Knabe von Jugend auf viel Liebe und Neigung zu dem schönen Geschlecht, und ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich in meiner Jugend oft mit Vergnügen gesehen, wie ein älterer Jüngling vertraut Arm in Arm mit einem Mädchen spazieren ging, und bedauerte damals nur, daß ich noch nicht groß genug war, um mir gleichfalls ein solches Vergnügen zu verschaffen. Allein da ich zum Jüngling herangereift war, und mich übrigens sehr gern in weiblicher Gesellschaft befand, habe ich mir jedoch niemals diese Freiheit herausgenommen, und ich glaube wohl behaupten zu können, daß meine Frau das erste Frauenzimmer war, an deren Seite ich öffentlich erschien. In vertrauten Zirkeln war ich übrigens mit Frauenzimmern immer gerne zusammen, und das bloße Berühren ihrer Kleider konnte mich oft schon entzücken, und ein Handkuß sogar glücklich machen; dabei war ich jedoch weit entfernt, mich in Liebesverständnisse einzulassen, weil ich mich auf keine Weise binden wollte, solange der weite Weg zum Ziele des Künstlers noch vor mir lag.

Zum tüchtigen evangeliſchen Chriſtentum hatten auch meine Eltern ſchon frühzeitig mich angewieſen, indem mich mein Vater, als ich kaum gehen konnte, ſchon mit ſich in die Kirche nahm, und mich mit meinen Geſchwiſtern auch jeden Abend ein lutheriſches Abendlied vorſagen oder abſingen ließ, wobei ich immer in Geſang und Andacht vor meinen Geſchwiſtern mich auszeichnete. Nach dem Tode meines Vaters forderte meine Mutter ihre Kinder ſo fleißig zum Gebet und zum Leſen in der heiligen Schrift auf, daß es wohl wenige Stellen in derſelben gibt, von denen mir nicht noch etwas im Gedächtnis geblieben wäre. Ungeachtet mir mein franzöſiſcher Sprachmeiſter, der ein katholiſcher Exgeiſtlicher war, ſchon frühzeitig bei ſeinem Privatunterricht mehr von ſeinen religiöſen Meinungen als Sprachkenntniſſe beizubringen ſuchte, ſo konnte mich derſelbe doch nicht in meinem Glauben wankend machen, und ohne zu frömmeln oder mir auch nur im geringſten den Anſchein von Pietät zu geben, ſetzte ich dennoch mein Zutrauen immer auf das Gebet und die Verehrung des höchſtens Weſens fort. Und mein Zutrauen auf das Gebet war bis zu meinem fünfzehnten Jahre ſo groß, daß ich mir mit demſelben, wie die Heilige Schrift ſagt, Berge zu verſetzen und ſelbſt meine Mutter von ihrem langwierigen Krankenlager wieder von Gott zu erbitten für möglich glaubte. Nachdem ich aber einſah, daß das Gebet, welches ich wegen der Geneſung meiner Mutter jeden Morgen und Abend auf den Knien verrichtete, nichts geholfen, ſondern daß ſich alles nach der göttlichen Anordnung richte, fing ich an natürlicher zu denken, und wurde deshalb mit meinem Bitten auch be-

scheidener, so daß ich nachher nur das Mögliche von Gott zu erflehen suchte. Später schien mir eine Religion, die sich bloß auf Moral gründet, zwar hinreichend für einzelne Menschen, allein ich übersah dabei nicht, daß, solange Menschen Menschen bleiben, und nicht alle zur gleichen Erkenntnis gebracht werden können, kein bloßes philosophisches Räsonnement, sondern auch eine Belebung unserer Sinne für die allgemeine und im Leben wirksame Moral nötig sei, und unser Gemüt selbst durch den Kultus höher gehoben werde. Ob ich gleichwohl allen Schein der Frömmelei zu vermeiden suchte, so gab mir mein Äußeres doch späterhin ein besonderes frommes Ansehen, so daß mich Pietisten und andere fromme Sekten oft für ihren Mitbruder ansahen, worüber sich meine Freunde bisweilen lustig machten. Selbst in Rom, wo ich mit vielen andern Fremden dem Examen der Geistlichen in den orientalischen Sprachen beiwohnte, hielten mich diese Propagandisten für einen Geistlichen, und ob ich wollte oder nicht, so war ich genötigt, mir nach der dasigen Sitte von allen den jungen Geistlichen bei ihrem Weggehen die Hände küssen zu lassen, während neben mir wirkliche Geistliche von denselben als Weltkinder angesehen und nicht beachtet wurden. Ähnliches begegnete mir auch sonst, und zur Zeit der französischen Revolution hat mich dieses ehrwürdige Ansehen oft in die größte Verlegenheit gesetzt, indem man mich überall für einen französischen emigrierten Geistlichen nahm.

Zu der Zeit, als mein Bruder schon ein Jahr von Reisen zurück war und das Metier unserer Eltern übernommen hatte, fügte es sich gerade im Frühjahr 1787,

daß ich einen Antrag nach Zürich zu reisen bekam, um daselbst die Aufsicht über die Ausführung eines projektierten neuen Kornhauses zu übernehmen. Mit Vergnügen folgte ich diesem Ruf, der mir über Straßburg durch einen dasigen Freund zugekommen war, weil ich ohnehin in diesem Jahr auf Reisen gehen wollte, und bisher mit mir selbst nicht einig werden konnte, welchen Weg ich für meine weitere Ausbildung nehmen, und ob ich zuerst Deutschland oder Frankreich besuchen sollte.

Da ich gewohnt war, mir seit meinem vierzehnten Jahre meinen eigenen Unterhalt neben meinem übrigen Studium selbst zu verdienen, so wollte ich aus Sparsamkeit das mir von meinen Eltern zugekommene Vermögen nicht ohne Not angreifen; es war aber schwer, einen Platz zu finden, wo ich meinen Unterhalt gewinnen, und daneben auch mein Studium fortsetzen konnte. Der Ruf nach Zürich war mir deshalb in jeder Rücksicht willkommen, und für mich auch sehr geeignet. Binnen der zwei Jahre, welche ich in Zürich zubrachte, suchte ich mich etwas Weniges im Radieren und Kupferstechen einzuüben, und machte einige für mich äußerst interessante Schweizer Reisen auf die Alpen und Gletscher mit Herrn Ingenieur Fees, der mit dem Reisebarometer verschiedene Berghöhen für das Usterische Schweizermodell bestimmte. Meine Berufsgeschäfte waren im wesentlichen dieselben, wie ich sie früher zu Hause betrieben. Zwar hatte ich nicht so viele Gelegenheit, etwas Erhebliches in dem Baufach zu erlernen, indem das Kornhaus, wegen dessen ich nach Zürich berufen war, nicht gebaut wurde, und ich mich deshalb nur mit der Aufsicht bei Errichtung einiger Woh-

nungen und verschiedener Land-Ökonomie-Gebäude, wozu ich jedoch größtenteils die Pläne selbst entwarf, begnügen mußte; allein die Bekanntschaft, welche ich mit so manchen geschickten Künstlern und interessanten Kunstfreunden in Zürich zu machen Gelegenheit fand, war für mich von äußerster Wichtigkeit, und die Achtung, die man mir dazumal als einem jungen tätigen und wissenschaftlichen Manne angedeihen ließ, gab meinem Bestreben nach Vervollkommnung immer mehr Festigkeit, ohne daß ich übersehen hätte, was mir noch mangelte. Dadurch, daß ich in Zürich einigen jungen Malern Unterricht in der perspektivischen Zeichnungslehre gab, und mir durch meine übrigen architektonischen Arbeiten einigen Kredit bei den älteren Künstlern daselbst erwarb, lernte ich im Umgange mit diesen Männern zuerst das Handwerksmäßige von der Kunst unterscheiden, und dadurch lernte ich nun allmählich das weite Feld überschauen, welches ich zu durchwandeln hatte.

Ob es mir gleichwohl in Zürich gut ging und keine Nahrungssorgen mich drückten, und ich als ein junger Architekt mehr geachtet wurde, als ich vielleicht verdiente, so fühlte ich doch die Notwendigkeit, für meine Fortbildung andere Hilfsmittel aufzusuchen, und ich nahm mir deshalb vor, nach Paris zu reisen, mich aber noch zuerst etwas in der französischen Schweiz aufzuhalten, um der französischen Sprache mächtiger zu werden, worin ich noch sehr zurück war. Da ich nun außer den interessanten Schweizergebirgen, Tälern und Seen auch die vorzüglichsten Schweizerstädte kennen zu lernen wünschte, nahm ich von Zürich den Weg zu Fuß über Aarau, Bern, Biel,

Neuchatel, Moudon, Lausanne bis Genf, und da mir Lausanne wegen seiner vorzüglichen Lage am besten gefiel, so kehrte ich von Genf wieder dahin zurück, um mich daselbst mit Ernst auf die französische Sprache zu legen. Obgleich dies in Lausanne meine Hauptbeschäftigung war, zeichnete ich doch auch sehr fleißig Landschaften nach der Natur, und komponierte zu Hause Gebäude.

Außerdem übernahm ich auch aus Ökonomie und zur Erleichterung der Ausgaben einige Musikstunden auf der Flöte, und aus Mangel eines bessern Meisters und weil mir, da sich dazumal sehr viele junge Engländer in Lausanne aufhielten, dieser Unterricht sehr gut bezahlt wurde, auch überhaupt die Musik von jeher ein leidenschaftlicher Gegenstand für mich war, so stand ich deshalb oft mit mir selbst im Widerspruch, ob ich die Baukunst verlassen und mich dem weitern Studium der Musik widmen sollte, da ich ohnehin außer der Flöte auch noch das Fagot und die Violine zu spielen verstand; allein der Zufall führte mich zu meiner ersten Bestimmung zurück. Im Spätjahr 1789, als ich ein halbes Jahr in Lausanne zugebracht, bekam ich einen Brief, worin ich wegen des Todes meiner Schwester nach Hause berufen wurde.

Ich blieb den Winter über in Karlsruhe. Durch den Tod meiner älteren Schwester hatte ich einige tausend Gulden ererbt, und machte jetzt allerlei Entwürfe, dieses Geld zu meiner weiteren Ausbildung zu verwenden. Meine Vormünder wußten allerlei dagegen einzuwenden, und meinten, zur Fortsetzung des väterlichen Gewerbes seien weder große Reisen, noch kostbare Studien erforderlich. Ich war inzwischen mündig geworden und

folgte dem inneren Antrieb. Bald fand sich auch die Veranlassung zu einem Reiseplan.

Herr von Haller aus Bern hatte mit mir das Gymnasium in Karlsruhe besucht und befand sich in dieser Zeit in Mannheim, wo er auf Kosten seiner Regierung die Baukunst studierte. Wir waren Freunde, und ich teilte ihm meinen ersten Gedanken mit, nach Paris zu gehen. Er hielt es für zweckmäßiger, nach Wien und später von da nach Dresden zu gehen, und an den dortigen Akademien unsere Studien fortzusetzen. Dieser Plan hatte die ganze Billigung meines väterlichen Freundes, des Major Lux, zumal da ich auf diesem Wege einen Gefährten hatte, den Freundschaft und gleiche Beschäftigungen mit mir verbanden. Bevor wir die Reise antraten, verlangte Herr Major Lux, daß ich dem damaligen Minister, Freiherrn von Edelsheim, dem Freunde von Mengs und warmen Beförderer aller Kunst und Wissenschaft, der mich kannte, und mit welchem Lux auch schon wegen meiner gesprochen hatte, eine Bittschrift übergeben sollte, um eine Unterstützung zu erhalten, wie sie auch schon andern jungen Künstlern gegeben worden war, und die Zusicherung einer Anstellung bei meiner Zurückkunft.

In vollem Vertrauen, daß mir auf die Empfehlung meines alten Freundes und die Vermittlung des Ministers wenigstens eine von meinen beiden Bitten von unserm humanen Fürsten gewährt werden würde, ging ich einige Tage, nachdem ich meine Vorstellung übergeben hatte, selbst zu dem Herrn von Edelsheim, um mein Gesuch noch mündlich bei demselben zu betreiben; allein ich erhielt die Antwort, daß er zwar mein Schreiben gelesen

habe, aber auf die Gewährung meiner Bitten bei Sr. Durchlaucht nicht antragen könne, weil ich für meine Reisen und Studien eigenes Vermögen besäße, und der Zusicherung eines Dienstes nach meiner Zurückkunft gar nicht bedürfte; denn wenn ich nichts gelernt hätte, so könnte man mich nicht gebrauchen, würde ich aber als ein geschickter Mann in mein Vaterland zurückkommen, so würde mir eine Anstellung nicht entgehen; übrigens sollte ich ihm sagen, wohin ich zu reisen gedächte, er für seine Person wolle mir an alle Orte, wo er Freunde hätte, Empfehlungen mitgeben.

So redlich und gerecht übrigens diese Äußerung war, so nahm ich solche doch nicht so auf, und sie mußte etwas Abschreckendes haben für einen jungen Menschen, vor welchem eine ungewisse Zukunft lag. Mein alter Freund Lux suchte mich indessen zu ermutigen, und so trat ich denn heiteren Sinnes im Frühjahr 1790 mit Haller die Reise an. Wir gingen von Karlsruhe über Stuttgart, Regensburg, und von da auf der Donau nach Wien, wo jetzt eine andere Periode für meine künstlerische Bildung begann, weil ich mir vornahm, mich bloß auf das höhere Studium der Architektur zu legen. Ich war jung, kräftig, gesund, vor mir lag eine schöne Laufbahn, und selbst das Ungewisse der Zukunft gab meinen Entwürfen einen kühnern Schwung. Die schöne Wasserfahrt auf der Donau gewährte mir ein ebenso neues als anziehendes Schauspiel. Pfeilschnell flog unser Schiff zwischen Bergen, anmutigen Tälern, heitern Städten, einsiedlerischen Klöstern und freundlichen Dörfern hin, und so flüchtig die Eindrücke waren, so blieben sie mir doch fest in der Erinne-

rung. Unsere Reisegesellschaft war zahlreich und bestand aus Personen von allerlei Ständen.

Da mein Reisegefährte, so wie ich, Musikliebhaber war, so griffen wir manchmal nach unsern Instrumenten, und ermunterten die Gesellschaft zu einem Gesang, bisweilen auch zu einem Tanze, und so schwanden uns die Stunden schnell und fröhlich hin, bis wir endlich am Ziel unserer Reise, bei der großen und so schön situierten Kaiserstadt anlangten.

Ob ich gleich bisher viele Städte gesehen, und daher nicht als ein Neuling in die große Welt trat, so machte doch Wien mit seinen vielfach belebten Straßen einen ganz besonderen Eindruck auf mich. Noch mehr ward ich durch die von Kaiser Joseph errichtete vortreffliche Kunstakademie überrascht; das weitläufige Gebäude erschien mir wie eine kleine Stadt, von lauter Professoren und jungen studierenden Künstlern bevölkert, was mich, der ich noch keine solche öffentliche Kunstanstalt gesehen, mit wahrer Ehrfurcht gegen die gewählte Laufbahn erfüllte; denn ich sah hier die verschiedenen Kunstfächer mit hohem Ernst und der regsten Teilnahme unter Protektion des Staates betreiben. Nachdem wir unsere Empfehlungsbriefe, die wir von Haus mitgebracht, übergeben, die Stadt flüchtig durchgangen und in Augenschein genommen hatten, ließ sich mein Reisegefährte und ich als Schüler auf der Akademie aufnehmen, was wegen unserer Empfehlungen nicht schwer fiel. Als Schüler dieser so einzigen Akademie, wozu schon Maria Theresia den Grund gelegt, und die sich unter Kaiser Joseph zu einer der ersten derartigen Anstalten erhob, besuchten wir sehr fleißig die

architektonischen und mathematischen Lehrstunden, die erstern unter den beiden Professoren Fischer, die letztern unter Professor Böck. Neben diesen meinen Hauptstudien nahm ich auch noch einige Stunden in der Freihandzeichnung, sowohl in Figuren als Landschaften, bei den Professoren Maurer und Brand, so daß ich den ganzen Tag volle Beschäftigung hatte, und mir nur die Morgen- und Abendstunden zum Lesen, Musizieren und zur Erholung übrig blieben.

Was meine persönliche Ansicht von Wien betrifft, so dünkt mich auch jetzt noch, nachdem ich so manche andere Stadt kennen gelernt, daß wenige in ihrer Lage und in ihren Einrichtungen sich mit der alten Kaiserresidenz vergleichen können. Unter den Gebäuden in Wien war mir vorzüglich die dasige gotische Kathedrale oder Stephanskirche merkwürdig und interessant. Ich hatte zuvor schon das Straßburger und Freiburger Münster, sowie auch noch verschiedene andere gotische Gebäude in der Schweiz nicht bloß oberflächlich, sondern verschiedene Male teilweis gesehen und studiert, und so war mir eine Vergleichung dieses Gebäudes mit jenen ebenso angenehm als lehrreich. Rücksichtlich der äußeren Form muß ich dem Straßburger Münster den Vorzug geben, indem sich dieses Gebäude an seiner vordern Seite weit majestätischer in seiner perpendikulären Gestalt himmelan erhebt, während die andern durch ihre allzu pyramidalartigen Formen eine ängstlich berechnete Festigkeit zeigen, was den Eindruck der Größe, Kühnheit und Leichtigkeit vermindert. An dem Münster in Straßburg scheint es mir ein glücklicher Gedanke, daß beide Türme (wovon jedoch nur einer ganz ausgeführt

worden) auf den Seiten angebracht sind, so daß hierdurch auch zugleich die Kirche in der Hauptfassade mit gesehen werden kann. Bei der Stephanskirche in Wien und dem Freiburger Münster verdeckt hingegen der Turm die Kirche, und sie scheint deshalb nur ein untergeordneter Teil zu sein.

Rücksichtlich der vielen Gänge, welche der Erbauer mit der Kunst eines Dädalus, ohne das ganze zu unterbrechen, zu allen Teilen der äußern Ansichten gelegt hat, um solche auch nötigenfalls ohne alle Eingerüstung wieder reparieren zu können, verdient dieses Gebäude noch eine besondere Bewunderung vor den beiden andern. Nach den Gängen, Balkons, Terrassen und Treppen zu schließen, welche ich mehr als einmal außerhalb an den Fassaden und oben auf dem Gebäude durchwandert habe, glaube ich wohl behaupten zu dürfen, daß dieselben, in einer geraden Linie aneinander gesetzt, wohl einige Stunden Wegs ausmachen. Bei allen diesen Vorzügen, die das Straßburger Münster vor den andern hat, ist es übrigens zu bedauern, daß dasselbe an manchen Stellen nicht ausgebaut wurde, und daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Chor durch eine Feuersbrunst beinahe ganz zerstört und dann in einem abgeschmackten Stil, welcher weder gotisch noch römisch ist, wieder aufgebaut wurde.

Von diesen drei gotischen Gebäuden, die ich hier miteinander vergleiche, möchte wohl das Freiburger Münster das vollkommenste sein, indem es scheint, daß ein und derselbe Baumeister das Ganze ausgeführt, und keine fremde Hand in seinen Plan eingegriffen hat.

Was übrigens das Innere dieser drei verschiedenen gotischen Tempel anbetrifft, so möchte ich der Wiener Stephanskirche den Vorzug geben, weil das Licht in derselben nicht allzu sparsam und weit reichlicher als in jenen verbreitet ist, was bei großen Feierlichkeiten eine wesentliche Sache ausmacht, und bei kirchlichen Funktionen Geist und Herz erhebt, da hingegen das düstere Dämmerlicht uns in eine mehr schwermütige als erhebende Stimmung versetzt. Da die Stephanskirche besonders auch für Musik günstig gebaut ist, und zu meiner Zeit jeden Mittag gegen zwölf Uhr eine deutsche Choralmesse in derselben gehalten wurde, so versäumte ich selten, mich dabei einzufinden, zumal da der Weg von der Akademie nach meiner Wohnung mich bei gedachter Kirche vorüberführte. Ich darf versichern, daß ich außer Rom nirgends eine schönere und erhebendere Musik gehört, als diesen Choral von tausend Menschenstimmen.

An den übrigen öffentlichen Gebäuden, Palästen und Privatwohnungen der Kaiserstadt gefiel mir vorzüglich ihre innere Anordnung, indem die Einteilung in denselben groß und reich ist, und sie gleich den italienischen Gebäuden ausgeführt und angeordnet sind. Besonders machte mich aber die Zweckmäßigkeit der Konstruktionen aufmerksam, da sie genau auf unser deutsches Klima berechnet sind, wo oft wegen der Strenge der Jahreszeit und unserer übrigen häuslichen Verhältnisse die Küchen, Öfen und Kamine Feuersgefahr herbeiführen; überall ist in der Anordnung und Ausführung auf die feuerpolizeilichen Gesetze Rücksicht genommen, welche Gesetze sonst in keiner von unsern Städten Deutschlands so maßgebend angewendet werden,

ungeachtet der vielen warnenden Brandfälle. Ich erinnere mich zwar, daß während meines Aufenthalts in Wien zweimal Feuer auskam, allein nicht nur die Nachbarn, sondern auch die Bewohner des brennenden Hauses blieben während des Brandes ruhig in ihren Wohnungen, und kein Mensch dachte an die Rettung seiner Effekten und noch viel weniger an eine persönliche Gefahr, weil ein jeder die Überzeugung hatte, daß die Bauart der Verbreitung des Feuers hinlängliche Schranken setze.

Von den Exkursionen, welche ich in der Gegend von Wien gemacht, waren mir die nach Schönbrunn, Laxenburg usw. wegen der dortigen Schlösser und Gartenanlagen besonders interessant, vorzüglich aber die Reise nach Preßburg, die ich auf der Donau hin, und zu Lande nach Wien zurück machte. Preßburg hat eine ausgezeichnet schöne Lage, und wenn ein Baumeister eine schöne, amphitheatralisch an einem großen schiffbaren Strome gelegene Stadt sehen will, so ist diese vorzugsweise zu empfehlen. Wegen der Fruchtbarkeit des schönen Landes und der Wohlfeilheit der Lebensmittel konnte ich auch meinen Landsleuten, welche früher häufig mit ihren Familien dahingewandert sind, den Wechsel mit ihrem Vaterlande verzeihen; denn das wenige Land, welches ich auf dieser kurzen Reise nach Ungarn gesehen, ist mit den schönsten und ergiebigsten Gegenden des Rheins zu vergleichen. Da sich übrigens die Kultur von Ungarn hauptsächlich nur an den Ufern der Donau hinzieht, so mag dieser Vergleich mit der Rheingegend wohl nicht im allgemeinen, sondern nur auf jenen Strich Landes anwendbar sein.

Da ich in Wien überall eine so humane und freund-

schaftliche Aufnahme durch meine Empfehlungsbriefe fand, so will ich einiges davon mit Dank erwähnen. Durch ein solches Schreiben wurden wir, mein Reisegefährte und ich, bei dem damaligen Reichshofrat Herrn von Alt, der zugleich die badischen Geschäfte besorgte, äußerst freundschaftlich in seiner liebenswürdigen Familie aufgenommen, und es verging wohl keine Woche, wo wir nicht bei demselben speisten, einem kleinen Familienball oder Konzert, bei welchem wir uns auch zu Zeiten hören ließen, beiwohnten, und von Zeit zu Zeit auch kleine Landpartien mit dieser liebenswürdigen Familie machten. Durch Herrn von Alt lernten wir sehr viele interessante Männer, wie Blumauer, Mozart u. a. m. kennen, und es verging beinahe kein Tag, wo uns seine Freundschaft nicht etwas Angenehmes bereitet hätte.

Eine ähnliche Aufnahme verschaffte mir ein Empfehlungsschreiben unseres Ministers von Edelsheim bei dem königlich hannöverischen Gesandten Freiherrn von Mühl. Diese Bekanntschaft war mir für meine Studien besonders schätzbar und lehrreich. Der Gesandte liebte die Kunst, er besaß eine große Kupferstichsammlung von den besten Meistern und gab mir die Erlaubnis, dieselbe zu jeder Zeit, wenn er auch nicht zu Hause wäre, durchzugehen. Dieser redliche Mann gewann mich lieb, und indem er mir einmal sehr viel Schönes von unserem Minister von Edelsheim, seinem alten Freund, erzählte, fügte er hinzu, der Minister sei mein großer Protektor, denn noch nie habe er ihm einen jungen Mann so warm und dringend empfohlen. Die Äußerungen des Herrn von Edelsheim auf meine Bitte um Unterstützung und künftige Anstellung

schienen mir mit dieser Versicherung nicht übereinzustimmen. Ich bemerkte dies dem Herrn von Mühl, der aber meinen Zweifel sofort niederschlug, indem er mir das Schreiben, welches ich von dem Herrn Minister an ihn mitgebracht, zu lesen gab. Ich war in der Tat freudig überrascht, daß Herr von Edelsheim sich nicht auf eine gewöhnliche Empfehlung beschränkte, sondern dem Herrn von Mühl auftrug, mich nötigenfalls mit Geld zu unterstützen, und wenn ich von Wien abreisen sollte, mich mit Empfehlungsbriefen an seine auswärtigen Freunde und Bekannten zu versehen.

Meine Bestrebungen erschienen mir jetzt gesicherter, und ich konnte meinen Studien einen größeren Umfang geben, sowie ich sie von nun an mit mehr Heiterkeit und Freiheit betrieb, da früher mich nicht selten Rücksichten auf meine ökonomische Lage eingeschüchtert hatten. Bisher hatte ich nur selten die Theater in Wien besucht, nun aber machte ich es mir zum Gesetz, jede Woche wenigstens einmal dahin zu gehen, wenn entweder das Stück selbst oder schöne Dekorationen mich anzogen, überhaupt keine Gelegenheit zu versäumen, interessante Szenerien, Maschinerien usw. zu betrachten, da ich ja als Architekt künftig selbst in den Fall kommen konnte, dergleichen anordnen zu müssen. Bei meiner Anwesenheit in Wien hatten Schikaneder und Mozart gerade die nachher so berühmt gewordene Oper, die Zauberflöte, in die Szene gesetzt; und ich sah die siebente Vorstellung, welche Mozart selbst dirigierte, und nachher noch einmal die siebenundsiebzigste; denn so groß war die Wirkung dieses Meisterstücks der romantischen Oper, daß das Publikum sich daran nicht satt hören und sehen konnte.

Drei Gegenstände, welche mich übrigens in Wien am meisten anzogen, waren die Kaiserliche und Liechtensteinsche Galerie, die Kaiserliche Bibliothek, Modellkammer usw., und ich glaube diesen öffentlichen und Privat-Kunstsammlungen, welche ich sehr fleißig besuchte, meine wachsende Liebe zur höheren Kunstbildung verdanken zu müssen, indem meine Begriffe sich erweiterten und berichtigten, und ich auch den innigen Zusammenhang der Künste unter sich immer mehr begreifen lernte. Neben verschiedenen andern Studien suchte ich mich auf der Akademie besonders mit der Lehre vom Licht und Schatten zu befreunden, die ich später in meinem architektonischen Lehrbuch (erstes Buch, zweites Heft) selbst bearbeitete.

Bevor mein Reisegefährte und ich Wien verließen, erlebten wir noch ein kleines Abenteuer. Einige Abende vor unserer Abreise gab uns Herr von Alt einen kleinen Abschiedsschmaus, wozu er mehrere Freunde des Hauses einlud, die wir früher bei ihm kennen gelernt hatten, allein die Personen nur nach ihren Namen und nicht nach ihren Ständen und Dienstverhältnissen kannten. Als wir gegen Mitternacht uns von unserm Wirt verabschiedeten und nach Hause gingen, erbot sich ein Herr der Gesellschaft, uns zu begleiten, weil er ungefähr den nämlichen Weg zu machen hätte. Unterwegs sagte er: „Nun, meine Herren, Sie wollen uns also wirklich verlassen und sind deshalb auch schon ganz reisefertig.“ „O ja,“ erwiderte mein Freund, „allein reisefertig sind wir jetzt noch nicht ganz, denn wir haben noch einen Kampf mit der abscheulichen Wiener Polizei wegen unserer Pässe zu bestehen, und das kann uns noch einige Tage aufhalten.“ „Ach nein,“ gab

der Begleiter zur Antwort, „Ihre Reisepässe fertigt Ihnen die Polizei in einigen Minuten aus.“ „Wie? In einigen Minuten?“ versetzte Herr von Haller; „Herr, Sie kennen die verfluchte Wiener Polizei nicht, denn ich hatte vor einigen Monaten mit zwei meiner Landsleute mehr als acht Tage lang wegen der Pässe mich herumzuhudeln.“ „Ja, das ist etwas anderes,“ versetzte der Mann, „Ihre Landsleute werden ihre Pässe nicht in Ordnung gehabt haben.“ „Den Teufel hatten sie ihre Pässe nicht in Ordnung,“ platzte mein Freund heraus, „sie hatten Pässe von Haus und von Göttingen, wo sie studiert hatten.“ „Meine Herren,“ entgegnete der Begleiter wieder, „das wissen Sie nicht recht, ich muß es besser wissen, denn ich bin der Polizeidirektor; und damit Sie für die Zukunft besser von der Wiener Polizei sprechen und denken lernen, so will ich Sie nun vollends auf Ihre Zimmer begleiten, Sie geben mir Ihre Pässe mit, und morgen früh um acht Uhr sollen Sie solche in schönster Ordnung wieder ausgefertigt ins Haus geschickt bekommen.“

Beschämt über diese großmütige Rache, die freilich nicht jeder Polizeidirektor auf gleiche Art genommen haben würde, mußten wir nun, ob wir wollten oder nicht, das Erbieten annehmen, und am andern Morgen erhielten wir unsere Pässe um acht Uhr durch einen Unterpolizeibeamten auf eine sehr höfliche Weise mit vielen Komplimenten, als Bekannte seines Direktors, welcher, wie er sagte, uns noch einmal eine glückliche Reise wünschen lasse. Um jedoch unsere Sache wieder gut zu machen, so machten wir dem Direktor noch einen Abschiedsbesuch, und dankten ihm für seine uns erwiesene Höflichkeit.

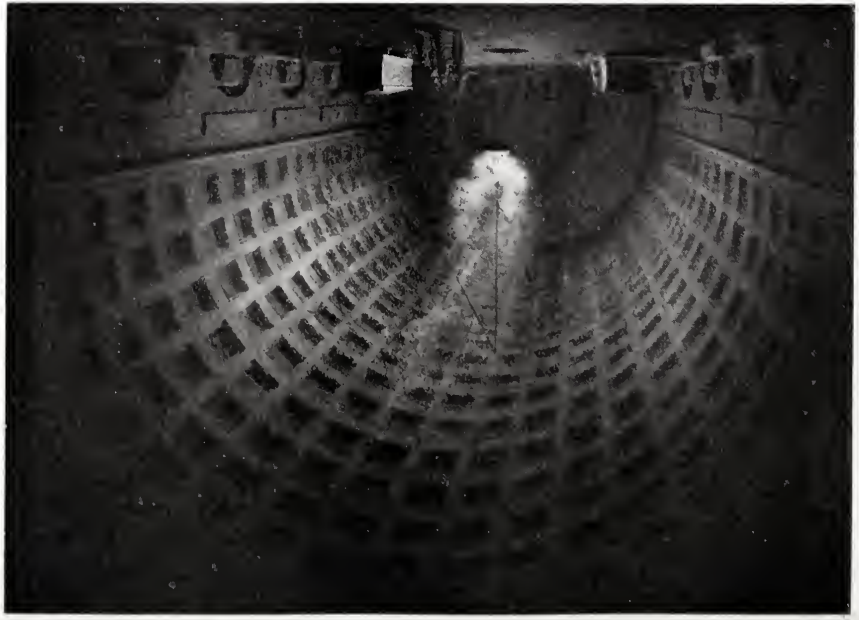
Nachdem ich mich über drei Vierteljahre in Wien aufgehalten, und die dortigen Anstalten für meine Bildung soviel wie möglich mit Eifer benutzt hatte, ging ich mit meinem Freund Haller nach Dresden. Wir traten unsere Reise mit Anfang November an und nahmen den Weg durch Mähren und Böhmen.

Von dieser meiner Reise habe ich wenig zu bemerken. Es waren hauptsächlich die schönen, malerischen Gegenden, welche uns anzogen und Stoff zur Unterhaltung gaben. Einige Punkte riefen uns die Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg und den Helden desselben, Friedrich den Großen, zurück. Mit besonderer Ehrfurcht schaute ich aus dem Fenster des Wirtshauses zu Kollin, aus welchem der König seine Garden zum mutigen Kampfe aneiferte, und mit ähnlichen Empfindungen besuchte ich die Anhöhen von Prag, wo Schwerin ruhmvoll, aber zwecklos fiel.

Wir hatten noch zwei Reisegefährten in unserm Wagen; der eine, ein humaner, gebildeter Priester aus Böhmen, diente uns zum Führer und Dolmetscher, da wir der böhmischen Sprache unkundig waren. Nicht selten trafen wir in den Gasthäusern wandernde Musikanten an, wie denn Böhmen das Vaterland der Tonkunst heißen kann, und diese würzten uns den Genuß der Fasanen, Rebhühner und des köstlichen Wildbrets, welches man in diesem Lande allenthalben findet, durch ihr oft überraschendes Spiel.

Schon auf dem Wege von Wien nach Prag trafen wir mit einem andern Wagen zusammen, der gleichfalls vier Passagiere hatte und denselben Weg machte. Mit-

tags und abends kehrten wir in einem und demselben Gasthofe ein. Einer der Reisenden in dem zweiten Wagen gab sich für einen Kaufmann aus. In Prag besahen wir miteinander die Schloßkirche, die berühmte Brücke und andere interessante Gebäude. Abends gingen wir in das Theater, wo der Vorhang unsere Aufmerksamkeit erregte, und mich mit dem Kaufmann in einen kleinen Streit verwickelte. Der Vorhang stellte das Innere eines Gebäudes vor, und er tadelte die dabei angebrachten Säulen. Ich bemerkte dagegen: Säulen seien runde, freie Stützen, und wenn das Innere eines Gebäudes, z. B. ein Korridor, ein Saal usw. dergleichen erforderten, so müßten sie auch hier als zweckmäßig erscheinen. Nachdem unser Gespräch eine Weile gedauert hatte, und ein jeder bei seiner Meinung beharrte, fing mein Gegner an: er sei ohne Zweifel mehr kompetenter Richter in solchen Dingen als ich, denn er habe die Architektur seit langem studiert, und komme soeben erst von Rom. Hätte ich einmal seine Schule und Erfahrungen durchgemacht, so würde ich seine Ansicht von Säulen gewiß teilen. Ohne daß mir der Mann durch seine Autorität meine Meinung benehmen konnte, bekam ich doch einen großen Respekt vor einem solchen gereisten Künstler und ging ihm deshalb bei unsern gemeinschaftlichen Exkursionen in Prag nicht mehr von der Seite, indem ich von ihm allerlei zu lernen hoffte, was er dann auch leicht gemerkt haben mochte, indem er von jetzt an eine weit gelehrtere Miene annahm. Als wir drei Architekte und einer von unsern ersten Reisegefährten, Herr Doktor Deutsch aus Augsburg, in einer Kutsche von Prag nach Dresden reisten, so waren unsere



Unterhaltungen größtenteils Kunstgegenstände, und es konnte sich daher nicht fehlen, daß wir bald einander näher kannten, und dann auch oft wegen verschiedener Meinungen in kleine Zwiste gerieten, wobei denn unser Doktor gewöhnlich den Schiedsrichter machen mußte. Bei einem solchen Streite kamen wir unweit der sächsischen Grenze eines Abends in unser Nachtquartier, wo gerade die Vorgesetzten in der Wirtsstube des Dorfes versammelt waren, und vielleicht ein Gläschen über den Durst getrunken haben mochten. Unser Streit betraf die Perspektive; unser neuer Reisegefährte, Herr Bürnad aus Berlin, behauptete mit meinem Freunde Haller gegen mich, jene Lehre, wie sie von Pater Bozzo, Lambert und andern vorgetragen worden, sei falsch, indem sich die Perspektive durchaus nicht überall auf mathematische Grundsätze zurückführen lasse. Ich brachte gegen diese Behauptung eine Menge Beweise vor, und da bei dieser Gelegenheit die Ausdrücke: Auge, Distanz, Akzidentalpunkt, Horizont, häufig vorkamen, und das Gespräch sich auch noch während des Nachtessens in der Wirtsstube fortspann, so kamen die Bauern auf den Gedanken, wir wollten sie zum Besten haben. In dieser Meinung schienen sie bestärkt zu werden, als ich ein Glas nahm, und an der Rundung desselben die verschiedenen Erscheinungen des Zirkels zu erklären suchte. Die Bauern machten eben Anstalt, über uns herzufallen, als zum guten Glück unser Kutscher hereintrat, und sie durch die Versicherung beschwichtigte, wir hätten schon den ganzen Tag über solch wunderliches, unverständliches Zeug geplaudert, und er selbst könne nicht klug aus uns werden.

Ähnliche Dispute hatten wir häufig, wobei sich jedoch am Ende zeigte, daß unser Reisegefährte kein eigentlicher Architekt, sondern ein praktischer, aber sehr geschickter Theatermaler war, was er später auch eingestand, da er uns in Dresden seine schönen römischen Arbeiten zeigte.

In Dresden stiegen wir fürs erste in einem Gasthofe ab, und wollten daselbst so lange verweilen, bis unser Eintritt in die Akademie statt haben konnte. Ich begab mich alsbald mit einem Empfehlungsschreiben, welches mir der Herr Minister von Alt in Wien mitgegeben, zu dem Minister Lucchesini, der mich sehr freundlich empfing, und als er meine und meines Freundes Absichten vernommen hatte, erwiderte: er sei Präsident der Akademie und habe die oberste Leitung aller Kunstanstalten, wir möchten ganz auf seine Bereitwilligkeit rechnen, uns nützlich zu sein. Er rate uns, vor allen Dingen das Terrain in Augenschein zu nehmen, und besonders die Gemäldegalerie, den Antikensaal, die Akademie, die Bibliothek usw. zu besuchen, und wenn wir nun unsern Plan gemacht hätten, wieder zu ihm zu kommen. Auf ähnliche humane Weise wurde mein Freund und ich an allen Orten, wohin wir empfohlen waren, aufgenommen, und besonders bei den dortigen Künstlern Weinlich, Graf usw., die uns wie alte Bekannte empfingen.

Bevor ich von meinem Aufenthalt in Dresden weiter erzähle, muß ich eines ganz eigenen Mannes gedenken, auf den ich in der Folge wieder zurückkommen werde, und der mir später große Dienste geleistet, auch zum Teil auf den Gang und die Richtung meines Lebens eingewirkt hat. Bald nach unsrer Ankunft in Dresden saß ich eines

Abends mit meinen drei Reisegefährten ganz vertraut bei einer Pfeife Tabak und einem Glas Bier auf einem Zimmer unseres Gasthofs, als der Kellner einen Fremden hereinführte, der unsere ganze Aufmerksamkeit erregte. Er war von mittlerem Alter, trug einen langen, vom Halse bis an die Schuhe zugeknöpften, grauen Rock mit großen Aufschlägen, in der einen Hand einen Stock, so groß als er selbst, in der andern einen dreieckigten, scharf zugespitzten Hut. Die langen blonden Locken fielen ihm auf die Schultern herab und gaben ihm das Ansehen eines Christuskopfs. Beim Eintritt in das Zimmer breitete er beide Arme aus und begann ziemlich pathetisch: „Meine Herren, ich habe im Intelligenzblatt gelesen, daß in diesem Gasthofe drei Architekten angekommen sind. Da ich selbst Künstler bin, so wäre mir's sehr erwünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie erlauben, so werde ich ein wenig bei Ihnen verweilen und ein Glas Bier mit Ihnen trinken."

Wir hießen ihn willkommen, ob wir uns gleich bei seinem Anblick und Benehmen des Lachens kaum erwehren konnten, und baten ihn Platz zu nehmen. Nachdem er Hut und Stock abgelegt hatte, begann er ein ziemlich allgemeines Gespräch, woraus jedoch bald hervorging, daß es ihm mehr um die Bekanntschaft Bürnads als die unsrige zu tun sei. Er erzählte mancherlei von Berlin, woher er vor einigen Wochen gekommen war, um seine Freunde in Dresden zu besuchen. Ohngefähr nach einer Stunde empfahl er sich wieder, und sagte beim Abschied zu mir und Haller, wir möchten ihn in Berlin besuchen, falls wir von Dresden dorthin kommen sollten.

Durch Herrn Bürnad, welcher acht Tage in Dresden verweilte, um mit uns alle die dortigen Kunstschätze zu sehen, hatten wir das Glück, mit den ersten Künstlern der Residenz bekannt zu werden, und da er überdies mit den vorzüglichsten Kunstwerken in Rom bekannt und vertraut war, so mußte mir seine Gesellschaft äußerst nützlich sein; denn ob ich gleichwohl bisher mehrere interessante Bildergalerien und andere Kunstwerke gesehen hatte, so geschah dieses doch nur einseitig, und ohne mir über die erhaltenen Eindrücke Rechenschaft geben zu können.

Es ist unendlich lehrreich für den jungen Künstler, bedeutende Kunstwerke an der Seite eines kundigen, gebildeten Führers zu sehen, der ihn vom Allgemeinen auf das Besondere und Einzelne leitet, wodurch erst ein bestimmtes Urteil entsteht. Der mehrmals wiederholte Besuch der Dresdner Galerie mußte eben darum mir und meinem Freunde von großem Vorteile sein, da unsere Begleiter Bürnad und Inspektor Riedel uns teilnehmend zu orientieren suchten. Mit gleicher Aufmerksamkeit und nicht minderem Interesse, wie wir die Bildergalerie nach den verschiedenen Schulen durchgegangen und unsere Betrachtungen gemeinschaftlich darüber gemacht hatten, besahen wir nun auch die Antikensammlungen, sowie auch die übrigen Merkwürdigkeiten, als die Bibliothek, Porzellansammlung, das grüne Gewölbe usw., bis uns endlich unsere Reisegesellschafter, Herr Bürnad und Herr Doktor Deutsch, unserem Schicksal in Dresden überließen und nach Berlin verreisten.

Als wir uns um acht Tage länger herumgetrieben, und während dieser Zeit auch die Akademie und besonders

den dortigen architektonischen Unterricht eingesehen hatten, welcher vorzüglich in den Anfangsgründen des Zeichnens, der Perspektive usw. bestand, so mußten wir leicht zu der Überzeugung gelangen, daß hier wenig für uns zu gewinnen sei. Wir hatten bereits mehr als die ersten Elemente der Baukunst inne, und da auch, außer der neuen Kreuz- oder Heiligengeistkirche, seit mehreren Jahren in Dresden nicht viel gebaut wurde, und uns auch die beinahe ganz vollendete Kirche eben keinen hohen Begriff von dem dasigen Geschmack in der Architektur beibrachte, so äußerte ich meinem Freunde, daß es mir in Rücksicht unseres Studiums in Dresden nicht recht gefallen wolle, und daß ich der Meinung sei, wir würden in Berlin, wo damals so viel gebaut ward, das Studium unserer Kunst mit weit besserem Erfolg betreiben können. Bei diesen Worten schrie Haller voller Freude laut auf: „Bei Gott, das denke ich auch, allein ich habe nur noch nicht das Herz gehabt, dir meine Meinung zu sagen."

Die Hauptschwierigkeit zur Fortsetzung unserer Reise war nun das Reisegeld. Ich hatte von Wien bis Dresden die Auslagen gemacht, und mein Freund erwartete erst von Haus seine Wechsel. Er ging darum täglich auf die Post, aber acht Tage lang vergeblich. Dieser Umstand verstimmte uns gewaltig. Endlich kam Haller eines Abends voller Freude und fast atemlos in unsern Gasthof gelaufen, den wir bisher noch nicht verlassen hatten, und sagte, indem er dreißig Friedrichsdor auf den Tisch warf: „Hier, mein lieber W., ist Geld, nun können wir nach Berlin reisen." Auf meine Frage, ob sein Wechsel angekommen sei, antwortete er: „O nein, ich habe mir das Geld auf

mein ehrliches Gesicht hin von einem Landsmann geborgt; höre nur, als ich vor einer Stunde wieder vergebens nach einem Brief mit dem Wechsel fragte, und ich mich schämte, noch öfters den vergeblichen Gang zu tun, ging ich zu Maler Graf, welcher ein Schweizer ist, und uns schon einigemal so freundschaftlich aufgenommen hat. Ich klagte ihm unsere Not und bat ihn, mir als seinem Landsmanne dreißig Friedrichsdor zu unserer Reise vorzuschießen, wogegen er dann meinen Brief mit dem Wechsel von der Post in Empfang nehmen, und mir den Rest nach Berlin nachschicken sollte. Ohne sich lange zu besinnen, holte Graf sogleich aus einem Nebenzimmer das Geld; allein als ich es eingesteckt hatte, fing er erst an: ‚Nun, mein Herr, ich habe Ihnen das Geld auf Ihr ehrliches Gesicht gegeben, denn ich habe eigentlich nicht die Ehre, Sie anders als von den paar Besuchen, womit Sie mich beehrten, zu kennen. Wie wollen Sie sich nun legitimieren, daß Sie derjenige sind, für den Sie sich bei mir ausgegeben?‘ Ich erwiderte ihm, ich sei aus Bern, aus des berühmten Hallers Familie, der dasige Magistrat lasse mich reisen; und dabei nannte ich meinen Vormund. ‚Das mag wohl sein,‘ entgegnete er mir; ‚dergleichen kann mir aber ein jeder sagen, er braucht nicht einmal aus Bern gebürtig zu sein, das ist noch kein Beweis.‘ Da ich nun hierauf nichts zu erwidern wußte, lief ich blitzschnell zur Türe hinaus, um hier meine Briefschaften und andere Papiere als Beweis zu holen; ich will nun geschwind wieder zu ihm hinlaufen, denn sonst könnte der gute, redliche Mann glauben, er habe es mit einem Abenteurer zu tun.“

Diese edle Handlung des trefflichen Graf setzte uns

in die gewünschte Lage. Das erste, was ich nun am nächsten Tage zur Beschleunigung unserer Reise nach Berlin unternahm, war ein Gang zu dem Minister Lucchesini, um mich zu verabschieden, und ihn um einige Empfehlungsschreiben nach Berlin zu bitten. Mein Freund sah sich unterdessen nach einem Kutscher um. Als ich zu dem Herrn Minister L. kam, entdeckte ich demselben mein Vorhaben mit den Worten, daß ich in Dresden nun alles gesehen, aber bei aller Achtung für die vielen Kunstschätze doch gefunden hätte, es sei nicht der Ort, um in meinem Fache weiter zu kommen, weswegen ich mich nach Berlin zu wenden gedächte, wo jetzt viel gebaut würde. Der Minister bezeigte sich über meinen Vortrag sehr ungnädig, und es schien ihn besonders zu verletzen, daß ich für meine Studien in Berlin mehr erwartete, als ich in Dresden gefunden. Er fuhr auf und sagte ziemlich heftig: „Junger Mensch, Sie kennen die Welt zu wenig, und sind zu unerfahren, als daß Sie zwischen Berlin und Dresden in Absicht auf Kunstanstalten und Kunstschätze entscheiden können. Statuen auf den Straßen, wie in Berlin, haben wir hier zwar nicht, allein wir haben Kunstwerke im Innern der Gebäude, wie sie dort nicht sind. Gehen Sie also nur in Gottes Namen nach Berlin, Sie werden dort alles schon nach Wunsch finden, und bedürfen deshalb nicht meiner Empfehlungen.“ Ich sah nun wohl, daß ich meine Sache sehr schlimm gemacht, und stellte darum Sr. Exzellenz vor, wie ich mich keineswegs dem Studium der Malerei und Bildhauerkunst, sondern der Architektur zu widmen gedächte; der Minister schien dies wenig zu beachten, und so empfahl ich mich und verzichtete auf das Empfehlungsschreiben.

Als ich von dieser unangenehmen und gar nicht nach Wunsch ausgefallenen Abschiedsvisite nach Hause kam, war Haller schon mit dem Einpacken unserer Koffer in voller Arbeit begriffen, denn er hatte bereits einen Kutscher ausfindig gemacht, welcher schon zwei andere Passagiere nach Berlin bringen, und uns den andern Morgen um fünf Uhr im Gasthofe abholen wollte. Nun galt es, in Eile noch von den Personen Abschied zu nehmen, die sich uns so wohlwollend erwiesen hatten. Abends ging ich zu Herrn Weinlich, weil dieser Ehrenmann wegen seiner Geschäfte nur in den Abendstunden anzutreffen war, um mich bei ihm nicht allein zu verabschieden, sondern ihn auch um einige Rekommandationsschreiben nach Berlin zu bitten. Das Unglück wollte, daß Herr Weinlich gerade auf dem Lande war, da er jedoch den Abend noch zurückerwartet wurde, so lud mich seine liebenswürdige Tochter ein, seine Heimkunft abzuwarten, die mit jedem Augenblick erfolgen könne.

Dieses Mädchen besaß Geist und Bildung, und als Tochter eines berühmten Architekten sprach sie gern und mit Einsicht über Baukunst. Die Unterredung führte uns auf die Briefe ihres Vaters über Rom und auf die Kunst in Italien. So ging wohl eine Stunde vorüber, und ich hielt es nun für schicklich, mich zu entfernen. Beim Abschied gab Demoiselle Weinlich mir die Versicherung, ich sollte darauf rechnen, die von ihrem Vater gewünschten Empfehlungsbriefe in der Frühe des nächsten Morgens noch vor unserer Abreise zu erhalten.

Als uns der Kellner gegen fünf Uhr des andern Morgens weckte, und Licht ins Zimmer brachte, übergab er

mir zugleich ein Schreiben von Herrn Weinlich, worin er es bedauerte, daß er mich gestern abend bei seiner Rückkehr nicht mehr angetroffen; er wünsche mir eine glückliche Reise, und schließe mir hier einen Brief an seinen Freund, Herrn Rat Reitzenstein, bei, der mir in Rom sehr viel Angenehmes erweisen könne.

Ich hatte damals noch kaum den Gedanken an Rom gehabt, und der Irrtum war ohne Zweifel durch mein Gespräch mit Demoiselle Weinlich über jene Stadt entstanden. Briefe nach Berlin zu verlangen, dazu war es jetzt zu spät, denn eben fuhr der Kutscher mit einem seiner Reisenden an unserm Gasthof vor. Mein Freund und ich mußten uns daher in unser Schicksal ergeben, und unser Heil in der Königsstadt ohne Empfehlungen versuchen.

Der Fremde, welcher bereits seinen Platz im Wagen eingenommen, schien, der gebrochenen Sprache nach, ein Italiener, was sich auch später bestätigte. Wir fuhren nun durch einige Straßen, um den zweiten Mann aufzunehmen. Als wir an der Wohnung desselben ankamen, war schon eine Menge kleinen Gepäcks, als Schachteln, Klistierspritzen usw. in Bereitschaft, wodurch der Raum im Wagen gar sehr verengt wurde. Endlich erschien denn auch der Reisegefährte selbst, voran ein Diener mit der Laterne, und hinter ihm der Hausherr mit seinen Kindern und einigen Hunden. In der einen Hand trug der Reisende seine Chatouille, und in der andern einen unmäßig langen Stock. Wir waren nicht wenig überrascht, in ihm den sonderbaren Mann zu erblicken, der uns im Gasthofe besucht hatte. Im Anfange wollte sich kein Gespräch anspinnen;

als wir aber bereits ohngefähr eine halbe Stunde von Dresden entfernt waren, und der hereinbrechende Tag die Gegenstände im Wagen deutlich machte, sah er uns mit einiger Überraschung an und sagte: „Wie, meine Herren, wir kennen ja einander schon, Sie sind die beiden jungen Künstler, welchen ich vor einigen Wochen in Dresden einen Besuch gemacht. Haben Sie Ihren Vorsatz geändert, in Dresden Ihre Studien fortzusetzen? Das macht mir viel Ehre, mit Ihnen nach Berlin zu reisen; ich hoffe, daß es Ihnen dort gefallen werde, und ich Ihnen einige Freundschaft erzeigen könne, denn ich habe in Berlin eine große und ausgedehnte Bekanntschaft, mit welcher ich Sie während unserer Fahrt der Reihe nach bekannt machen will."

Wir dankten ihm für sein Wohlwollen, aber ohne darauf zu achten, fuhr er fort: „So oberflächlich kennen wir drei uns zwar schon einander; allein da wir etliche zwanzig Meilen miteinander reisen, und uns auf diesem Wege leicht etwas begegnen könnte, was wechselseitige Teilnahme erforderte, so müssen wir uns alle vier gegeneinander mit Offenheit austauschen. Ich will daher zuerst anfangen, Ihnen von meiner Person einiges zu sagen. Ich bin der Hofrat Darbs aus Petersburg, und in Kopenhagen geboren, habe viele Jahre in Petersburg während der Regierung der großen Katharina gelebt, und wohne nun seit sechs Jahren in Berlin als Künstler und namentlich als Porträtmaler. Vor sechs Wochen ging ich nach Dresden, um meinen einzigen Sohn daselbst in das Freimaurer-Institut zur Erziehung zu bringen, und jetzt habe ich die Ehre, mit Ihnen zurück nach Berlin zu reisen,

um in meine Geschäfte wieder einzutreten. Dieses ist's, was ich Ihnen von mir zu sagen habe. Haben Sie nun die Güte, mir auch Ihre Personale mitzuteilen." Nachdem wir nun einer nach dem andern, und so auch unser Italiener, welcher aus Toskana gebürtig war und als Konditor schon mehrere Jahre in sächsischen Diensten stand, eine kurze Biographie von uns gegeben hatten, nahm Darbs das Gespräch wieder auf und sagte: „Meine lieben, werten Reisegefährten, ich muß Sie nun auch noch fragen, ob Sie keine Schießgewehre bei sich haben?" Als Haller antwortete, daß wir zwei Doppelpistolen auf den Seiten des Wagens in dem Kutschensack stecken hätten, zur Sicherheit bei einem etwaigen Angriff, so fing er an: „Um Gottes willen, meine lieben Herren, wenn geladene Schießgewehre in einer Chaise sind, so kann ich unmöglich in derselben bleiben. Lassen wir den Kutscher halten, und das Pulver von den Zündpfannen nehmen, und legen Sie dann diese Mordinstrumente in Ihre Koffer, denn auf dem Wege von hier nach Berlin haben wir keine Schelmen auf der Straße zu befürchten; und überhaupt muß ich Ihnen aus Erfahrung sagen, daß die Schießgewehre auf Reisen uns selbst mehr, als den Räubern, die uns anfallen, gefährlich sein können; ihrer wenige wagen den Angriff nicht, und der Menge übergibt man sich klüger auf Diskretion."

Wir willfahrten dieser Bitte, und setzten nun unsern Weg heiter fort. Darbs, der sich ebenso geläufig italienisch und französisch, als deutsch auszudrücken wußte, sprach jetzt viel von den Diensten, welche er uns in Berlin leisten wolle, sowie auch von wissenschaftlichen und andern Din-

gen. Dazwischen aber kramte er auch so wunderliches Zeug aus, daß mir angst und bange wurde, und ich in ihm einen Abenteurer besonderer Art zu erblicken glaubte. Als er hörte, ich sei aus Karlsruhe, fing er an: „Wie, mein lieber Freund, Sie sind aus Karlsruhe? Sagen Sie mir doch, wie befindet sich denn mein teurer alter Freund Herr Böckmann daselbst? Ich habe mit diesem interessanten Manne vor sechs Jahren, als er mit einem Ihrer Prinzen in Karlsbad war, einige angenehme Wochen verlebt.“ Auf meine Erwiderung, ich sei ein Schüler Böckmanns, äußerte er eine große Freude, indem, wie er sagte, dies ihn glücklich mache, in meiner Gesellschaft zu reisen, und ich sollte ihm nur recht viel von diesem Ehrenmanne erzählen.

Da sich Böckmann dazumal, als ich seine Vorlesungen über angewandte Mathematik und Physik hörte, viel mit dem Magnetismus abgab, und desfalls auch mit Doktor Mesmer in Verbindung stand, war Darbs sehr gespannt auf Böckmanns Erfahrungen hierüber, ohne jedoch sein eigenes Urteil kund zu geben. Überhaupt hielt er mit seinen Meinungen an sich, wenn von wissenschaftlichen Dingen die Rede war, und versicherte bloß im allgemeinen, ihm sei es immer wichtiger, einen Menschen als ein Buch genau kennen zu lernen.

Einige kleine Abenteuer, die uns unterwegs aufstießen, machten mich an unserm Begleiter Darbs noch mehr irre. Vor einem Gasthofe, an welchem wir in später Nacht anlangten, und dessen Einwohner uns lange fruchtlos pochen und klopfen und um Einlaß bitten ließen, benahm er sich mit großer Heftigkeit, und als nachher die junge, hübsche

Wirtin erschien, und ihn sein Betragen gereute, raunte er mir ins Ohr, ich möchte ihn nur für ein bißchen toll ausgeben, was ich auch tat.

Indem wir uns einem andern Städtchen näherten, äußerte er Besorgnisse, in dem dortigen Wirtshause erkannt zu werden. Auf unsere Frage nach der Ursache erzählte er folgendes: „Vor sechs Jahren, als ich von Petersburg nach Karlsbad fuhr, und in dem Städtchen, wohin wir jetzt kommen, Mittag machen wollte, fand ich in der Tür einen Mann mit einem Guckkasten, und in der Wirtsstube waren eine Menge Leute bei einem Hochzeitsschmause versammelt. Ich ermunterte den Mann, hineinzugehen, weil er sich bei dieser Gelegenheit ein hübsches Stück Geld erwerben könne. Er schien keinen rechten Mut zu haben. Ich ließ mir von ihm erklären, was in dem Kasten zu sehen sei, nahm die Maschine auf den Rücken, und befahl ihm, mir zu folgen und sich für meinen Diener auszugeben. Wir traten nun zusammen in die Wirtsstube; ich hielt eine lange, bunt ausstaffierte Rede an die zahlreichen Hochzeitsgäste, stellte meinen Kasten auf, der zwei Gläser hatte und führte dann zuerst die Braut und den Bräutigam, hierauf aber die ganze Gesellschaft paarweise hinzu, und erzählte ihnen so unerhörte Dinge von den Städten, welche in dem Kasten zu sehen waren, daß den Leuten vor Erstaunen der Atem stockte. Dem Diener, der mit dem Teller herumging, ward eine sehr reichliche Spende zuteil, und mich selbst lud man zu Tische, was ich aber ablehnte, und mir ein Zimmer geben ließ."

Diese Erzählung war kaum zu Ende, als wir in dem

Städtchen und dem Wirtshause ankamen, wo Darbs sein Spiel getrieben hatte. Die Wirtin kam ihm sogleich entgegen und betrachtete ihn von unten bis oben. Als er sie fragte, warum sie ihn so mustere, fing sie an: „Ach Gott, sind Sie es oder sind Sie es nicht?“ „Ja freilich bin ich's,“ erwiderte Darbs. „Wo haben Sie Ihren schönen Guckkasten?“ fuhr die Frau fort; „und bringen Sie etwas Neues mit? Ich will sogleich gehen und meine Freunde und Bekannte dazu einladen.“ „Die Zeiten haben sich geändert,“ erwiderte Darbs mit großer Gleichgültigkeit; „mein Diener ist mit dem Kasten in alle Welt gegangen, und ich habe ein anderes Gewerbe ergriffen.“ Die Frau bejammerte den Verlust der schönen Sachen, wir aber hatten Mühe, das Lachen zu verbeißen.

Übrigens waren diese und ähnliche Auftritte nicht geeignet, uns von Darbs einen guten Begriff beizubringen. Ich wenigstens hielt ihn, trotz seines ehrlichen Gesichts und des Ansehens, welches er sich zu geben wußte, für einen Windbeutel, bis ich später die freudigsten Beweise vom Gegenteil erhielt. Es war in der Tat sein eigentliches Bestreben, allen Menschen, wo sich die Gelegenheit bot, Dienste zu erzeigen und sie sich verbindlich zu machen.

Mein Freund Haller und ich kamen fremd nach Berlin; Darbs kannte uns nur, wie sich Reisende gewöhnlich kennen; wir waren ein paar junge Leute, die für ihn nur ein geringes Interesse haben konnten, aber väterlich nahm er sich unserer an, teilte uns Klugheitslehren mit, gab uns die nötigen Anweisungen, und tat alles, um uns nützlich zu werden.

Gleich beim Eintritt in Berlin begleitete er uns in den Gasthof zum goldnen Hirsch unter den Linden und empfahl uns dem Wirt auf das angelegentlichste. Nach seinem Versprechen kam er des andern Morgens Schlag acht Uhr, um uns abzuholen und die nötigen Besuche mit uns zu machen. Da wir noch nicht ganz angekleidet waren und selbst noch kein bedeutendes Zutrauen in des Herrn Darbs große Versprechungen setzten, so schalt er uns, indem er sagte: „Um Gotteswillen, meine jungen Freunde, ich bin ein alter Mann, und Sie, um deretwillen ich bis hierher komme, sind noch nicht in Ordnung. Hier in Berlin, wo ein jeder den Tag zu seinen Geschäften eingeteilt hat, muß man pünktlich sein. Ich habe da eine Liste von den Besuchen, welche ich mit Ihnen machen will und dabei mit Mühe die Stunden und Minuten angemerkt. Kommen wir zu spät, so können wir die aufgezeichneten Personen nicht mehr sprechen, und mein ganzes Verzeichnis ist unbrauchbar. Alle diese Besuche fordern dann mehr Zeit, und meine Geschäfte erlauben es mir nicht, Ihnen zu diesen Exkursionen mehr als acht halbe Tage widmen zu können. Außerdem ist es auch nicht klug, die ersten Besuche bei Personen, deren Freundschaft man sucht, zu lange anstehen zu lassen; man läuft dabei Gefahr, daß denselben von andern Vorurteile gegen uns beigebracht werden, die dann oft schwer zu tilgen sind.

Zum Glücke stellte sich der Peruquier bald ein, und so wurden wir in einer Viertelstunde flott. Den ersten Besuch statteten wir dem Oberbaudirektor Herrn Geheimen Rat Langhans, den zweiten Herrn Oberbaurat Becherer ab, und so brachte uns Darbs nacheinander zu dem ganzen

königlichen Oberbau-Personal und wußte uns einem jeden auf eine besondere, äußerst kluge und vorsichtige Art vorzustellen, je nachdem uns diese Herren etwas Angenehmes erweisen oder uns überhaupt in Berlin nützlich werden konnten.

Nachdem uns nun unser gefälliger Führer einige Tage lang beinahe von einem Haus zum andern gebracht hatte, bei welcher Gelegenheit wir erst seinen guten Charakter, seine ausgedehnten und interessanten Bekanntschaften in Berlin und seine Lebensmaximen und Erfahrungen kennen und schätzen lernten, sagte er endlich zu uns: „Meine jungen Freunde, morgen mittag führe ich Sie zu der Familie Itzig zum Speisen, dort werden Sie vollends alle angesehenen und interessanten Personen von hier und dem Ausland kennen lernen. Sind Sie," fuhr er fort, „daselbst eingeführt, so habe ich Ihnen mein Versprechen und meine Pflichten als Reisegesellschafter erfüllt, und ich werde Sie dann Ihrem eigenen Schicksal überlassen und mich freuen, wenn Sie Berlin so gut benutzen, wie es von Ihnen benutzt zu werden verdient."

Diese Bemühungen des redlichen Mannes hatten für mich den größten Erfolg. Indem ich dadurch mit Männern bekannt wurde, die wohltätig auf meine Bildung wirkten, gewann ich zugleich Vertrauen in mich selbst, und konnte allmählich den Gedanken fassen, die Architektur bis zu ihrem höheren Ziele zu verfolgen.

Wenn ich mir gleichwohl gestehen mußte, daß Wien und andere mehr südlich gelegene Städte in Hinsicht der Kunst im allgemeinen Vieles vor Berlin voraus hatten, so fand ich doch an letzterem Ort im geselligen Leben mehr Ideen über Kunst verbreitet; man begnügte sich hier nicht

mit allgemeinen Urteilen, sondern wußte diese Urteile tiefer zu begründen. Den Südländer führt mehr ein glücklicher Trieb, während seine nördlichen Landsleute das Reich der Begriffe zu erweitern streben.

Da ich bis jetzt noch nicht viel über Kunst gelesen hatte, so war mir der Umgang mit Personen, welche die alte und neue Welt- und Kunstgeschichte ihrem ganzen Umfang nach kannten, von äußerster Wichtigkeit, weil ich durch sie und durch das Studium der alten griechischen und römischen Geschichte sowie durch Lesung des Vitruv, Winckelmann, Sulzer usw. mir hellere Ansichten erwarb und über das Wesen der Architektur mehr ins Klare kam.

Außer den Vorlesungen über Ästhetik, welche Hofrat Moritz hielt, und den Vorlesungen über Baumaterialien bei Oberbaurat Becherer, besuchte ich in Berlin keinen öffentlichen Unterricht; indessen hatte ich das Glück, mit dem dortigen Architekten Genelly, welcher gerade aus Rom zurückkam, bekannt und sein Freund zu werden, und durch die Freundschaft dieses gebildeten Mannes lernte ich für meine Person mehr, als ich vielleicht sonst in einem öffentlichen Unterricht gefunden haben würde. Genelly, dessen Umgang ich während meines Aufenthalts alltäglich genoß, war als Architekt in seiner Bildung einen dem meinigen entgegengesetzten Weg gegangen; er fing ungefähr zu gleicher Zeit mit mir das Studium der Baukunst nach ihrer Theorie und Geschichte an, da ich hingegen von unten, nämlich von der praktischen Ausübung, meine architektonische Laufbahn begann. Auf dem halben Weg fügte es sich nun, daß ein Ungefähr mich mit diesem Manne bekannt machte, von welchem ich zuerst den wah-

ren Unterschied zwischen der eigentlichen Kunst und ihren verschiedenen Hilfsmitteln kennen lernte. Außerdem, daß ich den Winter hindurch soviel wie möglich studierte und daneben auch die Zeichnung zu einer Kirche mit der Anlage eines Marktplatzes für meine Vaterstadt entwarf, die ich nachher nach Hause sandte, suchte ich mich zu meiner Reise nach Italien anzuschicken, wozu Genelly mich täglich ermunterte, indem er glaubte, daß ich mir das Technische und Wissenschaftliche bis zu dem Grade angeeignet hätte, um in jenem Heimatlande der Künste meine Bildung vollenden zu können.

Während meines Aufenthalts in Berlin besuchte ich auch die dort und in der Nachbarschaft gelegenen Schlösser und andere königliche Gebäude, Gärten usw. in Charlottenburg und Potsdam, sowie auch alle Anstalten, welche mir nützlich sein konnten, wozu ich durch meine Bekanntschaften die beste Gelegenheit fand. Besonders gefällig bewies sich mir der Geheime Rat Langhans, welcher die Güte hatte, mich oft mit zu den unter seiner Leitung aufgeführten Gebäuden zu nehmen.

Unter den Berliner Gebäuden gefielen mir vorzüglich einige Teile des Residenzschlosses, das Zeughaus und Opernhaus, im allgemeinen aber die so schöne und regelmäßig angelegte Stadt selbst, für deren Verschönerung seit Friedrich dem Zweiten so viel getan worden.

Bevor ich aber meine Bemerkungen über die interessante Königsstadt schließe, muß ich noch einmal auf meinen väterlichen Freund Darbs zurückkommen. Ich besuchte ihn öfters, und jedesmal gab er mir guten Rat und nützliche Lehren. So sagte er einst zu mir: „Lieber Freund, ich habe

in der Welt und besonders an großen Höfen manches erfahren, und mein ganzes Streben war von jeher dahin gerichtet, mich als honetter Mann auszuzeichnen und die Achtung der Welt zu verdienen. Die Form meiner Bildung, die ich mir freilich an einem großen Hof gab, wo man mehr auf die Schale als den Kern sah, führte mich zu dem Bemühen, jedermann gefällig zu sein; allein dieses setzte mich in der Erlangung gründlicher Kenntnisse so weit zurück, daß ich die Wissenschaften und Künste nur oberflächlich kennen lernte. Bei Menschen von höherer Bildung konnte ich daher nur wenig mitsprechen. Seitdem ich aber das Hofleben aufgab und mich in Privatzirkeln herumtreibe, habe ich meine eigenen Lebensmaximen angenommen. Ich suche nämlich jedem Menschen wahrhaft zu dienen; ist's ein rechtschaffener und würdiger Mann, so habe ich von demselben wieder die gleiche Freundschaft zu erwarten; und erzeige ich einem Unwürdigen etwas Angenehmes, so schadet dieses der guten Sache nichts, sondern ich habe immer die Pflichten gegen meinen Nächsten erfüllt. Manches fällt an mir auf, hängt aber mit meinen Lebensmaximen genau zusammen. So, zum Beispiel, zeichne ich mich durch meine Kleidertracht aus und selbst durch meine Wohnung, wo ich die Rouleaus oder Stars, welche gegen die Sonne schützen, nicht oben, sondern unten an den Fenstern angebracht habe. Geht nun jemand an meinem Hause vorüber oder sieht mich selbst auf der Straße, so fragt er meist, was ist das für ein Narr? Durch diese Frage habe ich schon vieles für mich gewonnen, denn der Mann, der mich für einen Narren hält, erfährt dann bald, daß ich zwar ein Sonderling.

aber dabei ein guter und in der Welt bekannter Mann sei; der Getäuschte gewinnt nun einiges Interesse für mich, und lernt er mich endlich selbst, wie Sie, mein lieber Freund, kennen, so bin ich seines Wohlwollens und seiner Freundschaft versichert. Dieses", fügte er hinzu, „ist meine Lebensphilosophie, und sie erfordert ebenso Geschick und Studium, als Ihr oder ein anderes Fach. Ich habe in meiner Jugend mein Geld nicht zu Rat gehalten und bin daher nicht reich; allein ich bringe mich wie ein Arzt, der die körperlichen Leiden der Menschen zu mildern weiß, eben so mit meiner Kunst als ein ehrlicher Mann durch und bin deshalb oft über meine Arbeiten vergnügter als ein König." — Folgender charakteristische Zug mag das Bild des Mannes, der auch als Künstler eines guten Rufes genoß, vollenden.

Eines Morgens, als ich bei ihm war, kam eine ganz in Trauer gehüllte, ansehnliche Frau, welche einige Wochen zuvor ihren Mann, der als Hofrat in königlichen Diensten gestanden, verloren hatte. Indem sie ihm die Hände küssen wollte, fing sie weinend an: „Ach Gott, mein lieber Herr Hofrat, Sie waren der Freund meines seligen Mannes; ich bin nun die Unglückseligste von der Welt, denn ich habe kein Vermögen und soll meinen Sohn, welcher meine und seiner übrigen jüngern Geschwister Stütze werden soll, auf die Universität schicken und brauche hierzu dreihundert Taler, die ich nicht aufzutreiben weiß; ich komme daher in meiner Not zu Ihnen und will Sie um alles, was heilig ist, bitten, mir als einer verlassenen Witwe zu diesem Geld zu verhelfen." Als nun Darbs bedauerte, daß er nicht reich genug sei, um ihr das Geld zu geben und sie

hierüber in neue Klagen ausbrach, sagte er zu ihr: „Madame, ich habe das Geld nicht, allein ich will es Ihnen durch einen gutmütigen Herrn, der soviel leicht entbehren kann, verschaffen. Sie müssen jedoch alles pünktlich tun, was ich Ihnen sage. Kommen Sie diesen Mittag, aber präzis, wenn die Glocke zwölf schlägt, in das Zimmer des Herrn Grafen v. B.; damit Sie jedoch keine Sekunde verfehlen, so müssen Sie, wenn es auf dem der Wohnung des Grafen gegenüberstehenden Kirchturm zu schlagen anfängt, schon unten vor der Haustür sein und dann gleich die Treppe hinaufgehen und wie es ausgeschlagen hat, ganz unangemeldet in dessen Zimmer, welches Sie schon kennen, hineintreten; Sie werden mich dort antreffen, allein, Sie müssen nicht eine Minute früher und auch keine später kommen, denn sonst kann ich Ihnen für den guten Erfolg nicht stehen." Die gute Dame versprach nun alles und empfahl sich ganz getröstet.

Nachdem sie wegegangen war, fragte ich: „Lieber Darbs, kommt es denn so genau auf die Sekunde an? Und wie wollen Sie ihr zu diesem Geld verhelfen?" „Durch das gute Herz des Grafen v. B.," antwortete er. „Hören Sie nur, ich kenne das menschliche Herz, und wie oft alles vom ersten Moment abhängt. Wie gewöhnlich, gehe ich auch heute um elf Uhr zu dem Grafen, um ein Stündchen mit ihm zu verplaudern. Sehe ich nun, daß die seinem Zimmer gegenüberstehende Kirchturmuhr drei Viertel auf zwölf anzeigt, so wende ich das Gespräch auf die Witwe und ihre Lage und gebe zu erkennen, daß ich bedaure, nicht so reich zu sein, um eine unglückliche Familie vom Untergang zu retten. Der Graf kannte den Verstorbenen,

die Lage seiner Hinterlassenen wird sein Herz rühren und zur Hilfe geneigt machen. Nun schlägt es zwölf, die Frau tritt herein, ich stelle sie ihm vor: ‚Herr Graf, dies ist die Unglückliche, von welcher wir eben gesprochen. Geben Sie ihr Trost und Rettung, der Himmel wird Sie dafür segnen. So wie ich den Grafen kenne, gibt er die dreihundert Taler und freut sich seines wohltätigen Werks. Auch bei bessern Menschen entscheidet oft die Stimmung und der Eindruck des Augenblicks.“

Daß die Witwe das Geld wirklich erhalten, weiß ich nicht nur von Darbs, sondern auch von der Frau selbst, die sich nach mir erkundigen ließ, in der Meinung, ich hätte bei Darbs ein gutes Wort für sie gesprochen. Dankbar schickte sie ihren ältesten Sohn zu mir, um mir für die vermeinte Mitwirkung zu seinem Glücke zu danken und sich vor seiner Abreise nach der Universität Halle noch bei mir zu empfehlen.

Die beiden ersten Monate meines Aufenthalts in Berlin kam ich mit meinem Freund Haller in nicht geringe Geldverlegenheit. Mein Freund erhielt seinen Wechsel auf Dresden, dort wollte man denselben ohne dessen Unterschrift nicht auszahlen. Der wackre Graf schickte darum den Wechsel nach Berlin, um ihn auf sich stellen zu lassen; den Rest wolle er an Haller bar senden, nach Abzug der geliehenen Summe oder durch einen andern Wechsel nach Berlin übermachen. Durch das lange Ausbleiben des Wechsels und dann durch die Hin- und Hersendung desselben verstrichen mehr als acht Wochen, in welcher Zeit die dreißig Friedrichsdor zu Ende gingen. Einmal hatte Haller zwar schon einige Friedrichsdor bei einem Lands-

mann geliehen, allein zum zweitenmal schämte er sich, Schulden auf Schulden zu machen, und mir verbot mein Zartgefühl, welches zu borgen.

In unserem Kosthause, bei Madam Weichleben, hatte ich es zwar übernommen, unsre Wirtin zu bestimmen, daß sie sich wegen unserer Zahlung noch einen Monat länger gedulden möchte, weil unser Geld von Haus noch nicht angekommen wäre, was dieselbe auch mit vieler Artigkeit zugestand. Zur Bestreitung der Ausgaben, welche wir für das Abendbrot bar zu machen hatten, war guter Rat teuer, und als unkluge, unerfahrene Menschen wußten wir auch nicht den gehörigen Weg deshalb einzuschlagen. Als wir nun eines Abends unsere gewöhnliche Abendgesellschaft, die sich wöchentlich ein- oder zweimal bei uns versammelte, zu erwarten hatten, machte sich Haller gleich nach dem Mittagessen aus dem Hause, ich arbeitete dagegen bis zur Dämmerung und entfernte mich dann, um in der Stadt so lange umherzugehen, bis es spät geworden und ein Besuch unsrer Gäste nun nicht mehr zu besorgen stand.

Als ich nun aus der Charlottenstraße, in der wir wohnten, herausging und meinen Weg über den Gendarmen-Platz nahm, rief mir jemand sehr laut nach, und da ich nicht umzusehen wagte, weil ich mir gleich dachte, daß dies gewiß einer meiner Freunde und Gäste sei, so ging mir derselbe nach und fragte mich, wo ich denn noch hinwollte, es wäre ja schon spät und er sei soeben im Begriff, zu mir in Gesellschaft zu kommen. Zum Glück war dieses nun mein ehemaliger Reisegefährte von Wien bis Dresden, Herr Doktor D., ich klagte ihm aufrichtig meine Not und gestand, daß ich an einen andern Ort zum Abend-

brot gegangen wäre, allein ich könnte dies aus Zartgefühl nicht und wolle daher lieber Hunger leiden und mich so lange in der Stadt herumtreiben, bis ich keinen Besuch mehr zu erwarten hätte. „Lieber Freund," hub er an, „warum sagten Sie mir dieses nicht, ich habe zwar selbst nicht viel, allein einige Dukaten kann ich Ihnen schon leihen; kommen Sie jetzt mit und nehmen Sie bei mir Ihr Abendbrot, denn sonst laufen Sie noch einem andern von ihren Freunden wie mir in die Hände und kommen in neue Verlegenheit. Ich teile mit Ihnen meine Kasse und dann können Sie ganz ruhig Ihren Wechsel abwarten, und brauchen sich nicht mehr vor ihren Freunden unsichtbar zu machen."

In Absicht meiner Studien habe ich noch von Berlin zu bemerken, daß ich daselbst zuerst auf meine Farbenhypothese, welche ich nachher in meinem Lehrbuche der Optik näher ausgearbeitet, gekommen bin. Als ich nämlich den Vorlesungen des Herrn Oberbaurat Becherer über die verschiedenen Baumaterialien beiwohnte, kam mir der Gedanke, die Ursache, warum sich die gebrannten Steine von der Tonfarbe an durch das Feuer in so mannigfaltige Farben umwandeln, zu ergründen. Nachdem ich die bis dahin gemachten Hypothesen von Euler, Lambert usw. und besonders das Experiment Lamberts, wonach Weiß sich ihm als eine Mischung von allen Farben darstellte, anwenden wollte, fand ich jene Hypothesen unrichtig, das Experiment aber, daß sich verschiedene Farben auf einer Scheibe nebeneinander gesetzt, beim Herumdrehen in einer weißen Gestalt zeigen, ganz auf meine nachherige Ansicht, daß Farben als gleichgeformte Atome der Körper anzusehen seien, anwendbar, und glaubte hieraus erklären zu

können, wie die Verwandlung der Farben bei den gebrannten Steinen nur durch die Verwandlung der Atome durch das Feuer geschehe.

Da ich bisher mit meinem Freund Haller Freud und Leid in brüderlicher Eintracht geteilt hatte, und mich derselbe in Berlin verließ, so will ich noch von diesem mir unvergeßlichen Jugendfreunde einiges sagen. Er wurde vor einigen Jahren ein Opfer seines Diensteifers, indem er die bei Bern angelegten Militär-Spitäler besuchte und dabei das Nervenfieber bekam. Haller hatte ein weit empfehlenderes Äußere als ich, seine Beredsamkeit und besonders seine Schlag auf Schlag treffenden witzigen Einfälle machten ihn bei jeder Gesellschaft im ersten Augenblicke beliebt, und besonders bei den Frauen.

Bis Berlin verschaffte uns jedoch die Verschiedenheit unsres Charakters eine gleich günstige Aufnahme, denn wenn Haller durch seine Naivetät im ersten Augenblicke Zuneigung gewann, so wußte ich sie mir durch meine Wißbegierde und das Vertrauen, womit ich mich an gebildete Menschen anschloß, zu erwerben.

Ein unglücklicher Einfall Hallers über eine sehr verständige Dame, welche jedoch troß ihres Alters den Rest ihrer Reize bewundert wissen wollte, brachte meinen Freund in Berlin in einigen Mißkredit, indem sich diese Dame an ihm zu rächen suchte. Der Vorfall war folgender: Wir wurden in einer Gesellschaft der geistreichen Madame St. vorgestellt, und von ihr in ihre Wohnung eingeladen; indes verschoben wir diesen Besuch ziemlich lange. Eines Morgens kam einer unsrer Freunde, der uns sagte: „Meine Herren, nun habe ich Auftrag, Sie ohne alle Widerrede

zur Toilette der Madame St. zu bringen, denn diese Dame wünscht Sie, vorzüglich aber Herrn von Haller, den sie in besondere Affektion genommen, näher kennen zu lernen." Wir folgten der Einladung, und wurden aufs freundlichste empfangen. Madame St. wußte das Gespräch auf hundert verschiedene Gegenstände zu lenken, wobei sie ihren Verstand, ihre Kenntnisse, ihren Witz auf eine für uns überraschende Weise an den Tag legte. Endlich wendete sie sich zu meinem Freunde Haller mit den Worten: „In acht Tagen ist Neujahr, und da möchte ich meinem Gemahl mit meinem Porträte eine Freude machen; ich habe mich durch W. malen lassen, da Sie nun ein so geübter Kunstkenner sind, so wollte ich Sie bitten, das Porträt anzusehen, und mir zu sagen, ob Sie nichts darüber zu erinnern finden." „Ach," fing Haller an, „ich bedaure den Maler, der es wagte, Sie zu porträtieren." „Wie?" fragte die Dame, welche erwartete, daß ihr Haller eine Schmeichelei sagen werde, „sind meine Züge denn so schwer zu treffen?" „Das eben nicht," gab mein Freund zur Antwort; „allein wenn Raphael Sie malte und könnte Ihrem Bilde mit den Farben keine Sprache geben, so hätte dasselbe wenigstens für mich keinen Wert". Madame St., welche sich noch sehr viel auf ihre Reize zu gut tat und die Äußerung Hallers für einen Spott ansah, wurde gleich ihrem reizenden Negligé-Anzug, schneeweiß, und sprach kein Wort mehr, sodaß unser Begleiter merkte, daß es besser getan wäre, wenn wir uns wieder empfehlten. Madame St. ließ von nun an gegen Haller überall, wo wir mit ihr zusammentrafen, eine auffallende Abneigung blicken, und ihre Rache ging so weit, daß mein Freund

seinen Aufenthalt in Berlin sehr widerwärtig fand, und seine Abreise beschloß. Für mich war der Winter, den ich in Berlin zugebracht, einer der angenehmsten gewesen. Haller verließ mich anfangs April, um nach Kopenhagen zu gehen, und daselbst seinen Vetter, den Dichter Baggesen, welcher eine Kusine von ihm zur Frau hatte, zu besuchen, und in den ersten Tagen des Mai trat ich mit meinem Freunde, dem verstorbenen Professor und Historienmaler Carstens aus Berlin, und dem Hofmaler Cabot aus Kopenhagen, welcher schon zuvor mehrere Jahre in Rom studiert hatte, und daher mit der Sprache und den Sitten Italiens sehr gut bekannt war, meine Reise nach Rom an. Von Berlin aus nahm Professor Carstens den Weg über Dresden, um daselbst die Bildergalerie, welche er noch nicht gesehen hatte, kennen zu lernen; Cabot und ich reisten über Potsdam, Wittenberg und Leipzig bis Zwickau, wo wir mit Carstens wieder zusammentrafen. Während dieser die Galerie in Dresden besah, hielten wir uns in Leipzig auf, um daselbst die interessante Winklersche Gemäldesammlung mit den übrigen dortigen Kunstwerken, welche zerstreut bei Privatpersonen sich finden, kennen zu lernen. Der berühmte Oeser beschäftigte sich gerade damals mit Ausmalung der Hauptkirche, und die Bekanntschaft dieses so interessanten Mannes sowie auch noch anderer Künstler und Kunstfreunde, an denen Leipzig von jeher reich war, mußte für uns sehr schätzbar sein. Von Zwickau aus setzten wir unsere künstlerische Wanderung über Hof nach Nürnberg fort, wo uns die zahlreichen altdeutschen Kunstwerke acht Tage lang in Anspruch nahmen. Der einsichtige und tätige Kunsthändler Frauen-

holz erwies uns alle Freundschaft; er achtete Carstens als einen der ersten Kompositeure unserer Zeit, Cabot als Bilderkenner, und gewann mich lieb als einen rührigen, wißbegierigen jungen Mann, der noch gern etwas lernen wollte. Durch ihn erhielten wir Gelegenheit, alle in Nürnberg noch vorhandenen altdeutschen Kunstwerke von Albrecht Dürer und andern, die sich größtenteils aus dem 15. bis 16. Jahrhundert datieren, sowohl in den öffentlichen als auch in den Privatgebäuden zu sehen und zu bewundern. Besonders gefiel mir die dasige St. Sebaldus-Kirche, die sowohl in Hinsicht des altdeutschen Kirchenstils, als auch wegen der Gemälde und der Skulptur aus jener Zeit, ein merkwürdiges Kunstdenkmal ist.

In Rücksicht auf Kunst bleibt Nürnberg noch immer eine der ersten, interessantesten Städte Deutschlands, und man sieht gegenwärtig noch die Merkmale, daß sie vor einigen Jahrhunderten die größten Künstler aufzuweisen hatte. Von Nürnberg nahmen wir unsern Weg über Augsburg, wo wir uns ebenfalls einige Tage wegen der dortigen Kunstwerke aufhielten, und von da weiter über Lindau, Schaffhausen und Zürich. Von Zürich aus machten meine beiden Reisegefährten eine Reise nach Basel, um daselbst die Gemälde des berühmten Holbein zu betrachten. Da ich dieselben schon kannte, suchte ich mich während der Zeit in Zürich mit meinen alten Bekannten und Freunden, die ich seit drei Jahren nicht wieder gesehen, zu unterhalten. Unsere Koffer hatten wir schon von Lindau nach Mailand spedieren lassen, und außer einem Zeichenbuch, einer Reise- oder Postkarte und dem Volkmann, welcher uns als Wegweiser für die Kunstsachen in

Italien dienen sollte, nur wenige Kleidungsstücke und etwas Wäsche mit uns genommen, was wir durch einen Führer leicht tragen lassen konnten, darum setzten wir von da an unsere Reise über Zug, Luzern, Altdorf und den St. Gotthardt zu Fuß fort. Nachdem wir auf dem St. Gotthardt in dem letzten deutschen Dorf übernachtet, und des Morgens darauf, als den letzten Mai, unser Mittagessen oben auf der Höhe des Bergs bei den Kapuzinern eingenommen hatten, und endlich an die Stelle kamen, wo sich die Straße wieder abwärts gegen die Lombardei hinzieht, von wo aus man schon in das schöne Italien hineinsehen kann, lagerten wir uns rechts an der Seite des Wegs auf einem etwas hervorragenden Felsen, um da unsere Betrachtungen an der Grenze des heimatlichen Bodens anzustellen.

Zum Dankgefühl, daß mich die Vorsehung bisher auf freundlichen Wegen zum Ziele meiner Bestrebungen geführt, erhob sich mein Herz, und während ich mir einen Punkt an dem schönen Himmel zu fixieren suchte, unter welchem ich in der Zukunft wohnen sollte, bat ich Gott im stillen, daß er mich auch dort noch beschützen und meinen Bemühungen gedeihlichen Erfolg geben möchte.

Da wir hier eine ziemliche Zeit verweilten, so wurde es schon Abend, als wir in dem ersten italienischen Örtchen Ariolo ankamen, wir waren daher genötigt, daselbst zu übernachten. Die zwei folgenden Tage fielen Schnee und Regen durcheinander, und wir glaubten, daß sich dieses schlechte Wetter durch das ganze Ariolertal verbreite, darum blieben wir an diesem Ort, fanden aber, als wir den dritten Tag nach Bellinzona kamen, daß es da wohl

etwas wenig geregnet, aber nicht geschneit hatte und das Unwetter bloß oben an den Gebirgen ausgebrochen war. Während wir eben in Bellinzona zu Mittag aßen, kam unser Führer, den wir von Altdorf mitgenommen, bei uns nachzusuchen, daß wir ihn nunmehr wieder zurück nach Hause gehen lassen möchten, indem er den Hausknecht aus dem Wirtshaus von Magadino am Lago Maggiore, der soeben hier wäre, ausfindig gemacht, welcher uns weiter begleiten und unser Gepäck auf seinem Pferd mitnehmen wolle, auch jeden Moment bereit sei, mit uns abzureisen. Nachdem wir nun unsern vorigen Begleiter ausbezahlt und mit dem neuen übereingekommen waren, unser Gepäck mitzunehmen, verließen wir Bellinzona. Etwa eine halbe Stunde vor diesem sehr romantisch gelegenen Orte sagte uns unser neuer Begleiter: „Meine Herren, es ist heute Sonntag und in meines Herrn Hause gibt es sehr viel zu tun, wenn Sie nichts dagegen haben, so will ich einstweilen vorausreiten, und Sie folgen mir nach Bequemlichkeit; Sie können den Weg garnicht verfehlen, ich will Ihnen inzwischen ein gutes Nachtessen und ein gutes Nachtquartier bestellen.“ Wir waren damit zufrieden, aber kaum hatte er sich ungefähr eine Viertelstunde von uns entfernt, als wir an ein großes breites Wasser kamen, welches quer über unsern Weg aus dem Gebirge herablief, wo seit einigen Tagen ein außerordentlicher Regen gefallen war; nirgends konnten wir einen Steg oder eine Brücke entdecken. Unser Freund Cabot, welcher die Art solcher Italiener kennen wollte, hielt unsern Begleiter für einen Spitzbuben und glaubte, daß wir um unser Gepäck, worin wir selbst den größten Teil unseres

Reisegeldes verwahrt hatten, geprellt seien, indem der Bursche die Straße ohne Zweifel gekannt und uns nur früher verlassen habe, damit wir wegen des Waldstroms nicht so geschwind nachkommen und ihn verfolgen könnten. Cabot war daher der Meinung, daß wir uns nicht lange zu besinnen hätten, um diesem Schelm, der uns auf eine so listige Art um unsere Habseligkeit bringen wollte, nachzusetzen und deshalb ohne alles Weilen durch den Waldstrom waten müßten. Ich, als der Jüngste und Beherzteste, entschloß mich, vorauszugehen, worauf mir dann meine beiden Reisegefährten folgten. Glücklich erreichten wir das andere Ufer, wo wir, bis an die Hüften triefend, anlangten. Es war ein Glück, daß wir auf dieses Bad, welches uns eine Krankheit zuziehen konnte, gegen zwei Stunden zu gehen hatten, wobei wir uns sehr warm liefen, so daß die Kleider uns auf dem Leibe wieder trockneten. Als wir diesen Weg mit tausend Sorgen wegen unserer Effekten so geschwind als möglich fortgesetzt hatten, um unsern Dieb zu verfolgen, und endlich in Magadino am Lago Maggiore, dem ersten Wirtshause, ankamen, zeigte sich der Hausknecht schon oben auf der Haustreppe und rief uns entgegen: „Meine Herren, Sie sind mir außerordentlich geschwind nachgefolgt, ich hätte Sie erst in einer Stunde erwartet.“ Ohne daß wir ihm unsern Verdacht merken ließen, waren wir nicht wenig vergnügt, uns in unsrer Meinung, bestohlen zu sein, geirrt zu haben. Den Tag hierauf nahmen wir ein Schiff und besuchten die Borromäischen Inseln, Isola Madre bella, und brachten den ganzen Tag auf diesem schönen und malerischen See zu. Da wir die Absicht hatten, alle interessanten Gegen-

den auf unserer Reise und vorzüglich die drei Haupt-Seen am Fuße der Alpen zu sehen, so bestimmten wir hierauf zwei weitere Tage für die Bereisung des Lago Lucano und Lago di Como. Als wir am andern Morgen am Ufer des Lago Lucano in Agno ankamen, begegnete uns ein ziemlich ansehnlicher Mann auf der Straße, welcher uns, da er uns miteinander deutsch reden hörte, in deutscher Sprache fragte, wo wir hinwollten. Auf unsere Antwort, daß wir zu Schiff nach Lucano fahren wollten, erwiderte er, das Marktschiff sei schon am frühen Morgen nach Lucano abgefahren, und er rate uns deshalb lieber zu Land nach Lucano zu gehen, weil es von da nur eine Stunde, hingegen auf dem See gegen vier Stunden dahin sei, weshalb die Schiffer auch einen großen Lohn forderten. Da wir äußerten, daß wir die Kosten nicht scheuten und eigens hierhergekommen seien, um die gegenseitigen Ufer des Sees zu sehen, erwiderte der Mann: „Das ist etwas anderes, ich glaubte, es wäre Ihnen bloß daran gelegen, bald nach Lucano zu kommen, da Sie aber wahrscheinlich Reisende sind, die Italien aus Wißbegierde bereisen, so will ich Ihnen ein Schiff bestellen, denn ich bin hier sehr gut bekannt und bin der Landvogt von Lucano, habe aber in Deutschland und Freiburg studiert. Ich selbst will alsbald mit meiner Tochter, welche ich bei mir habe, auf einem Esel zu Land nach Haus gehen und die Herren zugleich bitten, daß Sie mir die Ehre erweisen, diesen Mittag bei mir in Lucano zu speisen. Gehen Sie also nur hier in dieses Wirtshaus hinein und nehmen ein Frühstück, ich will Ihnen einstweilen das Schiff nach Lucano bestellen.“ Kaum saßen

wir einige Minuten in dem Wirtshause, als schon zwei Schiffsleute kamen, die sagten, daß der Landvogt mit ihnen den Akkord abgeschlossen habe, uns für zwei Dukaten mit einem expressen Schiff nach Lucano zu führen, wir möchten uns aber eilen, um noch zeitig daselbst anzulangen. Wir folgten alsbald diesen Schiffern nach dem kleinen Hafen und fanden dort zwei andere Schiffer, welche der Landvogt gemietet hatte, die erstern hatten es gehört und waren ihren Kameraden zuvorgekommen, worüber jedoch der Landvogt bloß die Achseln zuckte und es uns freistellte, welcher Partei wir den Vorzug geben wollten; den Schiffern hingegen war dies nicht einerlei, sie gerieten in einen heftigen Zank, indem beide Teile ihr Recht behaupteten, ohne daß der Landvogt das Herz hatte, sich in den Streit zu legen oder als obrigkeitliche Person die Sache abzutun.

Ohne zu wissen, welcher Partei eines der beiden in Bereitschaft stehenden Schiffe gehöre, bestiegen wir das erste beste, worauf uns die beiden Eigentümer des Schiffes folgten, welche nun gerade diejenigen waren, die uns im Gasthof aufgesucht hatten. Auf diese Art war nun der Streit geschlichtet, und wir befanden uns schon eine ziemliche Strecke weit in der See, als sich der Landvogt noch immer mit seiner Partei herumzankte. Nachdem wir etwa eine Stunde Wegs zurückgelegt, kamen wir an einem ganz nahe am Ufer gelegenen schönen Örtchen vorbei, wo unsere Schiffleute einem jungen Menschen zuriefen, sie wollten ihn mit in das Schiff aufnehmen, zugleich sagten sie uns, dies sei der Sohn des Landvogts, und so erlaubten wir gerne das Einsteigen des jungen Menschen, welcher aber wegen seines ärmlichen Anzugs eher einem

jungen Bettler, als dem Sohn des Herrn Landvogts von Lucano glich. Wir mochten jetzt ungefähr anderthalb Stunden weit gefahren sein, als die Schiffer bei einem isolierten Wirtshause anlandeten und uns weiß machen wollten, daß wir nun in Lucano angekommen seien, was uns jedoch nicht wahr zu sein schien, weil wir bisher immer in einer geraden Richtung an den Ufern vorbeigefahren waren und sehr wohl wußten, daß der See eine große Beugung habe und Lucano in dem andern Bug gelegen sein müsse. Durch diese Behauptung kamen wir dann mit den Schiffern in einen großen Streit, indem sie darauf bestanden, daß hier Lucano ganz nahe läge und wir von dem Wirtshaus an nur noch wenige Schritte in die Stadt zu machen hätten, was denn auch der junge Mensch aus sichtbarer Furcht vor diesen rohen Menschen auf ihre Aufforderung bestätigte. Nachdem wir uns nun einige Zeit mit ihnen gestritten hatten, ließen uns die Burschen, welche ganz wie Banditen aussahen, im Schiffe sitzen und gingen in das etwa hundert Schritte vom Ufer gelegene Wirtshaus. Da unser Protestieren und Schreien garnichts fruchtete, folgten wir ihnen endlich selbst nach in die zu ebener Erde gelegene Wirtsstube, wo wir eine Menge dem äußeren Ansehen unserer Schiffer ähnliche Kerls antrafen, die sich auch gleich auf die Seite unserer Schiffer schlugen, welche jetzt mit Ungestüm ihre Bezahlung forderten.

Der Wirt, welcher den Sohn des Landvogts bei uns erkannte, nahm sich indessen unsrer an und sagte uns im Vertrauen, wir hätten bis jetzt erst den halben Weg nach Lucano zurückgelegt, allein der See mache unweit von seinem Hause eine weite Krümmung, und bei der größten

Anstrengung würden die Schiffer uns in vier Stunden kaum bis Lucano bringen können. Da nun eben eine Menge fremde verdächtige Kerls bei ihm eingekehrt seien, die er selbst nicht kenne, und es in dieser Gegend auf der österreichischen und Schweizer Grenze überhaupt soviel Gesindel gebe, welche von einem Land in das andre überlaufen, wenn man sie packen wolle, so rate er uns, die Sache in Güte beizulegen, er wolle uns eine Frau mitgeben, um unser Gepäck bis Lucano zu tragen, wohin wir zu Land in ungefähr eineinhalb Stunden gehen könnten, denn er vermöge uns nicht zu schützen. „Diesen Morgen erst," fuhr er fort, „wurde in Lucano ein solcher Schelm gehenkt, und ich habe die Kerls in meiner Wirtsstube beinah im Verdacht, daß sie Spießgesellen jenes Gehenkten seien." Nach dieser Erklärung besannen wir uns nicht lange, den guten Rat des Wirts zu befolgen und zahlten die Schiffer aus, mußten aber nachher einen abscheulichen und beinahe ganz ungangbaren Weg über lauter kleine verwitterte Felsenstücke am Fuße des Bergs gegen zwei Stunden lang bis Lucano machen. Als wir daselbst eintrafen, kam der Landvogt, welcher schon über eine Stunde mit dem Mittagessen gewartet hatte, uns auf der Straße entgegen, allein die Unannehmlichkeit, welche wir den Tag über in seiner Gerichtsherrlichkeit, zum Teil in seiner und zum Teil in seines Sohnes Gegenwart erfahren hatten, gaben uns keinen hohen Begriff von seiner Würde, und wir entschuldigten uns daher und zogen das Mittagessen in dem Gasthofe vor.

Den andern Tag, als wir schon in der Frühe an dem Comer See ankamen, wurden wir bei unserer weitern Reise

auf diesem See für die widrigen Zufälle des vorigen Tags entschädigt. Wie wir vor das sogenannte Plinianum (Landhaus des Plinius) kamen und von der Seeseite auf dem Schiff eine kleine Skizze von der Ansicht machen wollten, wurden wir durch den Zuruf eines ansehnlichen Herrn überrascht, der uns aus dem Hause zurief.

Als wir nun dieser sehr freundlichen Einladung folgten und der humane Eigentümer der Villa erfuhr, daß wir Deutsche seien, sagte er uns in unserer Sprache: „Meine Herren, ich bin der Besitzer dieses so berühmten Landhauses, das vor mehreren Jahrhunderten einer der gelehrtesten und geistreichsten Römer gebaut und angelegt hat. Ich bin ein mailändischer Edelmann, habe aber mehrere Jahre in Deutschland und vorzüglich am Hofe in Dresden gelebt. Nachdem ich in mein Vaterland zurückgekehrt und mich von allen Geschäften zurückgezogen, so wählte ich mir aus besondrer Vorliebe diesen Landsitz für meinen Sommeraufenthalt in der Hoffnung, daß mich hier recht viele Freunde besuchen würden; allein das Unglück will nun, daß Sie seit zwei Jahren höchstens die dritte Gesellschaft von Fremden sind, die bei mir einspricht. Ich heiße Sie darum um so herzlicher willkommen. Wenn ich Sie bitten darf, so halten Sie sich einige Tage bei mir auf und sehen sich in diesen Gebirgen um, ich kann Sie zwar nicht ganz so köstlich bewirten, wie es der erste Erbauer der Villa getan haben würde, allein es soll Ihnen nichts abgehen, und im guten Willen für meine Gäste glaube ich, selbst dem Plinius nicht nachzustehen.“

Unser trefflicher Wirt befolgte auch getreulich den Ju-

halt der lateiniſchen Inſchrift des Plinius, welche noch jetzt in der obern, mittlern Halle zu leſen iſt, und ſagte: die Fremden ſollten ſich zuerſt mit den trefflichen Speiſen und Getränken des Landes erquicken, und ſich dann erſt umſehen und ſagen, ob er den Ort dieſes Landſitzes recht gewählt habe? Nach einer trefflichen Bewirtung beſahen wir das ganze Haus mit ſeinen ſchönen Umgebungen und himmliſchen Ausſichten; und ſetzten alsdann unſre Fahrt längs der reizenden Ufer des Sees, der faſt in ſeinem ganzen Umkreiſe mit herrlichen Villen und freundlichen Städtchen prangt, weiter fort, bis wir abends in Como ankamen. Von Como wollten wir den Weg bis Mailand zu Fuß machen, allein da an allen Ecken der Gaſſen und auch ſelbſt auf den Landſtraßen angeſchlagen war, daß ſich in daſiger Gegend und beſonders in der Nähe von Mailand eine Hyäne aufhalte, welche ſchon mehrere Menſchen getötet, und ſich deshalb ein jeder Fußreiſende zur Sicherheit mit einer geladenen Büchſe verſehen möge, ſo waren wir genötigt, bis Mailand einen Vetturin zu nehmen.

Die Hyäne, welche einem Mann, der allerlei Tiere für das Geld ſehen ließ, entſprungen war, hatte ſchon dazumal, wie ich nach Mailand kam, einige Landleute und ſelbſt auch ein Kind aufgezehrt. Die Amme mit dem Taufpaten wollten eben dieſes Kind zur Taufe tragen, unterwegs, als die Hyäne ſich blicken ließ, warf ſie das Kind weg und lief mit der übrigen Geſellſchaft davon. Das nämliche Tier ſetzte eines Tags halb Mailand in großen Schrecken, indem es vor der Stadt in der Nähe einer Promenade, auf der ich gerade auch war, zum Vorſchein

kam. Mit einem Geschrei sprang bei dieser Erscheinung alles von der Promenade der Stadt zu, allein der Kommandant von Mailand beorderte in der Eile eine Eskadron Kavallerie auf die Promenade, um die Personen zu schützen.

In Mailand verweilten wir acht Tage lang, um alle die daselbst befindlichen interessanten Gebäude, Gemäldesammlungen und Bibliotheken zu sehen, unter denen der Architekt besonders von dem noch stehenden altrömischen Portikus, von dem Dom, Spital und einigen Klöstern usw., der Maler von den Gemälden des Andreas del Sarto, von dem Abendmahl des da Vinci, der Gelehrte von der ambrosianischen Bibliothek, die sowohl wegen ihrer Bauart als auch wegen der darin aufbewahrten vorzüglichen Werke und den Kartons von den römischen Stanzen Raphaels, angezogen wird. Mir gefiel es hier vorzüglich wohl, und die Hauptstadt der Lombardei gab mir einen hohen Begriff von der Kunst in den übrigen italienischen Hauptstädten und ließ mich auch die kleinen Unannehmlichkeiten, welche ich auf dem Weg von der deutschen Grenze bis dahin gehabt hatte, um so mehr vergessen, da mir Cabot bei Betrachtung der Kunstschätze in Mailand versicherte, daß dieses nur Kleinigkeit wäre, daß das Herrlichste uns erst in Florenz und Rom erwartete.

Es ist gewöhnlich der Fall, daß den Fremden gleich bei den ersten Schritten auf dem italienischen Boden manche Unannehmlichkeiten aus Unkunde der italienischen Sitten und Gebräuche widerfahren, weshalb nicht selten ein sehr zweideutiges Urteil von Reisenden über dieses so

merkwürdige Land in Rückſicht ſeiner Bewohner gefällt wird. Wer Italien flüchtig durchreiſt, wird ſich allerdings von den Menſchen wenig erbaut fühlen; wer ſich aber länger in dem Lande aufhält und gewiſſermaßen einheimiſch und mit den Bewohnern vertraut wird, fällt gewöhnlich das entgegengeſetzte Urteil. Dies beſtätigte ſich durch unſre eigenen Erfahrungen. So hatten wir in Mailand eine große Verdrießlichkeit wegen des Empfangs unſerer Koffer, indem unſer Spediteur in Lindau ſelbige der Sicherheit wegen emballiert und als Kaufmannsgut ſpediert hatte, wovon für das Pfund ein Gulden Eingangszoll in Mailand entrichtet werden mußte. Das Handelshaus, an das unſere Koffer adreſſiert waren, ſuchte uns indeſſen von dieſer Abgabe, die für unſere drei Koffer gegen achtzig Dukaten betragen hätte, zu befreien, indem es uns anriet, wir ſollten uns mit unſerem bisherigen Reiſegepäck noch in Mailand behelfen und die Koffer als Tranſit nach Genua verſenden laſſen, wo wir ſie bei unſerer Ankunft ohne Bezahlung eines Impot erhalten könnten. Wir befolgten dieſen Rat und erſparten uns dadurch eine Ausgabe, die uns in Verlegenheit gebracht hätte.

Nach unſerem ſchon in Berlin gemachten Reiſeplan wollten Profeſſor Carſtens und ich zuerſt den Weg über Tirol nach Italien nehmen, waren aber nachher mit Cabot übereingekommen, ihn durch die Schweiz zu begleiten, wenn er ſodann mit uns ſeinen Weg über Genua, und von da zur See weiter, nach Livorno, Florenz und Rom nehmen wollte. In Mailand änderte Cabot ſeinen Sinn und war entſchloſſen, aus doppelter Urſache, den nächſten Weg von da nach Rom zu nehmen. Dies ſetzte Carſtens

und mich in Verlegenheit. Ich hatte in Berlin nur hundert Dukaten Reisegeld aufgenommen, und unsere Kassen waren bereits sehr geschmolzen. Carstens, bei seiner Gutmütigkeit, ließ sich leicht, gegen seinen Willen, bereden, mir aber kam das sehr ungelegen; ich stellte Cabot sein Unrecht lebhaft vor, und bestand fest auf Erfüllung unsrer Verabredung. Zuletzt erklärte ich ihm, wir würden, wenn er uns verließe, in Mailand bleiben, wo wir uns von der Schweiz aus leicht das uns noch etwa fehlende Reisegeld verschaffen könnten. Den Weg nach Rom würden wir auch ohne ihn finden, und in Rom selbst würde eine solche Störung unseres freundschaftlichen Verhältnisses ihm allgemeine Mißbilligung zuziehen.

Nachdem wir uns acht Tage in Mailand aufgehalten, und daselbst alles Interessante und Merkwürdige von Kunst gesehen hatten, reisten wir über Pavia nach Genua ab, wo ich unweit der Stadt auf den Höhen der Apenninen das unbeschreibliche Vergnügen hatte, an einem schönen Morgen zum erstenmal das Meer mit vielen darauf segelnden Schiffen zu erblicken. Die Stadt Genua, welche von dem Ufer des Meeres auf das angrenzende Gebirg amphitheatralisch gebaut ist, sowie auch die malerischen Umgebungen, machten auf mich einen unauslöschlichen Eindruck. Aber dies muß ich gestehen, daß mich die See fast mehr noch als die Stadt selbst anzog, und unwillkürlich wendete sich mein Auge immer wieder von den prächtigen Türmen und Palästen auf die unendliche Wasserwelt hin.

Nachdem wir uns mit den Merkwürdigkeiten in Genua, wobei, wie in Mailand, Volkmann unser Führer war,

hinlänglich bekannt gemacht, schlossen wir mit einem spanischen Schiffsmann, welcher mit einem ziemlich ansehnlichen Kauffahrteischiff nach Livorno ging, einen Vertrag ab, ließen auf vier Tage Lebensmittel nebst unsern Koffern und übrigen Habseligkeiten auf das Schiff bringen, und versahen uns mit den nötigen Gesundheitsscheinen wegen der Quarantäne in Livorno. Am vierten Abend nach unserer Ankunft in Genua fuhren wir ab. Außer dem Hafen und auf der Reede vor Genua lag dazumal ein französisches Linienschiff mit zwei Fregatten, welche den ersten französischen republikanischen Gesandten nach Konstantinopel bringen wollten, und einige Tage zuvor, weil die Schiffssoldaten mit den englischen Matrosen, welche in dem Hafen von Genua lagen, Händel angefangen, aus demselben, samt dem Minister, herausgewiesen worden waren.

Die Republikaner ließen uns nicht ungeneckt an ihren Schiffen vorbeisegeln, sondern riefen uns alle Arten von Spott und Schmähungen nach, welche zwar von unsern Matrosen und einigen Passagieren erwidert wurden, allein die Mannschaft auf den französischen Schiffen war zu groß, als daß sie uns nicht überschrien, und mit Unarten überflügelt hätten. Bis die Dunkelheit hereinbrach, blieb ich auf dem Verdeck, um zu sehen, wie wir uns nach und nach von Genua entfernten, wo die Fenster der Stadt gleich einer Illumination beleuchtet erschienen. Erst gegen zehn Uhr ging ich zu meinen Reisegefährten in die Kajüte, um daselbst mit ihnen unser Abendbrot in freundschaftlicher Unterhaltuug vom Seewesen, weil beide schon große Schiffahrten gemacht hatten, zu verzehren. Das

Geräusch des Wassers, das in der Kajüte so sonderbar tönte, daß man glaubte, das Schiff würde über lauter Kieselsteine gezogen, nahmen wir bei dieser unsrer Unterhaltung als ein vortreffliches Zeichen an, und Cabot, als der erfahrenste Seefahrer, der seine erste Reise von Kopenhagen bis Rom zur See gemacht hatte, gab uns die angenehme Hoffnung, daß dieses Geräusch des Wassers einen so schnellen Lauf des Schiffs vermuten lasse, daß wir in der Frühe des andern Tags wenigstens schon über halbwegs bis Livorno gekommen sein müßten. In der angenehmsten Hoffnung und voller Freude, morgen wieder ein anderes schönes Ufer und eine neue Gegend zu sehen, legten wir uns schlafen, und ich konnte kaum den Tag erwarten. Gleich nach vier Uhr des Morgens kroch ich schon aus der Kajüte und auf das Verdeck, wo ein ziemlich starker Wind wehte; da ich ganz nahe vor uns, durch die Beleuchtung der Fenster eine Stadt erblickte, und auch merkte, daß das Schiff vor Anker lag, so kehrte ich geschwind wieder um, und kam voller Freude zu Cabot, um ihm zu sagen, wir seien schon in Livorno angekommen. Da ich mich den Matrosen nicht hatte verständlich machen können, ging Cabot mit mir auf das Verdeck, wo wir zu unserm größten Leidwesen erfuhren, daß wir wieder vor Genua vor Anker lagen, indem der Wind ganz entgegen wäre, und sie zur Vermeidung der Gefahr für nötig gefunden hätten, wieder in Genua einzulaufen. Als es vollends Tag wurde, sagte uns der Schiffer, daß wir nun ganz ruhig wieder in unsern Gasthof zurückkehren könnten, doch müßten wir unsere Effekten auf dem Schiff zurücklassen, und wenn wir Kleidungsstücke oder sonst et-

was aus unseren Koffern haben wollten, solches auf dem Schiff abholen und uns auch da zu jeder beliebigen Stunde umkleiden, „denn“, setzte er hinzu, „es steht ein großer Sturm (Temporale) bevor, und da kann es wohl sein, daß wir erst in sechs bis acht Tagen wieder von hier abreisen können, in jedem Fall laß ich es Ihnen aber mehrere Stunden zuvor wissen, wenn wir unter Segel gehen.“ Dieser widrige Zufall, der uns zum zweitenmal nach Genua brachte, verschaffte uns das Vergnügen, Herrn Handelsmann Zellweger aus St. Gallen, welcher in Genua ein großes Handelshaus hatte, mit seiner würdigen Gattin, einer Tochter des seligen Salomo Geßner, kennen zu lernen. Wir waren an dieses liebenswürdige Ehepaar empfohlen, allein da wir uns die ersten Tage in Genua aufhielten, war Herr Zellweger mit seiner Frau auf dem Lande, und sie kamen erst während unseres zweiten Aufenthalts zurück. Wir fanden bei ihnen die herzlichste Aufnahme.

Das von unserem Schiffer vorhergesagte Sturmwetter ging inzwischen vorüber; er selbst hatte die Zeit trefflich benützt, eine Menge Kontrebande auf sein Schiff zu schmuggeln, was ihm sehr leicht wurde, da sein Schiff bereits visitiert und er nur, dem Sturm zu entgehen, in den Hafen zurückgekehrt war. Nach sechs Tagen liefen wir zum zweitenmal aus, wozu uns das Wetter äußerst begünstigte.

Als wir abends gegen fünf Uhr außer der Reede und auf die hohe See kamen, waren die Ufer vor Genua äußerst schön beleuchtet, und es trat eine so große Windstille ein, daß das Meer ganz einer unbeweglichen Fläche

glich, auf der sich die von der untergehenden Sonne fallenden Strahlen gleich einer Spiegelscheibe reflektierten; nur hier und da sahen wir diese unbewegliche Fläche mit Schiffen wie mit Punkten bezeichnet, und zu Zeiten durchbrachen Delphine diese Spiegelfläche in der Nähe hinter unserem Schiff, indem sie uns nachhüpften. Mir gab dieser Anblick eine himmlische Empfindung, und ich beneidete die Matrosen, welche so glücklich sind, so oft dergleichen schöne Naturszenen, wo Himmel, Luft und Erde so heiter und versöhnend erscheinen, zu sehen.

Unser Schiffskapitän hingegen prophezeite uns durch diese Stille des Meeres nichts Gutes, indem er versicherte, wir hätten in vierundzwanzig Stunden das fürchterlichste Unwetter zu erwarten, was denn auch wirklich der Fall war, denn die Nacht und den Tag darauf war es noch immer so windstill, daß wir kaum bemerkten, daß sich unser Schiff von der Stelle bewegte, und die zweite Nacht darauf stellte sich schon ein starker Wind ein, welcher bald in einen so heftigen Orkan überging, daß wir den Morgen darauf Mühe hatten, in den Golf della Specia zu kommen, wo wir wegen des außerordentlich stürmischen Wetters über vier Tage bleiben mußten. Die Wellen türmten sich gleich Bergen auf und drohten die Felsen-Ufer unseres Golfs, sowie der kleinen darin gelegenen Inseln, in ihrer schäumenden Wut zu vernichten. In diesem Hafen, welcher durch ein kleines, jedoch von den hohen felsigen Inseln, auf welchen ein genuesisches Fort liegt, gegen die Wellen innerhalb geschützt ist, weshalb man bei einem großen Sturm kaum in denselben einfahren kann, hatten wir einige sonderbare Auftritte. Gleich einige Stunden,

nachdem wir in denſelben glücklich eingelaufen waren und vor Anker lagen, flüchtete ſich ein genueſiſches Boot mit wenig Mannſchaft und einem Paſſagier in denſelben; damit das Schiff nicht an die Felſen anſtieße und in der Brandung unterginge, machte ſich alles, was in dem kleinen Ort von Matroſen war, auf die Boote, um das Schiff vor dem Untergang zu retten, indem es die Wellen jeden Augenblick zu verſchlingen oder an einen Felſen hinzuſchleudern drohten. Mit Mühe retteten jedoch die Leute das Schiff und die Mannſchaft, der Fremde war ſeekrank und totſchwach, erholte ſich aber nachher bald wieder. Den zweiten Tag, wo Profeſſor Carſtens und ich nach Tiſch die dortigen Berge beſtiegen und Cabot und der ſpaniſche Schiffskapitän ſich auf das Schiff zum Schlafen begaben, um ſich da aus beſonderer Liebhaberei durch die Meereswogen wie Kinder einwiegen zu laſſen, hatte derſelbe einen beſonderen Schreck, indem die ſtarke Bewegung der Wellen den Anker von dem Schiff abriß, ſodaß dasſelbe ganz frei wurde und in die größte Gefahr kam. Die ganze Mannſchaft der im Golf befindlichen Matroſen machten ſich daher abermals auf die Boote, um das Schiff zu retten, allein ſie konnten ſich demſelben nicht nähern, um das Ankerſeil zu erreichen, weil das Schiff viel zu groß war, weshalb den Booten die Vernichtung drohte. Der ſpaniſche Schiffskapitän ließ ſich daher von dem Schiff an dem Ankerſeil ins Waſſer und ſuchte ſich mit demſelben einem Boot zu nähern, worauf ſodann die ſämtlichen Schiffer ſich alle an das Ankerſeil mit ihren Booten anſchloſſen und ſomit das Schiff retteten. Als wir von unſerm Ausfluge zurückkamen, trafen wir Cabot im Bette und noch ganz krank

vor Schreck von dieser Geschichte an. Bevor ich den kleinen unansehnlichen Ort Specia verlasse, will ich noch einer andern Verlegenheit gedenken, in welche uns Carstens gesetzt.

Da in den vier Tagen, welche wir daselbst zubrachten, ein Sonntag fiel, so lud uns ein Kapuziner, welcher mit uns auf demselben Schiffe nach Livorno reisen wollte, schon Sonnabends zu seiner Messe ein, die er in der Frühe des nächsten Tags lesen wollte, mit den übrigen Reisenden und Matrosen. Da wir es an diesem entlegenen Orte und auch wegen unserer übrigen Reisegefährten für unklug hielten, unser Glaubensbekenntnis abzulegen, so sagten wir dem Kapuziner seine Bitte gerne zu. Als wir jedoch den andern Morgen in gesamter Zahl in die im Hafen an dem Ufer des Meeres gelegene Kirche zogen, so weigerte sich Carstens, mit in die Kirche zu gehen, indem er vorgab, das lange Knien nicht aushalten zu können. Da wir ihm nun deshalb Vorstellungen machten, so verstand er sich endlich unter der Bedingung dazu, daß ihm Cabot sagen sollte, wenn es nötig wäre zu knien. Der Kapuziner begann jetzt die Messe, und die sämtliche Schiffsgesellschaft sank um den Altar auf die Knie. Cabot, der mit diesen Zeremonien bekannt war, tat ein Gleiches, was wir ihm dann nachmachten. Carstens, der hinter Cabot auf den Knien lag, flüsterte jedoch diesem unaufhörlich ins Ohr, ob er noch nicht bald wieder aufstehen könne, denn länger vermöge er's nicht auszuhalten. Nachdem er nun so eine Viertelstunde gemurrt hatte und die Zeromonie nicht enden wollte, stand er von selbst auf, putzte den Staub von den Knien und ging zur Kirchtür hinaus. Nach beendigter Messe kam unsere Gesellschaft mit dem Kapuziner

und bedauerte unsern Carstens außerordentlich, daß er nicht bis zur Wandlung hätte in der Kirche bleiben können, weil sie glaubten, er müsse todkrank geworden sein. Wir bejahten dies, als wir aber zur Kirchtür hinauskamen, ging Carstens längs dem Meerufer auf und ab und schleuderte mit seinem Stock kleine Kieselsteine von dem Ufer in das Meer. Die ganze Gesellschaft, welche aber zum Glück kein deutsches Wort verstand, begleitete uns zu ihm, um zu vernehmen, wie er sich befände. Da wir nun seine Krankheit schon kannten, verwiesen wir ihm seine Unvorsichtigkeit, allein er schalt Cabot, daß er ihn zu so etwas, was er nicht vertragen könne, verleitet habe, und die Italiener und Spanier, denen dieses Gespräch unverständlich war, glaubten, er mache eine recht lebhafte Schilderung seiner Kränklichkeit und rieten ihm gutmütig, einen Arzt um Rat zu fragen. Nachdem wir einige Zeit in diesem entlegenen Orte zugebracht und uns teils an Betrachtung der Naturszenerien, teils an den Sitten und Eigentümlichkeiten der Menschen erheitert hatten, wurden wir den fünften Tag schon morgens zwei Uhr von unsern Matrosen aufgeweckt, welche uns zur Abfahrt riefen. Noch wogte das Meer unruhig hin und her, allein der Morgen schien einen schönen Tag anzukünden, und der Wind wehte gerade von dem Land gegen die See, was uns eine günstige Fortsetzung unseres Weges hoffen ließ. Schon eine Stunde vor Tag waren wir reisefertig, das Schiff freigemacht und die Segel aufgezogen, und es ging nun pfeilschnell über die noch immer von dem Sturm bewegte See hin, und zwar mit so gutem Winde, daß bei Tagesanbruch kein Ufer mehr sichtbar war. Die außerordentliche Geschwin-

digkeit des Schiffes, welches beständig zwischen den hohen Wogen wie durch ein Tal zu gehen hatte, verursachte mir und meinen übrigen Reisegefährten kein großes Wohlbehagen, indem wir beinahe alle durch dieses schnelle Schaukeln seekrank wurden, was jedoch schnell vorüberging. Morgens gegen neun Uhr erblickten wir schon wieder Land; auf die Frage an unsern Schiffskapitän, ob dieses Livorno sei, antwortete er: „Meine Herren! Das ist Bastia auf Korsika, ich habe daselbst einiges Gepäck abzugeben, wir steigen aber nicht ans Land, denn der Wind ist zu günstig, wir müssen ihn benutzen, um diesen Abend noch bei guter Zeit in Livorno anzukommen.“ Als wir uns Bastia etwas mehr genähert hatten, nahm einer unserer Matrosen ein großes Meerschneckengehäuse und blies darauf verschiedene Töne wie durch ein Sprachrohr; nach ungefähr einer Viertelstunde kam von dem Hafen ein Boot mit vier Personen, welche das Gepäck, das unser Schiffskapitän abzugeben hatte, aufluden. Wir setzten hierauf unsern Weg augenblicklich weiter fort.

Auf dieser unserer Fahrt, unweit von Livorno, sahen wir auch die in unserer Zeit durch Napoleon so bekannt gewordene Insel Elba, welche gleich einem farbigen Punkt aus der unübersehbaren Meeresfläche hervorschaute. Dazumal dachten wir freilich nicht, daß dieser Punkt dereinst ein so allgemeines Interesse für die ganze Welt gewinnen würde, sonst würde ich ihn wenigstens mit meinem kleinen Sehrohr von Tamsen, das ich immer bei mir in der Tasche trug, näher betrachtet haben.

Abends gegen halb sechs Uhr kamen wir in Livorno an, wo wir aber wegen der Quarantäne erst nach einer

langen Untersuchung unserer Gesundheitspässe, und nachdem unser Schiffskapitän eine Handtreu abgelegt hatte, daß kein Korsar oder Türke während unserer Reise an Bord gekommen war, an das Land steigen durften.

Livorno war von den Städten, welche ich bisher in Italien gesehen, die erste, die mir ein italienisches Ansehen und in ihrer Bauart einen eigentümlichen Charakter zu haben schien. Mailand und Genua sind zwar als große Haupt- und Handelsstädte interessant, allein sie haben eine französische Physiognomie, die von Livorno ist nationaler. Da Livorno zu meiner Zeit einer der ersten Freihäfen des mittelländischen Meeres war, so fanden wir sie auch äußerst belebt durch die verschiedenen Nationen, die sich daselbst aus allen Weltteilen aufhielten, besonders merkwürdig war mir eine Kunsthandlung, welche alle Arten von italienischen Kunstprodukten enthielt und jedem Künstler merkwürdig durch die Gemälde, Statuen, Kopien der altrömischen Denkmäler von Korkholz, Mosaiken usw, die zum Teil zu den billigsten Preisen verkauft wurden.

Aus diesem Freihafen setzten wir nach einigen Tagen unsre Reise nach Pisa fort. In dieser einst merkwürdigen und blühenden Stadt sahen wir uns ebenfalls um und wurden an manche große Ereignisse einer reichen Vergangenheit erinnert.

Von da machten wir eine kleine Exkursion in die Bäder von Carrara und die dortigen berühmten Steinbrüche, in welchen der carrarische Marmor gebrochen wird. So tot und unbelebt gegenwärtig Pisa ist, so viele Spuren des vormaligen Wohlstandes findet man noch daselbst, besonders in den ausgezeichneten Gebäuden. Die gegenwärtige

Entvölkerung und der damalige Bedarf der Wohnungen in Pisa war mir schon in unserem Gasthof äußerst bemerklich, indem, als wir in demselben ankamen, uns der Kellner eine Menge Zimmer für Fremde zur Auswahl zeigte. Da nun keines von diesen Zimmern möbliert war, so sagten wir, er sollte dieselben zuerst mit Betten, Tischen und Stühlen versehen, dann wollten wir uns über die Wahl entscheiden. „Ach, meine Herren," gab er zur Antwort, „das ist hier nicht Sitte, wir haben weit mehr Zimmer als Möbel, und erst, wenn sich die Fremden die Zimmer ausgesucht haben, welche sie zu bewohnen wünschen, werden diese mit den nötigen Gerätschaften versehen." Ähnliche leerstehende Gebäude gibt es in Pisa viele, so z. B. die Börse, mehrere Kirchen und andere öffentliche Gebäude, unbenutzt und bloße Zeugen von dem ehemaligen Wohlstande dieser sonst so gewerbsamen und für den Handel gut situierten Stadt, da sie durch den Arno mit dem Meer in unmittelbarer Verbindung ist und dabei in dem fruchtbarsten und gesegnetsten Teil von Italien liegt.

Unter den Gebäuden von Pisa zogen mich besonders an: der Dom, das Battisterium mit dem Schiefturme, das Campo Santo mit den herrlichen Werken des Fiesole. Nie hatte ich vorher so viele merkwürdige Gebäude, Gemälde usw. auf einem Punkt vereinigt gesehen. Wenn es hier der Ort wäre, so würde ich gerne vieles von diesen so einzigen Monumenten aus dem modernen heroischen Zeitalter anführen. Aber ich muß mich beschränken, und will nur noch etwas Weniges von der Fortsetzung meiner Reise nach Florenz und Rom bemerken. Wenn ich alle die Kunstwerke, welche mich in Italien besonders anzo-

gen, anführen wollte, so hätte ich bloß von Florenz ein Buch zu schreiben. Hier stehen die unsterblichen Werke von den berühmtesten Baumeistern des Mittelalters: Brunelleschi, Bramante, Serlio, Palladio usw. gebaut, und die Gemälde- und Statuen-Sammlung, sowie die Kunstschätze in den Privat-Galerien und Kirchen sind einzig in ihrer Art, und Florenz, welches schon wegen seiner schönen Lage die Blume Italiens genannt wird, kann daher wohl auch mit Recht als Blumenstrauß von allen schönen und interessanten Kunstwerken angesehen werden. Ob ich gleichwohl bis hierher manches treffliche Kunstwerk gesehen hatte, so überraschten mich doch die in Florenz größenteils aus der frühern Kunstperiode abstammenden Kunstprodukte durch den tiefen Sinn der Meister und ihr reines, absichtliches Streben, und es ist wohl keine Stadt, welche die Künste mehr als diese durch Jahrhunderte genährt und gepflegt hat. Was mich in Florenz von Werken der Architektur vorzüglich ansprach, waren der Dom, das Battisterium, der Palazzo Veggio, der Palazzo Pitti mit seinen schönen Gartenanlagen, sowie auch die Lage der alten Stadt Fiesole, von wo aus das so schöne und reizende Florenz ganz übersehen werden kann. Nie hat mich ein Bild oder der Prospekt von einer Stadt mehr als gerade von dieser angezogen, und obgleich mein römischer Aufenthalt und mein dortiges Studium einen großen Teil meiner frühern Eindrücke geschwächt hatte, so gewann dennoch dieses Bild noch mehr bei mir, als ich es zum zweitenmal sah. Bevor ich Florenz verlasse, wo P. Carstens wegen seines Studiums einen Monat länger als wir blieb, und Cabot und ich nur

acht Tage verweilten, und dann zusammen nach Rom gingen, muß ich dankbar erkennen, daß ich ohne meine Reisegefährten bei meinem Studium im Gebiete der bildenden Kunst nicht so leicht sehen gelernt hätte. Alle Kunstwerke in den Städten, durch die wir kamen, betrachteten wir gemeinschaftlich, und teilten uns unsere Meinungen über dieselben gegenseitig mit, dadurch lernte ich die mehrsten klassischen Maler nach ihren verschiedenen Schulen in Hinsicht auf Komposition und Stil etwas genauer kennen, so daß ich also auch in diesem Teil der Kunst nicht ganz ohne Kenntnisse nach Rom kam. In Rücksicht meiner bisher in Italien erworbenen architektonischen Bildung will ich noch hinzufügen, daß gleich, nachdem ich den italienischen Boden betreten, und unter dem heitern Himmel atmete, eine produktive Kraft sich in mir zu regen begann. Ich komponierte unterwegs bis Florenz und dann bis nach Rom eine Menge Gebäude, wozu ich meistenteils die Ideen von den gemeinen ländlichen Wohnungen nahm, indem mir diese Gebäude wegen ihrer mannigfaltigen Formen, Benutzung des Lokals, der Materialien usw. oft weit ingeniöser und für ihr Bedürfnis zweckmäßiger als selbst manche große Palais zu sein schienen. Daneben ließ ich jedoch die mit Kunst und Wissenschaft aufgeführten Gebäude in Hinsicht auf Stil, Anordnung und Konstruktion nicht außer acht, und die Hoffnung, daß ich nun alles das, was ich bisher nur einzeln und zerstreut gesehen, weit vereinigter und bequemer für mein Studium in Rom antreffen werde, stieg immer mehr und mehr, so wie ich mich dieser ehemaligen Hauptstadt der Welt näherte. Ob Florenz gleichwohl eine Menge Kunst-

werke, und besonders aus dem Mittelalter, aufzuweisen hat, die selbst Rom von diesem Wert nicht besitzt, so konnte ich es doch kaum erwarten, bis Cabot und ich in dem Wagen saßen, um nur bald an das Ziel unserer Reise zu gelangen. Als wir erst Florenz hinter uns hatten, fühlte ich meine Brust immer mehr erweitert; in meinen Gedanken erblickte ich bereits die Siebenhügelstadt, von der ich mir im allgemeinen ein nicht ganz unähnliches Bild entwerfen konnte, indem ich die piranesischen Prospekte öfters mit Aufmerksamkeit durchgangen hatte.

Einige kleine Abenteuer, die wir noch auf dieser letzten Strecke bestehen mußten, unterbrachen indessen das freundliche Spiel meiner Phantasie. Unser Vetturin, den wir von Florenz bis Rom gemietet, trug nicht wenig dazu bei. Er war der Sohn eines Vetturins in Rom und früher unter der päpstlichen Garde gestanden; um die Welt zu sehen, machte er für seinen Vater eine Reise mit Fremden nach Livorno und Florenz und von da wieder mit uns zurück nach Rom. Ob man gleich beim Reisen in Italien gewöhnlich unterwegs auf Rechnung des Vetturins lebt, indem man mit demselben eine Übereinkunft für Kost, Logis und Trinkgeld trifft, so kam es doch dem unsrigen, welcher sich auf seiner Reise etwas zu gut tun wollte, nicht so genau darauf an, ob wir uns an einem Orte einen oder zwei Tage länger aufhielten, als er nach unserm Vertrag zu tun schuldig war, und wir mußten ihn sogar immer zur schnellen Reise antreiben, indem er oft schon mittags seine Station beendigen wollte. Darum traf es sich denn auch oft, daß wir erst spät in der Nacht in einem Gasthofe anlangten, und auch nicht immer in

gewöhnlichen Wirtshäusern Mittag machen konnten. So waren wir unter anderm genötigt, am Fuße eines Berges, in einem einzelnen sehr schlechten Posthaus zu Mittag zu speisen. Obgleich das Essen sehr schlecht war, und der Vetturin dasselbe samt dem Trinkgeld, das in Italien gewöhnlich einem jeden Kellner gegeben wird, bezahlte, so verlangte der Hausknecht, welcher ganz allein mit seiner alten Gebieterin zu Hause war, bei unserem Einsteigen in unser Cabriolet noch zudringlich eine bone mage (Trinkgeld), als wir ihm dieses verweigerten, weil das Essen schlecht gewesen wäre, schimpfte und fluchte der Bursche uns alles Unheil nach. Als wir nun kaum dreißig oder vierzig Schritte von dem Gasthause hinweg waren, bemerkten wir, daß hinten an einem unserer Koffer das Seil los geworden war. Wir ließen unsern Vetturin sogleich halten, welcher den Hausknecht hereirief, um den Koffer wieder fest zu machen: als dieser nun hinten auf dem Gestell, worauf die Koffer lagen, stand, und das Seil mit einem Holz festzog, so brach jenes, der Knecht verlor das Gleichgewicht, fiel herab, und der Koffer mit ihm und auf ihn, so daß er sehr übel zugerichtet wurde. Der Kerl schrie abscheulich und konnte auch auf dem Fuß nicht stehen, wir machten ihm Umschläge von Salzwasser, verbanden ihn so gut als wir konnten und trugen ihn hierauf in das Wirtshaus zurück; wobei er uns sehr demütig um Verzeihung bat, weil er sich an uns versündigt zu haben glaubte, so daß nun die Flüche, die er über uns ausgesprochen, über ihn gekommen seien.

Bei Monte Fiascone begegnete mir eine andere Unannehmlichkeit, indem ich daselbst beinahe arretiert wurde.

Als wir nämlich an dem Wirtshaus, welches außerhalb der Stadt an der Hauptstraße liegt, zu Mittag gespeist hatten, ging ich allein aus, um das Monument in der Kirche St. Florian zu sehen, das einem deutschen Kanonikus gesetzt worden, der sich daselbst wegen des guten Weins aufgehalten und totgetrunken haben soll. Bei meiner Rückkehr fand ich einen großen Auflauf in der Hauptstraße, und mehr als hundert Menschen drängten sich alle zu einem Hause hin. Die Neugierde trieb mich ebenfalls hin. Die ersten Personen, welche mir ansahen, daß ich ein Fremder sei, machten mir aus Höflichkeit Platz, als ich aber etwas tiefer in den Haufen von Menschen kam, und ich nur gebrochen italienisch sprach, so glaubten die Herumstehenden, daß ich zu der Person gehöre, welche soeben in das Haus des Gouverneurs gebracht worden war, vor dem wir standen. Alles schrie nun: „Hier ist der Compagnon, Platz, Platz!“ Mit diesen Worten brachte man mich in das Zimmer des Gouverneurs, worin derselbe mit zwei Geistlichen, einem Bürger und einer bis auf das Hemd entkleideten Nonne stand, die mit dem Bürger, der aus Monte Fiscone war, eine Fußreise aus Frankreich bis in seine Vaterstadt gemacht hatte. Bei seiner Ankunft zeigte der Mann dem Gouverneur an, diese Nonne habe ihm unterwegs vertraut, daß sie aus französischem Patriotismus nach Rom reisen wolle, um den heiligen Vater zu vergiften. Die Nonne wurde daher untersucht, ob man bei ihr nichts Verdächtiges antreffe, was jedoch keineswegs der Fall war. Ich wurde, nachdem ich dem Gouverneur meinen Paß gezeigt, und der Bürger und die Nonne versichert hatten, mich in ihrem Leben nie

gesehen zu haben, sogleich wieder mit aller Höflichkeit entlassen, und von dem Gouverneur selbst bis durch die vor dem Hause stehenden Leute begleitet. Erst abends gegen zehn Uhr langten wir in Viterbo an, wo eben das berühmte jährliche Fest der heiligen Rosa gefeiert ward. Auf einem ganz silbernen, mit vieler Kunst gemachten, mehr als vierzig Fuß hohem Gerüste wurde das Bild der Heiligen, ganz mit Brillantfeuer verklärt, in der Nacht herumgetragen, sodaß wir schon in einiger Entfernung von der Stadt die herumgetragene Heilige auf ihrem Gerüste über die Häuser hervorschauen sahen. Die Straßen waren alle beleuchtet und mit so viel Menschen und Fuhren aus der Nachbärschaft angefüllt, daß wir uns auf hundert Schritte kaum dem Wirtshaus, wo wir übernachten wollten, nähern konnten. Unserem Kutscher war dieses Fest ein erwünschter Fund, allein wir hatten Hunger und Durst, und wünschten eher aus dem Getümmel in der Stadt wegzukommen, als länger in demselben zu verweilen. Da es unmöglich war, in dem Wirtshaus abzusteigen, und als der Vetturin, während er etwas zu Essen und zu Trinken in die Kutsche brachte, sagte, daß es unmöglich sei, Platz in dem Wirtshaus zu finden, und wir deshalb die Nacht im Wagen zubringen müßten, so schlugen wir ihm vor, mit seinem Wagen in Viterbo zu bleiben, und uns einen andern Kutscher zu verschaffen, der uns sogleich weiter und vollends bis nach Rom führte, was der Vetturin denn auch sehr zufrieden war, indem er dadurch Gelegenheit erhielt, einige Tage in Viterbo zu verweilen. Bei stockfinstrer Nacht wurde nun unser Kabriolet abgepackt und die Effekten auf die Halbchaise des neuen

Vetturin gebracht, so daß wir noch vor Mitternacht mit unserem neuen Kutscher zur Stadt hinauskamen. Als wir ungefähr eine halbe Stunde Wegs, da eben der Mond heraufkam, sehr rasch in einem Wald fortgefahren waren, wo vieles Gesindel sich da und dort ums Feuer gelagert hatte, fragte der Vetturin ganz ängstlich, ob wir auch Schießgewehr bei uns hätten, indem der Weg von hier bis Rom sehr unsicher, und erst vor einigen Tagen wäre ein fremder Engländer etwa eine Stunde weiter auf der Straße ermordet worden, dessen Grab er uns zeigen wolle. Bis an dieses Grab, welches an der Seite der Straße lag und worauf ein simples Kreuz aus zwei kleinen, mit einer Weide zusammengebundnen Hölzern stand, fuhr unser Vetturin noch in einem ziemlichen Schritt, allein nachher fing er an einzuschlafen, was uns um so mehr für unsere Sicherheit besorgt machte, da wir auf den Argwohn geraten mußten, er suche den Räubern ihren Angriff auf uns zu erleichtern. Das entschlossene Ansehen dieses Mannes verstärkte unsere Besorgnis. Unter düstern Vorstellungen sahen wir endlich den anbrechenden Tag und kamen, nachdem wir Ronciglione und Monte Rosi passiert hatten, morgens gegen sechs Uhr in Baccano, ungefähr vierundzwanzig italienische Meilen oder sieben Stunden von Rom an. Wir sowohl, als der Kutscher und die Pferde, waren äußerst abgemattet, und nachdem wir ein Frühstück eingenommen hatten, sagte uns der Vetturin, wir möchten uns nur einige Stunden schlafen legen, denn wir hätten nichts zu eilen und würden dann noch bei guter Zeit in Rom ankommen. Nachdem wir uns nun zu unserer Erholung auf das Bett gelegt hatten, schliefen wir so fest ein,

daß wir erst abends gegen sechs Uhr wieder erwachten, und unser Vetturin war nur kurz vor uns erwacht. Wegen anrückender Nacht und der Unsicherheit des Wegs glaubte er deshalb, wir möchten nun lieber, da wir den Tag verschlafen hätten, noch die Nacht hindurch in Baccano bleiben und erst beim frühen Morgen unsere Reise fortsetzen, allein meine Begierde, Rom zu sehen, war zu groß, meine Phantasie zu lebhaft angeregt, und ich befand mich beinahe in einem fieberhaften Zustande. Darum drang ich darauf, daß der Vetturin sogleich einspannte, damit ich mich doch wenigstens den andern Morgen gleich in Rom Rom umsehen könnte, ohne noch einen halben Tag mit der Reise zu verlieren. Cabot, welcher von seinem ersten Aufenthalt in Rom eine Geliebte zurückgelassen hatte, welche er nachher heiratete und nach einigen Jahren mit sich in sein Vaterland nahm, war mit meinem Eifer sehr zufrieden, und so spannte der Vetturin, der ein sehr gutmütiger und entschlossener junger Mann war, wieder ein, und wir fuhren mit Anfang der Dämmerung von Baccano ab. Bis gegen zehn Uhr war es ein wenig dunkel, allein nachher gesellte sich der freundliche Mond wieder zu uns und beleuchtete unsern ganzen Weg zum Tale der Tiber hin. Es mag ungefähr etwas über den halben Weg zwischen unserer letzten Station und Rom gewesen sein, als wir sechs Kerls vor uns auf der Straße gehen sahen. Wir ahnten nichts Schlimmes, aber unser Vetturin trieb seine Pferde zum Laufen an, dann faßte er die Zügel alsbald wieder straffer und fuhr in einem leichten Trott bis an die vor uns hergehenden Burschen, welche sich inzwischen links und rechts an die Straße verteilt hatten. Als unser Vet-

turin sah, daß sie ihm von beiden Seiten in die Zügel fallen wollten, ließ er seine jungen Pferde plötzlich in vollem Galopp jagen, so daß die Burschen Mühe hatten, sich vor dem Niederfahren zu retten. Mit ununterbrochener Geschwindigkeit fuhr unser Kutscher bis nach Ponte Molle an die Tiber, wo die Landhäuser von Rom anfangen, und von da an ging es vollends bis an die Porta del Popolo, wo die Wache von dieser heiligen Stadt fest schlief, weil es schon ein Uhr nach Mitternacht war. Wir waren daher genötigt, viel Lärm zu machen, bis sich das Tor für uns öffnete. Als die Soldaten, welche dazumal noch nicht zu dem regulierten Militär gehörten, welches der Papst später beim Kriege mit Frankreich errichten ließ, den Schlaf ein wenig aus den Augen gerieben hatten, fragten sie uns, ob wir nicht acht bis zehn Meilen von hier auf der Straße von mehreren Kerls angegriffen worden wären, indem die Kerls gestern mittag zum Tore hinausgegangen wären, wahrscheinlich um etwas auf der Landstraße zu erbeuten. „O ja," versetzte der Vetturin, „sie wollten meinen Pferden in die Zügel fallen, allein ich habe die verfluchten Kerls auseinandergesprengt, daß sie zu eilen hatten, sich zu retten." Dieser Vorfall gab uns einen schlimmen Begriff von der päpstlichen Polizei, doch vergaßen wir alles beim Eintritt in die Stadt. Auf dem Wege von dem Tor bis zur Douane, wohin wir mit unseren Koffern zuerst mußten, um uns der verbotenen Bücher wegen visitieren zu lassen, hatte Cabot genug zu sprechen, um mir nur alle Fragen zu beantworten, die ich ihm auf diesem Weg und von der Douane wieder zurück bis in unsern Gasthof machte. Wir stiegen in der Strada Con-

datti bei dem deutschen Wirte ab. Mein erstes Geschäft am andern Morgen war, indes Cabot zu seiner Geliebten eilte, meinen Freund und alten Schulkameraden Feodor Iwanowitsch (Kalmuk), welcher schon ein Jahr vor mir nach Rom gereist war, aufzusuchen, um denselben zu bitten, daß er mich in dem alten und neuen Rom herumführen und mich so einstweilen oberflächlich mit demselben bekannt mache.

Ich fand bald, daß mir meine Einbildungskraft die Bilder, welche ich mir vorher von Rom gemacht hatte, ganz anders vorgestellt, indem es jetzt beim wirklichen Anblick, mit Ausnahme des alten Roms, unter meiner Erwartung blieb. Die überspannten Bilder, wozu mich besonders die übertriebenen piranesischen Prospekte verleiteten, waren Ursache, daß im Anfang, bis ich ganz bekannt und vertraut war, mein Studium nicht die Ergiebigkeit versprach, die es wirklich mir gewährte.

Im ersten Jahr suchte ich hauptsächlich Rom und dessen Umgebungen mit allem dem, was sich auf Kunst bezieht, kennen zu lernen, und beschäftigte mich daneben mit Ausarbeitung einiger architektonischen Aufgaben, wozu ich die Überreste der altrömischen Baukunst soviel wie möglich benutzte und in ähnlichen Fällen auch die Anwendung verschiedener Teile mit denen von den neuern Baumeistern verglich. Durch diese Bearbeitung lernte ich Rom und mich endlich in einem ganz andern Lichte kennen und wurde bald inne, wie gering und lückenvoll mein bisheriges Wissen sei und was mir noch zu einem ausgezeichneten Künstler fehle. Mehr als eine Nacht brachte ich deshalb mit Weinen und Gebet zu, daß mir Gott die Kräfte

und den Geist geben möchte, die mir noch fehlenden Kenntnisse einzuholen, damit ich dann ebenso etwas Großes und durch alle Teile Überdachtes wie die alten Gebäude fertigen möge. Dieses Kleinmuts ungeachtet, hoffte ich doch alles, was ich bisher für die Bildung meines Faches versäumt hatte, durch Fleiß nachzuholen und arbeitete Tag und Nacht, soviel es mir meine Kräfte erlaubten. Das erste, was ich mir als Tagesarbeit aufgab und auch ausführte, war die Entwerfung des Plans zu einer Stadt mit allen dazugehörigen öffentlichen Gebäuden. Neben diesen und den Studien der Antiken, die ich nach allen ihren Teilen durchging, um an ihnen die Gesetze der Formen, Verzierungen usw. mir klar zu machen, weil ich glaubte, daß dieselben von den neuern Baumeistern sehr verkannt und nie gehörig angewandt worden, nahm ich mir auch vor, alle die in den alten klassischen Schriftstellern beschriebenen Gebäude, als: das Bad des Hippias, die Landhäuser des Plinius, das Theater des Kurtius, das Vogelhaus von Varus, die Grabmäler des Königs Mausolus und Porsenna sowie auch den Tempel Salomos und den Tempel der Diana zu Ephesus usw. in Rissen zu entwerfen, um dadurch in das Eigentümliche der alten Baukunst tiefer einzudringen. Bei diesen meinen Tagesstudien, wozu ich die Kunstwerke, Künstler und Gelehrte in Rom soviel wie möglich benutzte und mir auch mit diesen Arbeiten manchen Kredit und Beifall erwarb, wandte ich die Nächte an zum Studieren der alten griechischen und römischen Geschichte sowie der übrigen alten Klassiker, deren Werke ich in guten Übersetzungen (die ich mir zum Teil schon in Berlin in Gemeinschaft mit Professor

Carstens gekauft) aufmerksam las. Im Griechischen und Lateinischen war ich versäumt worden, da man es für meine Bestimmung entbehrlich gehalten. Überhaupt war ich auf den Wert und die Hilfsmittel höherer Bildung erst in Berlin aufmerksam geworden und lernte nun erst allmählich einsehen, daß das Steigen und Fallen der Künste unmittelbar mit dem Geist der Zeit und mit dem Fallen und Steigen der Völker im Zusammenhang steht.

Während der sechs Jahre, die ich in Rom studierte und dazwischen auch verschiedene Exkursionen in der Umgegend von Rom machte, welche ich noch besonders beschreiben will, hatte ich auch Gelegenheit, mehrere Baupläne für Fremde zu fertigen, wodurch ich mir, sowie durch den Unterricht, den ich verschiedenen fremden Architekten gab, nicht allein die letzten drei Jahre meinen Unterhalt in Rom erwarb, sondern auch durch diesen Unterricht meine eigenen Kenntnisse erweiterte. Wie ich mich nach und nach immer mehr in der Kunst gebildet, und das mir fehlende Wissen eines Künstlers so viel wie möglich eingeholt hatte, so wurde mir Rom und das Kunststudium immer werter, und ob ich gleich während der letzten Jahre verschiedene, sehr ehrenvolle Anträge in auswärtige Dienste erhielt, zog ich die Fortsetzung meines Studiums in Rom dennoch denselben vor, und da ich mir endlich meinen Unterhalt in Rom durch meine Kunst zu verschaffen gelernt hatte, so faßte ich den Entschluß, für immer daselbst zu bleiben, indem ich mich mitten unter so vielen Kunstschätzen, Gelehrten und Künstlern überglücklich fühlte, und dieses Glück um nichts vertauschen mochte.

Nachdem ich etwa ein Jahr in Rom gewesen, war ich

Zeuge der fürchterlichen Katastrophe, welche die Franzosen in ihrem republikanischen Eifer und wohl auch aus andern Absichten herbeiführten, und es fehlte wenig, daß nicht ein großer Teil der Fremden ein Opfer jener Volkstumulte geworden wäre. Die wenigen Franzosen, welche sich in Rom aufhielten, versuchten, gegen den Willen des Papstes, mit Gewalt das neue französische Wappen vor ihrer Akademie aufzuhängen. Das Volk setzte sich dagegen und konnte erst nach mehreren Wochen wieder besänftigt werden. Den Schreckensabend, an welchem der Auftritt statt hatte, wobei der dortige französische Minister Bassevilla ermordet wurde, werde ich nie vergessen. Der Gesandte war abends vor Sonnenuntergang in dem Corso spazieren gefahren; im Augenblick des Angriffes flüchtete er aus dem Wagen in einen Hausgang, wo er unter der Haustreppe erstochen wurde. Ich stand gerade in der Straße Candatti vor dem griechischen Kaffeehaus mit mehrern andern Künstlern; wir wußten nicht, was auf dem nahen Corso geschah, nur ließ sich ein gewaltiger Lärm von daher vernehmen, worauf bald eine Menge des niedrigsten Pöbels von allen Seiten herbeiströmte. Ich und meine Landsleute fanden es rätlich, dem Auflaufe auszuweichen und nach Hause zu gehen. Kaum war ich einige Minuten auf meinem Zimmer in der Strada Paquini, so vernahm ich aus meinem Fenster einen so fürchterlichen Lärm in der Entfernung, daß ich glaubte, Rom müsse untergehen. Der Tumult mochte zwei Stunden lang anhalten, und der Lärm verstärkte sich manchmal noch. Unterdessen kam mein Freund und Hausgenosse, Direktor Große aus Wien, nach Hause, und brachte die

Nachricht, das römische Volk habe den französischen Ambassadeur ermordet, und wolle jetzt alle Franzosen aus der Stadt verjagen. Nicht lange nachher kam auch einer meiner Freunde zu uns geflüchtet, welcher jenseits des spanischen Platzes wohnte, und, weil in jener Gegend der Pöbel die Franzosen in ihren Wohnungen aufsuchte, nicht mehr durch die Haufen hindurchkonnte. Dieser sagte uns voll Schrecken, daß das Volk alle Fremde Haus für Haus aufsuche und dabei immer schreie: masacrate tutti gli forestieri (ermordet alle Fremde). Indem wir aus dem Fenster blickten, sahen wir schon von weitem diesen Zug mit vielen brennenden Fackeln durch unsre Straße sich wälzen. Der Sicherheit wegen baten wir unsere Hausleute, welche über uns wohnten, herunter zu uns in unser Logis zu kommen, und uns im Notfall Beistand zu leisten, was sie auch sehr willig taten. Mit Furcht und Schrecken sahen wir nun, wie sich die Masse von 5—600 Menschen mit wütendem Geschrei von Haus zu Haus dem unsrigen näherte, ohne daß die Polizei oder das Militär diesem abscheulichen Aufstand Einhalt tat. Da nun endlich der Zug an unser Haus kam, und an dem Nebenhaus ziemlich lang still hielt, weil in demselben ein Franzose wohnte, den man nicht finden konnte, schlugen unsere Wirtsleute uns vor, mit ihnen an das Balkonfenster zu treten, wo sie dann schon das Weitere für unser Bestes vorkehren wollten. Wir befolgten den Rat, und ohne abzuwarten, was nun diese Menschen beginnen würden, rief unser Wirt ihnen entgegen: „Meine Herren, ihr suchet Franzosen, hier in meinem Hause ist keiner. Bei mir wohnen brave Deutsche, die hier neben mir stehen, und denen werdet

ihr doch kein Leid zufügen wollen?“ „Nein, nein,“ schrien sie alle: „es leben die Deutschen“ (evviva gli tedeschi), und hierauf ging dann der ganze Zug weiter.

Auf ähnliche Weise und zu gleicher Zeit durchzogen auch noch andere Horden die Straßen, und zwar einige Nächte hintereinander, wo jedoch ein günstiger Zufall wollte, daß jedesmal eine Stunde vor Mitternacht ein abscheuliches Donner- und Regenwetter einfiel, und das Gesindel auseinander jagte. An den Tagen dieser Auftritte war es ebenfalls auf den Straßen sehr tumultuarisch, besonders in der Gegend von Piazza d'Hispania, dem Corso und Piazza di popolo, wo größtenteils die Fremden wohnen, denn während acht Tagen verließen einige tausend Fremde Rom, und es gab auch noch mit den Franzosen, die größtenteils alle von Rom wegflüchteten, mancherlei Auftritte. Aber auch für Fremde aus andern Ländern wurde jetzt der Aufenthalt unangenehm und manchmal gefährlich, man konnte nicht ohne Besorgnis auf den Straßen herumgehen, weil das gemeine Volk beinahe jeden für einen Franzosen hielt und ihn insultierte. In den ersten acht Tagen hielt ich mich meist zu Hause, und ging oft erst abends sieben Uhr in der Dämmerung zum Mittagessen, bis sich nach und nach das Volk wieder besänftigte, und durch die Regierung mit Hilfe der Geistlichkeit die Ordnung wieder hergestellt war.

Wie leicht es übrigens war, in diesen Zeiten für einen Franzosen gehalten zu werden, und deshalb selbst in Lebensgefahr zu kommen, wird man aus einem einzigen Auftritte sehen, der mir in meinem eigenen Hause begegnete. In dem Hause, wo ich wohnte, logierte zu ebener

Erde ein päpstlicher Invalide, dessen alte tätige Frau meinen Freund Grassi und mich bediente. Da nun Grassi, welcher sehr gut italienisch sprach, und deshalb alle unsere gemeinschaftlichen Haushaltungsangelegenheiten besorgte, nicht lange nach jenen Auftritten Rom verließ, so war ich genötigt, mich selbst meines Hauswesens anzunehmen. Eines Nachmittags, als ich von Tische kam, ging ich deshalb im Vorbeigehen zum erstenmal in die Stube des Invaliden, um bei seiner Frau zu bestellen, was sie mir einkaufen sollte. Beim Eintritt in die Stube war die Frau im Nebenzimmer, und ihr Sohn, ein Schuster, der mich vielleicht zuvor nur einigemal gesehen hatte, und mich eben nicht weiter gekannt, saß oben auf seinem Arbeitstisch und hörte mein Verlangen, das ich halb in italienischer, halb in französischer Sprache vorbrachte. Da er mich wahrscheinlich nicht recht verstanden, und von mir auf seine Fragen zur Antwort erhielt, daß ich zu Hause bleiben und nicht mehr ausgehen wolle, nahm er sein Schustermesser und sprang auf mich zu mit den Worten: „Verfluchter Franzose, du sollst hier in diesem Hause, wo ich bin, keinen Zufluchtsort finden, und nicht in demselben lebendig bleiben!“ Dieser unsinnige Mensch würde mich gewiß erstochen haben, wenn seine Mutter nicht alsbald herbeigeeilt wäre und ihm gesagt hätte, daß ich ins Haus gehöre, und einer von den beiden deutschen Künstlern sei, die sie schon lange Zeit bediente.

Nicht lange hernach hat sich dieser Schuster bei einem in der Nähe des spanischen Platzes gehaltenen Madonnenfeste, das einem außen auf einem Hause angemalten Marienbilde zu Ehren von den in jener Gegend wohnen-

den Leuten nach römischer Sitte mit vieler Pracht und selbst mit Beleuchtung der Häuser am Abend gefeiert wurde, mit Menschenblut befleckt, indem er einen Chirurgen, der mit seinen beiden Schwestern am Arme vorüberging, mit einem Dolch erstach. Ein böser Dämon verleitete sodann diesen Mörder, daß er sich zu meinen Hausleuten, die über mir wohnten, flüchtete. Ohne dieses zu wissen, wurde ich eines Abends, als ich in der Dunkelheit meine Haustür aufschließen wollte, auf einmal von einer Wache, die den Kerl aufgespürt hatte, umringt; als man mich aber der Sprache nach erkannte, sogleich wieder in Freiheit gesetzt. Als ich diesen Vorfall den andern Morgen meinen Hauswirten erzählte, so sagten sie mir im Vertrauen, daß wahrscheinlich der Aufenthalt des jungen Schusters, den sie schon seit vierzehn Tagen verborgen hätten, von der Polizei ausfindig gemacht worden. Hierüber erschrak ich nicht wenig und erklärte, daß, wenn sie diesen Schuft, der mich selbst schon einmal in die andere Welt hatte fördern wollen, nicht gleich aus dem Hause schafften, so würde ich auf der Stelle ausziehen. Auf diese Art befreite ich das Haus von diesem elenden Menschen, von dem ich nachher nichts mehr hörte. Einige Zeit nach dieser unangenehmen Epoche überfiel mich ein sehr heftiges Fieber, welches ich mir durch einen Spaziergang an einem schönen Frühlingsmorgen auf der Villa Mellini außer der Stadt zugezogen hatte.

Um die Guttätigkeit des römischen Volks zu bezeichnen, und diese Krankheit, die hier die meisten Fremden ergreift, will ich den Vorfall näher angeben.

Als ich nämlich von meiner Promenade von Monte

Mario, wo einst das Heer der Maxentius gelagert war, bevor er in Rom eindringen wollte, zurückkam, hatte ich durch das feuchte Gras sehr nasse Strümpfe bekommen; mein Hausherr, der dies bemerkte, riet mir, die Strümpfe sogleich zu wechseln, weil dies in Rom sehr gefährlich sei, und ich mir das Fieber zuziehen könne; allein da mich die Feuchtigkeit an den Beinen kühlte und mich gleich nach meiner Nachhausekunft wieder einer meiner Freunde abholte, um in eine Bildergalerie zu gehen, so achtete ich der Warnung nicht, sondern ging in den feuchten Strümpfen wieder aus. Aber die Prophezeiung meines Wirts ging schnell in Erfüllung. Schon des andern Tags überfiel mich ein so heftiges kaltes Fieber, daß ich gleich phantasierte und während des Paroxysmus das Bewußtsein verlor. Ich ließ meinen Arzt kommen, der mir einen Aderlaß und eine Dosis China verordnete. „China", erwiderte ich ihm, „wollte ich gerne nehmen, zu einem Aderlaß aber könnte ich mich nur im Notfall verstehen." Nachdem ich mehrere starke Dosen von China genommen und das Fieber nur heftiger wurde, versicherte der Arzt, daß es nun hohe Zeit sei, mir, wenn das Fieber sich wieder einstelle, während der Hitze eine Ader zu schlagen, was denn auch geschah, und damit war meine Krankheit wie weggewischt. Dieses Fieber, das ich während acht Tagen viermal bekam, hatte mich so erstaunlich abgemattet, daß ich über ein Vierteljahr zu tun hatte, um wieder zu Kräften zu gelangen, weshalb ich denn auch über ein halbes Jahr nachher noch China nehmen mußte. Mit Dank muß ich der außerordentlichen Pflege gedenken, die ich während meiner Krankheit von meinen Hauswirten erhielt, auch wollten die guten

Leute durchaus keine Belohnung für ihre Mühe annehmen; denn, wie alle Römer, sahen sie die Krankenpflege als eine religiöse Pflicht an, deren Erfüllung sie sich selbst mit Aufopferung unterziehen.

Das Theater hatte mich von jeher angezogen, mehr aber die Oper als das rezitierende Schauspiel. In Rom besuchte ich die Vorstellungen fleißig und vergaß dann gewöhnlich über der herrlichen Musik alles um mich her, was einst zu einer drolligen Szene Gelegenheit gab. Ich hatte mir gerade einen neuen runden Hut gekauft, als einer meiner Schüler, Rippert, welcher nachher französischer General wurde, und im Jahre 1806 unter General Ney als französischer Oberst die Avantgarde bei dem Feldzug nach Oesterreich kommandierte, mit einigen polnischen Edelleuten, welche sich in Rom aufhielten, auf mein Zimmer kam, um mich ins Theater abzuholen. Im ersten Zwischenakt unterhielten wir uns mit zwei sehr schönen Damen, die auf der Vorderbank saßen, welche einen ziemlich betagten päpstlichen Offizier bei sich hatten, und wovon die eine seine junge Frau und die andere ihre Schwester zu sein schien. Im zweiten Zwischenakt sprachen wir untereinander über die Vortrefflichkeit der Musik von Cimarosa. Währenddem fiel meinem Freunde Rippert sein Hut, den man sonst in Rom gewöhnlich in den Zwischenakten aufsetzt, aus den Händen und zwischen ihn und mich auf den Boden; als er ihn nun wieder aufgehoben hatte, so bemerkte ich, daß mir der meinige ebenfalls fehlte. Ich und mein Begleiter suchten darnach, aber vergeblich. Endlich bemerkte ich, daß eine der vorerwähnten Damen, die sich mit Bekannten unterhielten, einen Hut mit der Hand

verkehrt auf dem Rücken hielt, der in dem Kopf einerlei Devise mit dem meinigen hatte. Ohne mich lange zu besinnen, reichte ich über die Lehne der Bank, um ihr den Hut aus den Händen zu nehmen, in der Vermutung, daß er mir über die Lehne der vordern Bank aus den Händen gefallen sei. Indem ich nun den Hut faßte, drehte sich die Dame um und fragte, was ich verlange? „Meinen Hut," erwiderte ich, „welcher mir über die Banklehne hinter Ihnen heruntergefallen." Nachdem wir beide das Eigentum dieses Hutes gegenseitig behaupteten und meine Begleiter meinen Anspruch unterstützten, legte sich endlich der Offizier, der sich inzwischen noch immer mit den Personen in der Vorderbank unterhielt, in den Streit und fragte, was ich mit seinen Damen hier für einen Disput hätte. Nachdem ich ihm die Ursache gesagt, antwortete er: „Wie, mein Herr, Sie wollen doch nicht zwei Hüte? Sie haben ja den Ihrigen auf dem Kopf." So war es in der Tat, und die Gesellschaft nahm meine Entschuldigung über diese Zerstreuung mit Artigkeit auf.

Während eines Sommers, in welcher Zeit wir Deutschen gewöhnlich vor der Porta del popolo, unweit der Ponte molle, in der Tiber badeten, hatte ich Gelegenheit, einem meiner Freunde, Herrn Architekt Rose aus Dresden, welcher nachher, als die französische Armee Rom besetzte, bei derselben Dienste nahm, das Leben zu retten.

Als ich nämlich eines Tags mit mehreren Deutschen in der Tiber badete, saßen einige, welche nicht schwimmen konnten, bloß auf der Seite des Flusses, wo das Wasser nicht tief war. Der nachherige Hofmaler, Feodor Iwanoff (Kalmuk), und ich waren als gute Schwimmer ganz in der

Mitte des Stroms, wo er gegen zehn und mehr Fuß tief ist, und schäkerten miteinander, indem wir uns mit Wasser bespritzten. Rose, welcher uns in dieser Situation sah und von der Stadt kam, um sich ebenfalls zu baden, kleidete sich schnell aus, ohne schwimmen zu können, und in der Meinung, daß wir auf dem Boden stünden, sprang er an den übrigen Badenden vorbei, um zu uns zu gelangen und an unsern Neckereien Anteil zu nehmen. Als er aber in die Tiefe kam, welche gewöhnlich bei der Tiber nicht nach und nach wie bei andern Flüssen, sondern auf einmal anfängt, verschwand er augenblicklich. Durch seinen Sprung kam er jedoch so nahe zu mir, daß ich ihn, als ihn das Wasser wieder emporhob, bei den Haaren ergreifen konnte. Als ich ihn nun etwas über die Oberfläche brachte, um ihn wieder Luft schöpfen zu lassen, suchte er mich mit beiden Händen zu ergreifen. Ohne mich lange zu besinnen, schlug ich ihm hierauf mit der Faust ins Gesicht, daß er ganz betäubt und sinnlos wurde. Weil ich nun Rose immer am Schopf hielt und ihn nur von Zeit zu Zeit wieder über die Oberfläche heraushob, damit er Luft schöpfen konnte, so war ich nicht mehr Herr, mit einer Hand nach allen Gegenden des Wassers zu rudern, und der Strom, welcher zwar oberflächlich kaum zu fließen scheint, unten aber mit einer außerordentlichen Rapidität fortströmt, trieb uns sehr weit gegen die Stadt fort, so daß die Leute, welche am Ufer uns Badenden zuschauten, mir immer zuriefen, daß ich ihn gehen und als verloren aufgeben sollte, weil sie befürchteten, daß ich am Ende ebenfalls mit ihm zugrunde gehen müßte. Feodor, als guter Schwimmer, war uns bisher immer auf der Seite gefolgt, und da er sah, daß

ich nicht genug Kräfte behielt, um das Land zu erreichen, tauchte er endlich unter das Wasser und hob Rose mit dem Kopfe, während ich ihn immer bei den Haaren gefaßt hatte, an das Ufer, wo er alsdann beinahe tot ankam, sich aber, nachdem wir ihn frottiert und allerlei Mittel angewandt hatten, in einiger Zeit wieder erholte. Triumphierend brachten wir sodann den Geretteten zurück in die Stadt.

Herr Rose war nach Rom als sächsischer Pensionär gekommen. Nach einigen Jahren machte er den Feldzug in Neapel und Italien mit, und ging als französischer Aide de camp mit General Leclerc nach St. Domingo. Im Jahre 1806, wo ihn Kaiser Napoleon vor dem ersten preußischen Feldzuge in Geschäften nach Sachsen und Berlin geschickt hatte, kam er auf seiner Retourreise nach Paris durch Karlsruhe, um mich als alten Freund zu besuchen und mir dafür, daß ich ihm in Rom das Leben gerettet, nochmals zu danken. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir derselbe, daß er in St. Domingo von General Leclerc an die äußersten Küsten von Indien geschickt worden sei, um daselbst ein Anlehn in barem Gelde zu holen. Nachdem er nun von dieser seiner Reise, wozu er gegen drei Vierteljahre gebraucht, wieder nach St. Domingo zurückkam, traf er den General Leclerc nur noch halb lebend an, indem die französische Armee daselbst größtenteils vernichtet, der Rest aber wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt war. Bei dieser unerwarteten Zurückkunft wurde Rose von General Leclerc aufgefordert, sein mitgebrachtes Geld, die Schätze, und andere für das Naturalien-Kabinett in Paris bestimmte Gegenstände, was

eine ganze Schiffsladung ausmachte, weil viele ausgestopfte Tiere dabei waren, nach Frankreich zu bringen. Rose versprach dieses zu tun, insofern man es ihm überlasse, diese Reise nach seinem Plan anzutreten, und zuerst von St. Domingo nach Tranquebar in die dänische Kolonie zu segeln, als von wo aus er sodann das Schiff mit der Bemannung wieder zurücksenden, und dann mit dänischer Flagge gerade nach London gehen, und von dort nach Frankreich zu kommen suchen werde. General Leclerc war dieses zufrieden und gab ihm seinen Säbel, den er als ein Halbsterbender nicht mehr zu brauchen hoffen durfte, zum Andenken. Als Rose mit einem dänischen Schiffe nach London kam, gab er sich als den Reisegefährten des berühmten von Humboldt aus, indem er dabei äußerte, daß Herr von Humboldt gestorben und er nun über Tranquebar nach England gereist wäre, um seine naturhistorischen Sammlungen nach Berlin zu bringen. Bei dieser Erzählung äußerte mir Herr Rose, daß er sich jetzt noch schäme, wenn er als Deutscher denke, daß er auf diese Art die Engländer so hintergangen und belogen habe, indem diese treuherzig sein Märchen geglaubt und seine Ankunft auf diese Art in Lloyds Kaffeehause angeschlagen hätten. Dabei rühmte mir Herr Rose mit der Äußerung, daß er im Begriffe gewesen, sich zu erkennen zu geben, die liberale Gesinnung der Engländer, die ihm gastfreundlich anrieten, von London nach einem holländischen und nicht nach einem französischen Seehafen zu fahren, weil, wie sie sagten, den Franzosen (ob sie gleich dazumal mit den Preußen in Freundschaft standen), doch nicht ganz zu trauen sei, zumal da solche seltene

Gegenstände leicht ihre Habsucht reizen könnten. Um sich nicht zu verraten, nahm Rose den Rat an und brachte auf diese Art die Schätze von Domingo glücklich nach Holland, und von da nach Frankreich, wo er von Napoleon wegen seines Wagestücks gut empfangen wurde.

Den Lesern meiner Schrift wird diese Episode nicht unwillkommen sein. Rose blieb nachher in dem preußischen Kriege 1809 an der Weichsel.

Während meines Aufenthalts in Rom mußte ich mehrere meiner Landsleute zur Erde bestatten sehen. Als Protestanten wurden sie an die Pyramide des Cajus Cestius begraben. Von den vielen Leichen, als die des berühmten Bildhauers Trippel, Medailleurs Hecker, Architekt Groß aus Stuttgart und Rat Reiffenstein, war der letzte ein geborner Hesse und lebte in Rom über dreißig Jahre als russischer Rat und war zu meiner Zeit einer der ältesten und berühmtesten Antiquare daselbst, starb 1795 und hinterließ einen ziemlichen Reichtum, da er eine schöne jährliche Pension von Rußland bezog und ihm auch seine antiquarischen Exkursionen, welche er mit den meisten bedeutenden Fremden seit Winkelmanns Tod in Rom und dessen Umgebungen machte, reichlich bezahlt wurden. Reiffenstein gab bei solcher Gelegenheit meist italienischen Künstlern den Vorzug, weil diese ihm mehr zu schmeicheln wußten.

Daß in Rom auf die irdische Hülle eines Fremden, welcher in keinen Familienverhältnissen und gleichsam verwaist steht, nicht viel geachtet wird, sah ich bei dem Tod Reiffensteins. Als ich eben in der Barchaci, meinem gewöhnlichen Speisehaus, mit meinem Reisegefährten, Hof-

maler Cabot, saß, trat ein Lohnbedienter (Servidore di Piazza) zu uns in das Zimmer und meldete, daß soeben Herr Rat Reiffenstein verschieden sei; zugleich äußerte er sein Bedauern, daß niemand von seinen Verwandten oder Landsleuten, sondern lauter fremde Diener usw. bei ihm im Hause wären. In der Absicht, unserm alten verstorbenen Landsmann, an den ich bei meiner Ankunft in Rom empfohlen war, welchen ich aber später aus Ärger, daß er die Italiener vorzugsweise begünstigte, nur selten mehr besuchte, doch noch die letzte Ehre zu erzeigen, verließen mein Freund und ich den Tisch und gingen nach der Wohnung des Verstorbenen, welche unweit von unserm Speisehaus oben auf Trinitati monte stand. Als wir in ein vor der Haustüre gelegenes kleines Gärtchen kamen, erblickten wir schon den in ein Leintuch gehüllten Leichnam auf den steinernen Platten der Hausflur vor seinem Zimmer, und als wir vollends in die Zimmer hineintraten, die größtenteils mit kostbaren Kunstsachen und andern kostbaren Gegenständen angefüllt waren, fanden wir die männliche und weibliche Dienerschaft in voller Arbeit. Gerne hätten wir, zum besten der Erben, einige Vorkehrungen getroffen, allein die Anwesenden versicherten uns, es würden augenblicklich Personen erscheinen, um die Effekten zu versiegeln. Da uns nun diese Leute nicht viel Bescheid gaben und es uns auch als unzeitiger Diensteifer gedeutet werden konnte, wollten wir hier unberufen nicht länger verweilen, und verließen das Haus mit traurigen Gefühlen über das Schicksal eines berühmten Mannes, der bei all seinem Reichtum nicht einmal einen Menschen um sich gehabt hatte, welcher in den letzten Augenblicken seines Scheidens

eine Träne um ihn vergossen hätte. Den dritten Tag erfolgte die Beerdigung, welche nach obrigkeitlicher Vorschrift für die Bestattung der Protestanten erst abends, einige Stunden nach Sonnenuntergang, geschieht, und ganz in der Stille unter militärischer Bedeckung bei Schein von Fackeln, die jedoch erst in der Gegend der Grabstätte an der Pyramide des Cestius angezündet werden. Der damalige russische Chargé d'affaires besorgte das Leichenbegängnis und lud daher alle in Rom sich aufhaltende Deutsche, Engländer und Italiener zu demselben abends eine Stunde nach Sonnenuntergang ein. Um zwei Uhr (zwei Stunden nach Sonnenuntergang) begann der Zug. Es saßen je vier und vier in einem Wagen und fuhren langsam hintereinander nach Cajus Cestius hin, wo inzwischen der Leichnam ebenfalls in einem Wagen angekommen war. Vorn an dem Tor, welches das Terrain von Cajus Cestius schließt, und wo man innerhalb desselben links an die Grabstätte und gerade vor sich nach Monte testacio (Scherbenberg) kommt, an welchem sich die meisten römischen Familien jeglichen Donnerstag im Oktober versammeln und bei einem Glas Wein lustig machen, wurde der Sarg von der Kutsche quer unter dem Tor abgestellt: die Soldaten schlossen sodann innerhalb des Tors einen Kreis, um das herbeiströmende Volk abzuhalten. Während der Zeit kamen nun auch eine Menge Personen, welche sich bei Monte testacio lustig gemacht, und wollten durch die Soldaten dringen; die, welche zum Leichenzuge gehörten, wurden nun in das Gedränge gerissen und suchten zu dem Grabe zu gelangen. Allein die Wache, welche uns nicht kannte, indem wir schon außer-

halb des Tores ausgestiegen waren, verweigerte uns den Eintritt, und auf diese Weise gab es wegen dem Ein- und Austritt mit der Wache beinahe einen tumultuarischen Aufstand, bei welcher Verwirrung die italienischen Fackelträger ihre Fackeln, deren jede eine Dukate gekostet hatte, größtenteils auslöschten, indem sie solche als ihr Eigentum betrachteten, und sie so viel wie möglich ganz erhalten wollten. Dazu kam wohl noch der Umstand, daß sich manche darunter vor ihren Landsleuten schämten, bei einem protestantischen Leichenzuge Dienste zu leisten, und darum ihre Gesichter beim Fackelschein nicht gerne zur Schau stellen wollten. Als wir endlich über den Sarg gestiegen, und innerhalb durch den Kreis der Soldaten mit Mühe gedrungen waren, in welcher Zeit sich auch die Römer, welche von innen nach außen wollten, meistens verliefen, wurde endlich der Sarg von besondern Trägern auf die Schultern genommen, und so der Weg nach der einige hundert Schritte entfernten Grabstätte eingeschlagen. Als der Zug etwas vorwärts kam, so stieß er auf eine andere päpstliche Wache, die innerhalb des Bezirks ein Pulvermagazin, das erst kurz zuvor daselbst angelegt worden, bewachte. Diese wies den Zug zurück und nun schrie alles: (a mano dritta) Rechts! Da die Lichter meist ausgelöscht waren, und die Fremden auch keine Fackeln erhalten hatten, kam endlich der Zug nicht ohne Verwirrung und, nach italienischer Sitte bei solchen Veranlassungen, unter fürchterlichem Gelärm an den Wirtshäusern bei Monte testacio an. Hier schrie nun wieder alles: (a mano manica) Links! Auf diese Weise hatte sich der Zug in der finstern Nacht und durch das Geschrei

der Leute verwirrt, sodaß wir endlich am Monte testacio wieder gegen die Stadtmauer kamen und beinahe über eine Stunde das Grab suchen mußten, währenddessen die Träger den Toten einigemal von den Schultern warfen, und auch sehr oft eine große Menge Menschen wegen der Unebenheit des Terrains übereinander herfielen. Am Grab selbst, dem jedoch die Fremden sich kaum nähern konnten, weil sich die Italiener, welche zu diesem Leichenbegängnis eingeladen waren, mit ihren Bekannten vordrängten, hielt der jetzige Herr Staatsrat Uden in Berlin eine sehr rührende und passende Rede in deutscher Sprache, worauf wir dann die Grabstätte verließen und wieder in unsern Kutschen nach Hause fuhren.

Ich muß bei dieser Gelegenheit auch eines merkwürdigen Selbstmordes erwähnen, der sich um diese Zeit in Rom zutrug. Ein holsteinischer Theolog und dänischer Feldprediger, Herr Witte, kam im Jahr 1795 ungefähr Anfang Mai nach Rom. Bei seiner Ankunft fand er zwei Künstler aus Hessen, welche seit einem Vierteljahr in Rom lebten und ihn auf ihrer Reise in Augsburg und München angetroffen hatten. Diese erzählten uns übrigen Deutschen, daß Herr Witte zwar ein gelehrter, allein auch dabei ein sonderbarer und überspannter Mann sei. Er habe ihnen in München erzählt, daß er in der Welt herumreise, um einen Ort zu suchen, wo es ihm gefalle, und sei nun auf dem Wege nach Italien und besonders nach Rom, wo er sich häuslich niederlassen wolle, wenn ihm jene römische Welt zusage, im entgegengesetzten Falle wäre er aber entschlossen, sich in Rom totzuschießen und von diesem Leben in ein anderes überzugehn. Herr Witte

war kaum ein oder zwei Monate in Rom, so erklärte er diesen seinen Bekannten, daß es ihm in Rom gar nicht gefalle und unter dem nördlichen wie unter dem südlichen Himmel der Mensch sich abquäle in Torheit und Wahn; er wolle darum nur noch alles Merkwürdige in und um Rom sehen und dann ausziehen. Diese Äußerungen Wittes wurden bald zum allgemeinen Tischgespräche, denen er gewöhnlich selbst beiwohnte, und er scheute sich auch nicht, den Selbstmord gegen andere Deutsche, an die er sich besonders anschloß, zu verteidigen. Wir suchten alle Gründe auf, ihn von seinen Ansichten abzubringen und stellten ihm unter anderem vor: der Mut des Mannes müsse sich darin bewähren, daß er die Last des Lebens nicht leichtsinnig oder feig abwerfe, sondern männlich trage. Er protestierte jedoch auf das Heftigste gegen diese Behauptung, indem er sagte, daß es eine Klasse gäbe, zu der er gehöre, welchen das Leben nichts mehr sein könne, und die darum sich nach einer andern Welt umsehen müßten, wie der Reisende seinen Stab wieder ergreift, sobald sich ihm an dem Orte seines Aufenthalts nichts Interessantes mehr darbietet. Zugleich versicherte der Unglückliche ruhig und kalt, daß er sich außer der Porta del popolo in der Tiber totschießen wolle, damit er, falls die Kugel nicht gut treffe, vollends in dem Strome schnellen Tod fände; auch wolle er seine Uhr und einige Stücke Geld zu sich stecken, damit der, welcher ihn im Wasser finde und herausziehe, sich damit für seine Mühe bezahlt machen könne. Auch daß er den Abend vor seinem Ausziehen seine bedeutende Büchersammlung den Deutschen, welche dazumal eine gemeinschaftliche Bibliothek angelegt hatten, zum Andenken

übermachen werde. Alle diese Reden machten es sehr wahrscheinlich, daß es ihm mit seinem Vorhaben Ernst sei, und es war nur noch der Tag, wenn er solches ausführen wolle, zu wissen übrig. Eines Tags, als wir nachmittags im Café greco, wo sich gewöhnlich die meisten Deutschen nach Tisch versammelten, eine Gesellschaft zusammenzubringen suchten, um eines Abends bei Fackelschein die Statuen in dem Museum zu sehen, und ihn einer fragte, ob er nicht auch Anteil nehmen wolle, erkundigte er sich, welchen Abend wir dazu wählen würden? Auf die Antwort, daß solches erst in fünf bis sechs Tagen geschehen könne, erwiderte er ganz kalt: „Nein, bis dorthin bin ich ausgezogen und nicht mehr unter euch.“ Als ich drei bis vier Tage hernach nach Tisch von meinem Speisehaus mit einem meiner Freunde, Herrn Hofrat Hirt, in das Café greco gegen zwei Uhr kam und Herr Witte den Abend zuvor einen ganzen Waschkorb voll Bücher, größtenteils theologischen, landökonomischen und philosophischen Inhalts, nebst einem Fernrohr und einem Sonnen-Mikroskop, der neu errichteten deutschen Bibliothek überschickt hatte, und nachdem selbst noch der englische Leibarzt, Herr Dr. Temayer, der sich dazumal in Rom aufhielt, noch hundert Dukaten gegen zehn wetten wollte, daß sich Witte bei seinem ruhigen und kaltblütigen Charakter nicht totschießen würde, kamen uns einige Deutsche, welche mit Herrn Witte an einem andern Orte gespeist hatten, entgegen und sagten, daß derselbe noch sehr gut wie gewöhnlich mit ihnen zu Mittag gespeist, hierauf Kaffee getrunken und vor einigen Minuten hier von dem Kaffeehause weggegangen sei, um sich vor der Porta del popolo

in der Tiber totzuschießen. Indem sie dies erzählten, zeigten sie auf die Bank hin, unter welche er seinen Schlüssel geworfen, weil ihm niemand denselben abgenommen hätte, um nach seinem Willen die in seinem Zimmer zurückgelassenen Aufträge zu besorgen. Ich machte meinen Landsleuten Vorwürfe, daß sie den Unglücklichen außer Augen gelassen und nicht vielmehr auf seine Rettung Bedacht genommen hätten. Nach kurzer Unterredung beschlossen unsrer zehn bis zwölf, ihm nachzugehen, da wir es für möglich hielten, ihn noch von seinem Vorhaben abzubringen oder wenigstens an der Vollführung zu hindern. Vor der Porta del popolo, wo zwei Wege, einer gleich vor dem Tore, der andre aber eine starke Viertelstunde weiter links ging, teilten wir uns, um ihn nicht zu verfehlen. Als nun die erste Abteilung, welche den kürzesten Weg zu machen hatte, ungefähr an den Ort kam, wo wir Deutschen gewöhnlich badeten, so stand unten an dem Ufer der Tiber Witte und machte sich gerade seine Pistolen zurecht. Mit finsterem Blick und einer Art Ingrimm sah er auf die Ankommenden. Diese, aus Furcht, er möchte die Pistolen auf sie abbrennen, nahmen Reißaus und brachten die Nachricht auf das Kaffeehaus zurück. Die andere Partie, welche wegen der vor der Tiber stehenden Häuser eine starke Viertelstunde Wegs mehr zu gehen hatte, erblickte den Unglücklichen schon von der Ferne, wie er langsamen Schrittes bis über die Hüften in den Strom ging, das tödliche Geschoß auf sich abdrückte und untersank. In äußerster Bestürzung kam diese Gesellschaft eine halbe Stunde später, ebenfalls im Kaffeehaus an und erzählte, was sie gesehen. Des andern Tags, als nun

Witte nicht mehr nach Hause kam, erkundigte sich seine Hausfrau nach ihrem Hausherrn, den sie sehr liebte und hochschätzte, bei den Deutschen, welche in seiner Nähe wohnten und ihn zu besuchen pflegten. Diese teilten der Frau das traurige Ereignis mit und ließen sich von ihr auf Wittes Zimmer führen, um nachzusehen, ob er keine Verfügungen hinterlassen. In dem Zimmer fanden sie seinen letzten Willen aufgeschrieben, wonach die Hausfrau all seine Wäsche und Kleidungsstücke und ein jeder von seinen Bekannten ein Andenken an ihn, z. B. ein Federmesser, das Rasierzeug usw. erhalten sollte. Neben diesem Schreiben lag ein anderes an seine noch lebende Mutter, in welchem er mit kindlicher, innigster Zärtlichkeit für ihre ihm erwiesene mütterliche Liebe und Pflege dankte und sie um Verzeihung bat, daß er sich auf eine scheinbar unerlaubte Weise aus dem Leben entferne. Ingleichen nahm er noch in einem Gedicht von seiner Schwester Abschied und erinnerte sie darin an alle Jugendspiele und Jugendfreuden. Außer diesen drei Pièces hatte er auch einen Aufsatz über den Mißbrauch der Nonnenklöster abgefaßt und nicht wie seine übrigen Papiere auf die Seite geschafft gehabt. In diesem Aufsatz, den er für den Druck bestimmt zu haben schien, suchte er weitläufig zu beweisen, daß die Nonnenklöster gegen das Naturgesetz und gegen das reine Gefühl des Menschen seien. Was das römische Gouvernement mit diesen Schriften nachher angefangen, wurde den Deutschen nicht bekannt, indessen schickte solches den neunten Tag in das Café greco und ließ einige Bekannte des Witte einladen, nach der Tiberinsel zu kommen, wo ein Barcarolo, welcher daselbst die Überfahrt

zwiſchen der Engelsburg und der Tiberinſel beſorgt, einen Toten aus dem Waſſer gezogen hatte, den man für den Verunglückten hielt. Die Freunde des armen Witte erkannten ihn ſchnell, obgleich der Leichnam ungeheuer angeſchwollen war. Bei der Unterſuchung fand man, daß er ſich durch den Kopf geſchoſſen, wie er es oft geäußert; in der Taſche fand man ſeine Uhr und ungefähr vier Skudi, und an der Bruſt, zwiſchen der Weſte und dem Hemde, noch ein geladenes Piſtol. Die eigentliche Urſache dieſes Selbſtmordes war ohne Zweifel eine Gemütskrankheit, die in Italien ſich noch verſchlimmerte; denn wie es ſchien, hatte Witte zu leben, und bei ſeiner Bildung und mannigfachen Kenntniſſen auch Gelegenheit, der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu werden.

Ich muß jetzt wieder auf mein Studium in Rom zurückkommen, wo ich im zweiten Jahr meines Aufenthaltes die Zeichnung von dem Bade des Hippias nach Luzians Beſchreibung komponierte und öffentlich ausſtellte, ſpäter aber nach Hauſe ſchickte. In Rom gewann ich allerdings mit dieſer meiner Arbeit ſehr viel Ehre, und ſie wurde die Baſis meines nachherigen Kredits. Allein zu Hauſe fand dieſe Arbeit keine ſo günſtige Aufnahme. Man ſchickte dieſelbe an das damalige Bauamt zum Gutachten, welches für dergleichen Dinge keinen Sinn hatte und dem Landesfürſten weitläufig demonſtrierte, daß dergleichen Reſtaurationen von Gebäuden, welche in unſeren Tagen nicht mehr im Gebrauch wären, als leere Phantaſtereien zu betrachten ſeien und man mir von ſeiten der Regierung aufgeben ſollte, wenn ich je Luſt hätte, einmal in badiſche Dienſte zu treten, dergleichen exzentriſche Arbeiten zu

unterlassen und mein Studium an der schönen modernen Baukunst (nach dem Ausdrucke dieser Herrn) ernstlich fortzusetzen. Carl Friedrich sah indessen meine Arbeit mit andern Augen an, und der damalige Minister, Herr von Edelsheim, welcher ebenfalls mit der Kunst des Altertums vertraut war und während seines Aufenthaltes in Rom selbst mehrere Jahre auf vertrautem Fuß mit Mengs, Winckelmann usw. gelebt hatte, schrieb mir einen sehr ehrenvollen und schmeichelhaften Brief und ermunterte mich auf dem betretenen Wege fortzuwandeln, zugleich meldete er mir, daß er den Auftrag habe, mir fünfundzwanzig Louisdor auszahlen zu lassen. Was mich aber noch mehr erfreute, war der Schluß seines Schreibens, worin er sagte, ich sollte mich durch kein ungünstiges Urteil in meiner Vaterstadt irren lassen und nur auf das Urteil der Kenner Wert legen. Jene kollegialische Ansicht meiner Arbeit blieb indessen meinen Verwandten und Freunden, die mir gleich hierüber Nachricht gaben, nicht verborgen, und ich mußte deshalb Vorwürfe hören, daß ich mein Vermögen in Rom nicht ganz zweckmäßig auf mein Studium verwendete, weil, wie sie mir schrieben, unser Vaterland keines Roms für das Studium der Kunst bedürfe. Wäre ich nicht standhaft genug gewesen, so hätten mich diese Vorgänge wohl mutlos machen können. Allein ich war damals schon zu lange unter Menschen von höherer Bildung und sah zu gut ein, daß, wer sich über das Mittelmäßige erheben will, die Bedenklichkeiten und den Tadel des großen Haufens nicht achten darf.

Von den verschiedenen Schülern, teils Deutsche, Franzosen, Schweden, Italiener und Spanier, welche ich in

Rom nach und nach unterrichtete, will ich nur eines Spaniers wegen seines Stolzes erwähnen. Um meine Tagesgeschäfte nicht zu unterbrechen, indem ich nicht mehr Unterrichtsstunden gab, als ungefähr für meinen Lebensunterhalt nötig war, gab ich die Stunden gewöhnlich vormittags von elf bis zwölf oder nach Tisch von zwei bis drei, weil ich ohnehin wegen des Mittagessens ausgehen mußte und keine Zeit durch besonderes Ausgehen verlieren wollte. Als ich nun eines Tages um elf Uhr zu diesem Spanier Don Georgo kam, war er nicht zu Hause; seine Hausfrau empfing mich daher und sagte mir, daß ich ein wenig mit ihr auf das Zimmer kommen möchte, weil Don Georgo gleich wieder nach Hause kommen würde und er ihr aufgetragen hätte, mich bis dahin zu unterhalten. Diese sehr geschwätzige und ansehnliche Dame sagte mir dann, daß sie oft mit Vergnügen von ihrem Hausherrn, Don Georgo, die Lobeserhebungen über meine so große und einzige Geschicklichkeit hörte, die in Rom seit lange nicht mehr gefunden werde. Ich stutzte über diese Äußerungen und fragte sie, für wen sie mich denn halte? „Für einen Astronomen," erwiderte sie, „in welcher Wissenschaft Sie meinen Hausherrn instruieren." Ob ich nun gleich der Dame versicherte, daß sie sich hierin irrte und von der Astronomie wenig oder garnichts verstände, so wollte sie solches doch nicht glauben und meine Gegenversicherungen als Bescheidenheit auslegen. Aus diesem Diskurs merkte ich übrigens, daß mein Skolare, welcher wegen seines gesetzten Alters schon ein großer Architekt sein wollte und zuvor schon viele Jahre in Paris und jetzt auch schon einige Jahre in Rom die Baukunst studiert

hatte, neben dem auch als Professor bei einigen Akademien fürs Geld aufgenommen war, sich schämte, noch Unterricht bei mir zu nehmen. Bei seiner Zurückkunft machte ich ihm Vorwürfe und erklärte, daß ich ihm von nun an keinen weiteren Unterricht geben würde; denn wenn er so eitel wäre und sich dessen schämte, so besäße ich ebensoviel Eitelkeit; ich unterrichtete nicht bloß des Geldes, sondern auch der Ehre wegen, und er dürfe sich nicht erlauben, mich in den Ruf eines Narren zu bringen.

Er gab mir jetzt noch lange die besten Worte, und weil er sehr reich war und von vornehmer Familie, sodaß er nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland eine große Rolle zu spielen hoffte, wollte er mich auch mit nach Spanien mit einer reichlichen Belohnung auf drei Jahre nehmen, um ihm während der Zeit ein oder zwei Personen für sein Bureau in der Baukunst abzurichten. Allein trotz aller dieser Anbietungen wollte ich mich mit dem Patron nicht wieder einlassen.

Der bekannte Lord Bristol bot mir um diese Zeit ebenfalls ein Engagement an. Ich sollte ihm ein Palais bauen zur Aufstellung seiner vielen Kunstwerke, die er während seines öfteren Aufenthaltes in Rom kaufte, wobei er die Sonderbarkeit hatte, jeden Tag, solange er in Rom war, hundert Dukaten gewöhnlich, bei außerodentlichen Gelegenheiten auch wohl das Doppelte auszugeben. Dieses Palais wollte er auf seinen Gütern errichten, und ich sollte ihm daher nach England folgen. Allein meine Freunde, welche diesen launigen Lord Bristol, der übrigens sehr viel für Kunst und Künstler durch sein Geld getan, besser als ich kannten, rieten mir ab, indem sie aus eigner Er-

fahrung wußten, daß der Lord in seiner Großmut nachzulassen pflege, am Ende aber den Künstlern das Leben sauer mache. Da ich nun nicht gern von fremder Laune abhängen wollte, überließ ich den Antrag einem italienischen Architekten. Die Summe, welche Lord Bristol täglich für Kunstsachen ausgab, veranlaßten in Rom einen besonderen Kunst-Kommers, und man hatte oft Mühe, sich vor den vielen Mäklern, welche mit ihrer Ware vor dessen Hause auf der Straße standen, sich demselben zu nähern. Kam man vollends in das Haus, so standen so viele Italiener auf dem Vorplatz, auf der Treppe und in dem Vorsaal, welche da ihre Arbeiten zur Schau aufgestellt hatten, damit sie der Lord beim Ausgehen sehen sollte. Dieser Kunstmarkt zeichnete sich noch dadurch besonders aus, daß sich unten vor des Lords Wohnung, in dem Vestibüle und auf der Treppe die Bilderhändler, in dem Vorsaal die ordinären italienischen Künstler aufstellten, und daß es nur den Fremden und ausgezeichneten Italienern erlaubt war, in die Zimmer des Lords zu treten, als wo er sich dann gewöhnlich in den Morgenstunden mit denselben unterhielt.

Da es übrigens scheinen möchte, daß das Geld in Rom für einen fremden Künstler leicht zu gewinnen sei, so will ich hiergegen die Geschichte meiner ersten Einnahme daselbst anführen, die mir trotz meiner vielen Arbeit nicht so leicht zu erhalten war. Ich hatte bereits gegen drei Jahre in Rom zugebracht, und bis dahin von meinem eigenen nicht sehr bedeutenden Vermögen gelebt, welches mir fernerhin keine großen Ausgaben erlaubte; jetzt war es nötig, an Gegenwart und Zukunft allen Ernstes zu denken, zumal

da durch die französische Besitznahme der Lombardei und des Venezianischen alle Kommunikation mit Deutschland gehemmt war, und dadurch schon mehrere meiner Landsleute in die äußerste Verlegenheit wegen ihrer Pensionen und von Haus erwarteten Geldes gekommen waren. Ich stand gewissermaßen an einem Scheidewege; hier winkte mir die Kunst, dort zeigte sich Sorge für die Zukunft. Ich öffnete mein Herz meinem Freund Hirt, der mir zur Antwort gab: es sei ihm leid, meine Verlegenheit erst jetzt zu erfahren, indem er schon öfter von Fremden angegangen worden, ihnen diese oder jene architektonische Arbeit fertigen zu lassen; allein er habe sich bisher geniert, sich an mich zu wenden, indem er geglaubt, daß ich reich genug sei, um mein Studium aus eigenen Mitteln in Rom fortzusetzen.

Da übrigens meinem Freunde H. selbst an meinem längern Aufenthalt in Rom gelegen war, indem er eine antiquarische Arbeit vorzunehmen gedachte, wozu ich ihm die Zeichnungen fertigen sollte, so verschaffte er mir bald eine Einnahme. Die erste Arbeit, die ich durch seine freundschaftliche Verwendung erhielt, war die Fertigung eines Bauplans zu einer Kirche für den F. K. Dieser wollte aber schon in acht Tagen abreisen, und da es mir nicht möglich war, in so kurzer Zeit etwas Ausgeführtes und Tüchtiges zu liefern, versprach ich einem Maler, mit dem ich zusammen wohnte, und der sich aus Mangel an Unterstützung kaum ernähren konnte, ihn von Kopf bis zu Fuß neu zu kleiden, wenn er mir an dieser Arbeit helfen und die innere Dekoration, welche in einem Zyklus das Leben Jesu vorstellen sollte, zeichnen würde.

Da wir beide Tag und Nacht arbeiteten, so brachte ich die Risse schon in der halben Zeit fertig. Wie ich nun selbige meinem Freund des Morgens brachte, um sie nach Verabredung dem F. K. zuzustellen, wollte es der Zufall, daß mein Freund gerade eine Verhinderung hatte und mich ermunterte, meine Arbeit selbst und wo möglich der Gemahlin des Herrn F. K. zu übergeben, weil dies eine sehr gebildete und interessante Dame sei. Ich befolgte den Rat, allein die Bedienten des Hauses ließen mich so lange im Vorzimmmer warten, wahrscheinlich ohne mich auch nur zu melden, daß mir endlich die Geduld ausging und ich, nach einer Stunde vergeblichen Harrens, mich voll Ärgers entfernte. Auf dem Heimweg sprach ich bei einem Freunde ein, welcher eben für F. K. einige Bilder malte. Wir hatten kaum ein Gespräch angefangen, als unser Patron hereintrat. Mein Freund stellte mich ihm vor, und seine erste Frage war nach den Zeichnungen. Ich erzählte, was mir soeben in seinem Hause begegnet, und gab ihm die Zeichnungen, auf die er bloß einen flüchtigen Blick warf. „Erlauben Sie," sagte er mit höfischer Artigkeit, „daß ich Ihre schönen Arbeiten sogleich mit mir nach Hause nehme und sie meiner Frau zeige, welche sich schon lange auf dieselben freut, und erweisen Sie uns dann morgen früh die Ehre, uns zu besuchen." Am andern Morgen begab ich mich voll schöner Hoffnungen zu dem Ehrenmanne, der mich mit Höflichkeit und Lob überhäufte, und dabei versicherte, seine Frau sei entzückt von meiner herrlichen Arbeit. Zugleich fragte er mich nach dem Preise. Dies setzte mich nicht in geringe Verlegenheit, da er jedoch darauf bestand, so forderte ich stammelnd zehn Zechinen,

aber mit so leiser Stimme, daß ich mich selbst kaum hörte. Er eilte in das Nebenzimmmer und drückte mir, als er wieder zurück kam, Geld in die Hand. „Es ist eine Kleinigkeit über die Forderung," setzte er hinzu, „und ich bedaure nur, daß meine Frau noch zu Bette ist und ihre Bekanntschaft jetzt nicht machen kann." Ich empfahl mich und hatte nichts angelegentlicheres zu tun, als nach dem Schatze in meiner Hand zu sehen. Aber statt der zehn Zechinen waren es drei Skudi. Ungewiß, ob es ein Irrtum sei, schämte ich mich, umzukehren, ging aber sogleich zu Freund H., dem ich mein Schicksal erzählte. „Vielleicht," setzte ich hinzu, „vielleicht hat der Mann drei Skudi verstanden, weil ich sehr leise gesprochen." „Es mag sein," erwiderte H., „daß Sie sich versprochen haben, allein wenn Herr F. K. kein unvernünftiger Geizhals wäre, so hätte er wohl begreifen können, daß Sie ihm so bedeutende Risse nicht um eine Zechine zu fertigen im Stande sind: leider kenne ich von demselben eine ähnliche Geschichte, und in der Tat kostet es seiner trefflichen Gemahlin genug Mühe, des Mannes Sottisen und Bettisen wieder gut zu machen, so oft es angeht." Er riet mir nun, den Patron über ein mögliches Mißverständnis aufzuklären, und die zehn Zechinen oder meine Zeichnung wieder zu verlangen. Ich befolgte den Rat, und schrieb an F. von K. ein Billett. Ein paar Tage nachher brachte mir sein Jäger die Zeichnungen mit allerlei Entschuldigungen. Ich wollte dem Jäger die drei Skudi zurück geben, aber er verließ mich mit der Versicherung, er dürfe das Geld nicht nehmen, es sei für meine Auslagen, für Papier, Farbe usw.

Voll Scham und Ärgers ging ich sogleich zu meinem

Freunde, welcher der Frau von K. in Neapel Unterricht im Figurenzeichnen gegeben, und bat ihn, der Dame die drei Scudi zuzustellen. Mein Freund schüttelte den Kopf, versprach aber, den Auftrag zu besorgen. Dies tat er auch in der nächsten Stunde und kam sogleich auf mein Zimmer. Er habe, sagte er, die Frau von K. soeben gesprochen, sie sei ob der saubern Geschichte ganz außer sich gekommen. Als sie nachher aus meinem Schreiben an ihren Mann gesehen, daß ich meine Risse nur unter der Bedingung zurückgefordert, wenn ihr Herr Gemahl selbige für zehn Dukaten zu teuer fände, so sei sie ganz beschämt über dessen Benehmen und habe ihm das Geld mitgegeben, um mich für die Verabfolgung der Risse zu bitten. Ob mir nun gleich das nunmehrige Verlangen meiner Risse ehrenvoller als die erste Übergabe schien, so weigerte ich mich doch; allein mein Hausfreund, dem ich ein neues Kleid anzuschaffen versprochen, war trotz meines Widerstrebens andrer Meinung, und indem er die Risse aus meinem Portefeuille holte, äußerte er, daß ich hier nicht bloß auf meine Ehre, sondern auch auf die Rechnung für sein neues Kleid zu sehen hätte; ich mußte somit nachgeben und die Zeichnungen überlassen.

Bis jetzt habe ich noch nichts von den römischen Feierlichkeiten gesagt, welche besonders die Künstler interessieren und auch meine besondere Aufmerksamkeit anzogen. Ich will nur einiger gedenken.

Besondere Feste haben die fremden Künstler in Rom keine, indessen machen sie sich dergleichen, bei der Ankunft oder Abreise eines ihrer Bekannten, oder auch bei Vollendung einer ihnen gelungenen und bedeutenden Arbeit,

als worauf gewöhnlich eine Landreise in Gesellschaft guter Freunde, die sich immer willig dazu finden, unternommen wird, und wobei es besonders auf zwanglose Unterhaltung abgesehen ist. Übrigens kann man die sonntäglichen Zusammenkünfte der Künstler, wo sie gewöhnlich in der Frühe vor Tisch die verschiedenen Galerien und andere Kunstsammlungen, nachmittags aber die in und um Rom gelegenen Villen, Ruinen usw. miteinander besuchen und hierauf gewöhnlich ein freundschaftliches Abendessen einnehmen, ebenfalls Feste nennen, indem wenigstens bei solchen Veranlassungen heitrer Scherz und laute Freude herrschen und die lehrreichsten Mitteilungen über die gesehenen Objekte stattfinden. Zu meiner Zeit feierten die Künstler und überhaupt die fremden Deutschen bloß die Neujahrsnacht mit einem Schmaus, wo sich gewöhnlich in dem Speisehaus Cavaletto die meisten versammelten, und nachdem sie miteinander zu Nacht gespeist, die letzten Stunden des Jahres mit einem Punsch schlossen. Waren die ersten Punschgläser geleert und die Gesellschaft in lustiger Stimmung, dann wurde eine Rede gehalten, wobei ein anderer die Hände des Redners zu mancherlei komischen Gestikulationen in Bewegung setzte. Da zu dieser Posse gewöhnlich der witzigste Kopf aus der Gesellschaft gewählt ward und es an Stoff, die Zuhörer über ihre im alten Jahre begangenen Torheiten und ähnliche Dinge zu unterhalten, nie fehlte, so bildete der Übergang von dem alten in das neue Jahr ein langersehntes Freudenfest für die Künstler in Rom, zumal da die Getränke dabei nicht gespart wurden und in allen Sprachen, selbst in Versen gescherzt ward, und auch der Unsinn die Lachlust erhöhte.

Nicht selten geschieht es auch, daß die Künstler an den jährlichen Vergnügungen der Römer auf den ersten Mai oder in der Herbstzeit an den sogenannten fetten Donnerstagen (Giovedi grassi) Anteil nehmen. Die Römer versammeln sich dann mit ihren meist schönen und oft auch gefälligen Hausfrauen auf Monteteſtacio in einer Villa oder auch auf dem Lande, erlustigen sich mit Musik, Tanz und Scherz. Ohne daß ich mir nun gerade dergleichen Ausgaben oft erlaubte, ließ ich mir doch keinen Vorwurf wegen Versäumung einer solchen Villeggiatura oder Landpartie machen, und in Gesellschaft mit meinen Freunden besuchte ich auch gerne und nicht selten dergleichen Orte, wo man die Römer so heiter und vergnügt findet, daß ihnen wohl in der Welt kein Volk darin gleichkommt: denn hier sieht man malerische Tänze, man hört den Improvisatore mit poetischem Geiste und Scherz die Gesellschaft erheitern und sie oft zur Musik und zu einem gemeinschaftlichen Gesange aufmuntern, und Jugend und Alter mischen sich im buntesten Wechsel. Zu diesen Vergnügungen gehört auch der Karneval, wobei sich jeder Fremde den Nachmittag im Corso einfindet. Dort sammeln sich die Masken, die eine ganz eigene komische Welt bilden, wie sie Goethe so schön beschrieben. Ebenso ergötzlich ist auch der Schluß eines solchen Tages, der sich gewöhnlich mit einem Pferderennen und dem Anzünden der Lichter endigt, worauf dann die Masken in die Theater zum Tanzen ziehen. Von den kirchlichen Festen, welche in Rom alljährlich stattfinden, die für das Studium der Künstler von großer Bedeutung sind und treffliche Vorbilder in Absicht auf Kostüme und sinnvolle Anordnung abgeben, will

ich nur einiger gedenken, welche auf mich einen besonderen Eindruck gemacht. So war mir z. B. die von Seiner päpstlichen Heiligkeit am Ostertag gegebene Benediktion, zu welcher viele tausend Menschen aus allen Weltteilen nach Rom wallfahrten, eine äußerst interessante Szene, die ich nie versäumte und selbst mit Rührung jedesmal sah. Ebenso wohnte ich auch mit vielem Interesse der Fußwaschung und dem in der Sixtinischen Kapelle am Gründonnerstag und Karfreitag aufgeführten Miserere bei, wo das Auge durch die von den anwesenden Kardinälen, Bischöfen und andern Geistlichen in Gegenwart des heiligen Vaters gehaltene Feier ergötzt wird, indes die erhabenen Töne von Jomelli oder Pergolese von mehr als achtzig Bassisten und Kastraten vorgetragen, das Herz in unnennbare Gefühle einwiegen. Besonders feierlich war mir auch die Prozession am Fronleichnamstage, wo die Straße, durch welche der Zug geht, oben an den Häusern ganz mit Tuch überdeckt, der Boden mit rotem Sand und Lorbeerblättern bestreut ist und die Häuser zu beiden Seiten an den Fenstern mit den köstlichsten, goldgestickten, samtnen Draperien behangen und geschmückt sind. Der heilige Vater erscheint hier fast wie ein höheres Wesen, indem er links und rechts seinen Segen über das Volk austeilt und auf einem mit vielem Pomp und Glanz angeordneten Traggerüste, hinter einem kleinen Altar und einem mit weißen Pfauenfedern, gleich den Sonnenstrahlen geformten Halbzirkel kniet, hinter ihm sein Hofstaat und seine Garde. Diesen folgen dann alle verschiedenen Ordensgeistlichen mit ihren Monstranzen, köstlichem Rauchwerk und Musik. Das stattliche und ehrenvolle Ansehen der

bei dieſem über eine Stunde dauernden Zuge befindlichen Diener des Herrn; die Auszierung der Häuſer, aus deren Fenſter die Zuſchauer Blumen und Lorbeeren auf den Zug werfen, das myſteriöſe Tageslicht, da die Sonnenſtrahlen nur ſchwach durch die über die Straße aufgeſpannten Tücher eindringen, die Wohlgerüche, welche das Rauchwerk und die Blumen verbreiten, bezaubern die Sinne und verſetzen uns in eine überirdiſche Welt.

Die Einweihung der Tiere an dem Feſttage des heiligen Antonius von Padua, das Feſt aller Seelen, wo man die oft ſehr kunſtvoll ausgezierten Grüfte beſucht; ſowie auch das Heilig- und Seligſprechen und noch mehrere andere kirchliche Feſte geben ebenfalls dem Künſtler zu mannigfaltigen Betrachtungen und Studien Anlaß, und in dieſer Hinſicht bleibt Rom für ihn der einzige Ort. Rückſichtlich der während meines Aufenthaltes in Rom erlebten außerordentlichen Feſte und Feierlichkeiten, bleibt das im Jahr 1796 ſtattgehabte Wunder für mich eines der merkwürdigſten; denn es begann unter furchtbaren Andeutungen für alle Fremden. Nach dem Falle von Mantua ſah man täglich dem Einmarſche der Franzoſen in den Kirchenſtaat entgegen; der römiſche Pöbel, ſchon lange aufgereizt gegen die Franzoſen, geriet in Wut gegen alle Foreſtieri, und die päpſtliche Regierung ſah ſich genötigt, ihre Zuflucht zu einem außergewöhnlichen Mittel zu nehmen, welches nur lächerlich finden kann, wer den Charakter der Römer nicht kennt. Die beſten geiſtlichen Volksredner wurden beauftragt, auf öffentlichen Plätzen zu predigen und das Volk, wenn die Franzoſen in Rom erſchienen, zur Ordnung und Ruhe zu ermahnen.

Als Einleitung zu diesen Volksreden geschahen Wunder, und in den ersten Tagen, bis man wußte, wohin dieselben deuten sollten, war jeder Fremde in Rom für seine Sicherheit um so mehr besorgt, da sich das Volk zuerst scharenweise auf den Straßen sammelte und von einem Madonnenbilde zum andern zog, um zu sehen, wie diese Bilder gleich lebenden Menschen die Augen bewegten. Bald bildeten sich Massen von vielen tausend Menschen, die mit Gesang und in der größten Devotion von einem wundertätigen Madonnenbilde zu dem andern, und so auch von einem Platz zum andern in Prozession bei Tag und Nacht wanderten; allmählich wurden die Gemüter besänftigt, man sah das Unglück als eine Fügung des Himmels an, die harten Friedensbedingungen von Tolentino wurden mit Fassung aufgenommen, und der Fremde freute sich bald wieder der alten Sicherheit.

Noch will ich etwas Weniges über die äußerliche Anordnung dieser Feste in Hinsicht ihrer Beleuchtung bemerken, welche gewöhnlich mit großer Kunst und optischen Kenntnis angeordnet ist. So sieht man z. B. zur Weihnachtszeit selbst bei Privatpersonen die sogenannten Presepien, welche die Geburt Christi vorstellen und durch das Tageslicht so schön beleuchtet werden, daß sie keine bloße künstliche Vorstellung, sondern vielmehr die Natur selbst zu sein scheinen. In neuern Zeiten hat man zwar mit den Transparenten ebenfalls die Natur in täuschender Ansicht nachzuahmen gesucht; allein der Effekt dieser Vorstellung muß jener Anordnung, welche die Gegenstände theatralisch hintereinander stellt, weit weichen, weil dort bloß eine zerstreute und gleichförmige Beleuchtung statt-

findet, während bei den Presepien das einfallende Licht den Gegenständen selbst Licht und Schatten gibt. Eine ebenso glückliche und auf den Effekt wohl berechnete nächtliche Beleuchtung ist wohl die sogenannte Kreuzbeleuchtung am Gründonnerstag und Karfreitag in der St. Peterskirche, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, je einen schönern und größern Effekt durch das Lampenlicht, auf verschiedene Gegenstände zugleich angewandt, gesehen zu haben. Beim Eintritt in das große Schiff der Kirche, wo man aus dem Dunkel das auf der Seite des Hochaltars in der Luft schwebende Kreuz erblickt, das sich auf der hintern Dunkelheit des Chors ganz rein und scharf abbildet, sein Licht auf die nahegelegenen Gegenstände und auf die unten umherstehenden Menschengruppen ausbreitet, und auf keine Art gestört ist, weil an diesen Tagen beinahe kein andres Licht in der ganzen Kirche angesteckt wird, — fühlt man sich von einem heiligen Schauer durchdrungen, der dann endlich in Bewunderung über die treffliche Anordnung übergeht.

Mit eben so vieler Bewunderung sah ich auch mehrmals die äußere Beleuchtung der St. Peterskirche, in der Nähe und Ferne, und es gewährt eine eigene Überraschung, wenn dieser gewaltige Tempel schon vor der Dämmerung mit kleinen Lampen illuminiert wird, so daß das ganze Gebäude beim Übergange des Tags in die Nacht, mit den glänzendsten Perlen überstreut zu sein scheint. Um ein Uhr in der Nacht (eine Stunde nach Sonnenuntergang), auf den ersten Glockenschlag, werden die größern Lampen zu gleicher Zeit angezündet, was einen feenhaften Anblick gibt, indem nun das ganze Gebäude,

wie durch einen Zauberschlag der Glocke, wie verklärt in Flammen steht, und das vorangehende Spielwerk der kleinen Lampen ganz dem Gesichte entschwunden ist.

Nicht weniger als bei dieser Beleuchtung, wird man von dem Feuerwerk auf der Engelsburg, wo mehrere tausend Raketen auf einmal in die Höhe steigen, überrascht, und es ist trefflich berechnet, daß etwa eine Stunde, nachdem die Beleuchtung der Peterskirche begonnen, als Nachspiel das Feuerwerk auf dem Kastell St. Angelo gegeben wird. Diese Erscheinungen gewinnen noch besonders dadurch, daß sich die Reflexe in der nahe an dem Kastell vorbeifließenden Tiber abbilden, und sie doppelt sichtbar werden.

Ich muß bei dieser Gelegenheit folgende Anekdote erzählen. Als der griechische Kaffeewirt seine drei Schenkzimmer, wo gewöhnlich in dem vordern, größern Gemach die Gäste von allen Nationen, in dem hintern die Deutschen, und in dem mittlern die Spanier sich zu versammeln pflegten, neu ausmalen lassen wollte, und hierzu von einigen italienischen Künstlern die Zeichnung im kleinen hatte fertigen lassen, kam ich eines Nachmittags in das Café greco, um, wie gewöhnlich, nach Tisch eine Tasse Kaffee zu trinken. Der Kaffeewirt zeigte mir die Skizzen mit dem Bemerken: wie er nunmehr gesonnen sei, seine Kaffeezimmer ausmalen zu lassen, und verlangte dabei mein unbefangenes Urteil über die Anordnung, besonders über die emblematischen Verzierungen, welche mit Beziehung auf die verschiedenen Nationen dabei angebracht werden sollten. Der gute Mann erwartete von mir großes Lob über seine scharfsinnigen und witzigen Gedanken; aber ich

lachte und suchte ihm zu erklären, daß es sich nicht wohl schicke, in das vordere, große Gemach, wo gewöhnlich Gäste von allen Nationen hinkamen, oben an der Decke zur Bezeichnung der vier Weltteile, Pferde, Kamele, Elefanten und Löwen anbringen zu lassen, indem diese Tiere nicht an den Decken, sondern nur auf dem Boden zu gehen verständen, also leicht herunterfallen und ihm einen Gast totschlagen könnten. Er meinte: da es ja nur gemalte und keine wirklichen Tiere seien, so könnten sie wohl auch an der Decke wandeln. Ich erwiderte: wenn sie gut gemalt wären, so müßten sie auch den natürlichen Tieren gleichen, und dann wäre es ja schreckhaft, sie über eines Kopf schweben zu sehen, ich möchte ihm anraten, sich von seinen Malern etwas Passenderers für seine Kaffeebudike aufzeichnen zu lassen. Als ich nun den nächsten Sonntag wieder in das Kaffeehaus kam, wandte sich derselbe wieder an mich und sagte: „Mein Herr, ich bin diesen Morgen in den ersten Kirchen von Rom gewesen, und habe in den mehrsten derselben oben an der Decke die vier Weltteile ebenfalls durch gemalte Tiere vorgestellt gesehen, und diese Gemälde sind nun schon alt und noch nicht heruntergefallen, und ich glaube, daß sie wohl auch in meinem Kaffeehaus anzubringen sind, denn," setzte er hinzu, „heutzutage macht man über alles Kritiken, sogar über St. Peter." Weil ich mich nun mit diesem Manne nicht weiter einlassen wollte, auch merkte, daß er seinen Malern meine Kritik mitgeteilt hatte, und daß diese solche nicht ganz günstig aufgenommen haben mochten, so sagte ich ihm: er möchte es denn auch so machen lassen, ich hätte ihm meine Meinung nur auf sein Verlan-

gen geäußert, und er sollte sich deshalb über meine Kritik hinaussetzen.

Nachdem nun das Zimmer, worin sich gewöhnlich die deutschen Künstler alle Abende versammelten, mehrere Wochen wegen des Ausmalens verschlossen war, und dann wieder geöffnet worden, hatten die italienischen Maler, um sich an mir zu rächen, an die eine Wand eine große Landschaft in Fresko gemalt, worauf als Staffage mein Freund Feodor, der dazumal mit mir zusammen wohnte, auf einem Esel saß, den ich an einem Seil über eine Brücke führte, und in der andern Hand einen großen Zirkel hatte. Diesen Zug schloß Maler Frey, der ebenfalls unser Hausgenosse war, ein großes Portefeuille und einen Sonnenschirm uns nachtragend. Als nun die deutschen Künstler einer nach dem andern dieses Tableau sahen, und von mir die Ursache dieses italienischen Witzes vernahmen, kamen sie einmütig überein, daß man diese Neckerei, über deren Erfindung ich mich mit Recht lustig gemacht, nicht dulden dürfe, und ich namens aller Deutschen dem Wirt bedeuten möchte, die Staffage auslöschen zu lassen, widrigenfalls wir von ihm weg in ein anderes Kaffeehaus ziehen würden. Da nun der Wirt dieses Bild, das mir übrigens gar nicht zuwider war, für außerordentlich schön hielt, so wollte er es nicht vernichten, und ließ es darauf ankommen, bis sämtliche Deutsche, die den größten Teil seiner Gäste ausmachten, in das sogenannte englische Kaffeehaus auf dem spanischen Platz zogen.

Als nun der Mann sah, daß es uns Ernst sei, da wir ihm alle auf einen Morgen das Frühstück, welches er durch seine Kaffeejungen in unsere Häuser schicken ließ,

wieder zurückschickten, auch zu Mittag und Abend nicht mehr zu ihm kamen; so ließ er endlich die Staffage, insoweit sie sich auf mich und meine beiden Hausgenossen bezog, abändern. Allein seine Maler machten es nur noch schlimmer, verwandelten Feodor auf dem Esel in einen Türken, was sie wegen seines damaligen Kostüms leicht tun konnten, mich in einen deutschen Soldaten mit großen Stiefeln, und Frey in einen ordinären Eselstreiber. Durch diese Verwandlung glaubten sich alle Deutschen verletzt, und drangen nun mit Ernst darauf, daß der Kaffeewirt die ganze Staffage von seinen Malern müßte auswischen lassen, wenn er anders wolle, daß wir wieder bei ihm einkehren sollten, was er denn auch mehrere Tage darauf tun ließ. Seine Maler begnügten sich nun, jenseits der Brücke vor ein großes Gebüsch einen bellenden Hund zu stellen. Ob dieser Hund sie selbst repräsentieren, oder eine neue Satire auf uns sein sollte, war schwer auszumitteln; wir ließen uns darum die Verbesserung gefallen und zogen wieder ein.

Unter meinen verschiedenen Exkursionen während meines Aufenthalts in Rom, machte ich auch im Jahr 1794 mit meinem Freunde, Kupferstecher Gmelin, eine Reise nach Terni, um daselbst den Wasserfall des Velino zu zeichnen, den Gmelin später nach seiner Zeichnung als Pendant zu der Grotte des Neptun zu Tivoli, mit seiner bekannten Geschicklichkeit in Kupfer gestochen. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich dieser interessanten Reise, über den schönsten Teil der apenninischen Gebirge, von welchem Plinius in seinen Briefen bei Beschreibung seines

Landhauses so herrliche Schilderungen macht. Bei dieser so schönen Reise, und namentlich während unseres Aufenthalts in dem velinischen Tale, in der Nähe des Wasserfalls, hätten wir uns jedoch wegen eines unvorsichtigen Scherzes etwas sehr Unangenehmes zuziehen können. Den Weg von Rom nahmen wir über Cività Castellano und Terni, auf welchem Wege man in der Gegend von Narni noch viele Ruinen antrifft, von denen einige mir die Reste der Villa des jungen Plinius zu sein schienen; indem nicht nur jene Gegend mit seiner Beschreibung harmoniert, sondern weil ich auch mehreres Mauerwerk daselbst gefunden, das der Form nach den Grundplan von jenem Landhause angibt.

In Terni kamen wir gegen Mittag an und gingen nach dem Essen auf unser Zimmer, um uns auf unseren Betten, die, mit dem Kopf an einer Hinterwand und mit den Seiten vis-à-vis in den hintersten Ecken des Zimmers standen, zur Ruhe zu legen. Kaum waren wir eingeschlummert, so wurden wir auf einmal durch einen heftigen Schlag, dem Fall eines mit Mehl angefüllten Sackes gleich, geweckt. Mein Freund und ich fuhren gleichzeitig auf, weil ein jeder glaubte, daß der andere aus dem Bette gefallen sei. Indem wir uns verwundert einander ansahen, und auch nichts bemerken konnten, wodurch sich das Getöse erklärt hätte, so vermuteten wir, es könne wohl in dem anstoßenden Hause verursacht worden sein. Auf diese natürliche Erklärung schliefen wir sorglos noch eine Stunde lang. Als wir wieder in die Wirtsstube traten, fragte uns der Wirt: ob wir das starke Erdbeben und

besonders den Stoß, wodurch eine Menge Kamine in der Stadt zusammengefallen wären, nicht gespürt hätten? Zugleich zeigte er uns aus dem Fenster eine Menge Mauersteine, welche unweit seines Hauses von den Kaminen eines Palastes auf die Straße heruntergefallen waren; dabei prophezeite er auch, daß Terni in diesem Jahr noch durch einige Erderschütterungen werde heimgesucht werden; denn es pflege nie eine solche Erscheinung einzeln zu kommen. Dieser Vorfall, und da wir nicht Lust hatten, uns unter den Ruinen von Terni begraben zu lassen, sowie auch die große Entfernung des Wasserfalls, die über zwei Stunden Wegs betrug, veranlaßte uns, eine Unterkunft in der Nähe des Wasserfalls selbst zu suchen. Etwas über die Hälfte auf dem Wege von Terni und der Kaskade liegt ein kleiner Ort namens Babigno, welcher ebenfalls schon mehrere Male durch Erdbeben gelitten und jedesmal wieder neu neben den Ruinen des alten Orts aufgeführt worden. Diesem Orte gegenüber, unten in dem engen Tale, worin der Velino fließt, nachdem er den Fall gemacht, sahen wir ein von außen ziemlich ansehnliches Lustgebäude. Wir ritten mit unsern Eseln dahin und trafen unweit davon einen Landmann mit einer Frau und einem jungen Menschen von ungefähr zwanzig Jahren, welche die Gartenleute dieser Villa waren, und uns sagten, daß sie von ihrem Prinzipale die Erlaubnis hätten, Fremde in das Kasino zu logieren und ihnen auf ihre Rechnung Essen und Trinken geben zu dürfen. Dieses Gebäude lag nur eine Viertelstunde von dem Wasserfall, und so war uns das Anerbieten sehr erwünscht. Wir ließen uns sogleich das Haus zeigen. Als wir aber in das Innere

desselben kamen, fanden wir die hintern Mauern von den oben auf dem Berge nach und nach heruntergewälzten Steinen zum Teil eingefallen und in dem ganzen Hause kaum noch zwei bis drei Zimmer für die Not gegen die Talseite wohnbar. So bequem nun einerseits diese Wohnung für unsern Aufenthalt in der Nähe des Wasserfalls war, so vorsichtig machte uns andererseits die Beschaffenheit derselben hinsichtlich unserer Sicherheit; denn fürs erste dringt in dieser Einöde der Velino mit einem außerordentlichen Geräusch durch das Tal, und fürs andere konnte man an der Mauer des Gebäudes, wo gegen alle Eingänge Schießscharten zur Verteidigung eingerichtet waren, wohl bemerken, daß der Aufenthalt hier nicht so ganz ohne Gefahr sei. Ohne jedoch die geringste Besorgnis blicken zu lassen, sagten wir dem Gärtner, wenn er den jungen Menschen im Nebenzimmer bei uns schlafen lassen wollte, weil wir vielleicht nachts etwas bedürften und ihn wegen des Geräusches des Wassers nicht aus der Ferne rufen könnten, würden wir uns auf einige Wochen bei ihm einlogieren und das Weitere wegen des Essens und der Bedienung verabreden. Nachdem wir nun auf diese Art alles mit ihm ausgemacht, unsere Koffer in Terni abgeholt und die erste Nacht mit unserer Sauvegarde in den Trümmern dieses alten Lustschlosses zugebracht und selbst schon den Tag darauf zu zeichnen angefangen hatten, weigerte sich der junge Mensch, die zweite Nacht bei uns in dem Schloß zu bleiben. Er und die Frau ließen sich deshalb bei dem Nachtessen, wo sie uns bedienen sollten, nicht sehen, und als wir den Gärtner um die Ursache fragten, erhielten wir zur Antwort, der junge

Mensch sei wegen der Feuchtigkeit des Gebäudes in voriger Nacht unpäßlich geworden und habe darum diese Nacht nicht bei uns im Schlosse schlafen können. Wir schalten den Mann, daß er uns die Sache verschwiegen, indem wir jetzt, so spät in der Nacht, nicht mehr nach Terni reisen könnten. „Meine Herren!“ erwiderte er, „seid nur zufrieden, ich will bei Euch bleiben und nur noch zu meiner Frau gehen, um es ihr zu sagen.“ Bis dahin hatten wir nichts Schlimmes geahnt; allein da wir bis gegen Mitternacht ganz vergebens auf die Zurückkunft dieses Mannes warteten, so fingen wir an, allerlei Besorgnisse wegen unserer Sicherheit zu bekommen; denn wie leicht konnte das Gesindel in der Nachbarschaft unsern Aufenthalt ausfindig gemacht haben und uns überfallen. Auch mußten wir es für möglich halten, daß selbst unsere Hausleute, von welchen niemand diese Nacht bei uns bleiben wollte, vielleicht schon einen Wink erhalten hätten. Als uns endlich der Schlaf übermannte, brachten wir unsre Pistolen in Ordnung und verrammelten Tür und Fenster unseres Zimmers mit Tischen und Stühlen und schliefen endlich aus Ermüdung ein. Als wir des andern Morgens ganz früh erwachten und unsere Fenster öffneten, standen unsere drei Hausleute in ziemlicher Entfernung von dem Hause und schauten einer hinter dem andern ganz furchtsam herüber, ob wir noch lebten. Wir machten ihnen Vorwürfe, und Gmelin drohte mit geballter Faust. Der Mann, welcher den Herzhaften spielte, ging jetzt auf uns zu, während die Frau und der junge Mensch sich ängstlich an seine Kleider hingen und ihm folgten. Beim Eintritt in das Zimmer wurden die Leute ganz verblüfft über unsere

Anstalten zur Verteidigung. Mit großer Heftigkeit fing jetzt mein Freund an: „Ihr seid Lumpengesindel, sonst hättet ihr uns nicht in dieses abscheuliche Nest einquartiert.“ „Per l'amore di Dio! (Um Gottes willen!) was ist geschehen?“ fragte der Mann. „Wie! was ist geschehen?“ fuhr Gmelin fort, „Ihr fragt? Ihr seht's ja. — Wenn wir nicht so gute Christen wären und so heilige Gebete wüßten, so wären wir diese Nacht sicher von den bösen Geistern, die hier hausen, verschlungen worden. Denn seht, jetzt nahms eine Hundsgestalt an, dann spie es Feuer usw.“, und bei dieser Erzählung sprang er in der Stube herum, indem er bald dem Manne, bald der Frau und dem Burschen einen Stoß beibrachte, worüber die Frau und der junge Mensch am ganzen Körper zitterten und einmal über das andere Jesus Maria! ausriefen, der Mann wußte jedoch mit seiner Furcht an sich zu halten.

Nachdem nun Gmelin seine Erzählung unserer nächtlichen Abenteuer geendigt hatte, wobei die Frau immer ihren Mann zupfte und flüsterte (eccolo i'ho detto) hab' ichs nicht gesagt? fing sie endlich selbst an: „O Dio mio! (O mein Gott!) so wie Sie, meine Herren, die bösen Geister, welche hier in diesem Hause sind, diese Nacht gesehen, so hat sie dieser junge Mann gerade auch die vorige Nacht erblickt, weswegen er nicht mehr im Schlosse bleiben wollte.“ Gmelin warf dem jungen Menschen einen furchtbaren Blick zu. „O du gottloser Kerl!“ fing er an, „du mußt ein großer Bösewicht sein. Auf der Stelle gesteh, was hast du Schlechtes begangen?“ „Per l'amore di Dio!“

erwiderte der Bursche mit Zittern und Beben: „Nichts, mein Herr, gar nichts.“ „Wie? Gar nichts? Wie, wie? Gar nichts?“ „Ach, ich will es ja gestehen,“ fing er zu stottern an, „ich habe zwei Mädchen die Ehe versprochen.“ „Was sagst du, gottloser Geselle, das wäre nichts? Gleich auf der Stelle gehe, sage es der einen ab, und die andere, die du zuerst geliebt hast, die heirate, dann wird dich in Zukunft kein böser Geist wieder quälen.“ Der Mensch versprach heilig zu tun, was mein Freund forderte.

Auf diese Weise glaubten wir nun, die Nacht über in diesem alten Zauberschlosse vor allen Unfällen frei und unbesorgt sein zu können, weil des Nachts niemand hineinzugehen wagte, und am Ende auch der Mann, welcher bisher den Herzhaften gespielt, es nicht mehr tat.

Allein der unzeitige Scherz, den wir uns erlaubt, wäre uns bald teuer zu stehen gekommen. Die Frau, als sie erfuhr, daß wir am nächsten Sonntage nicht zur Messe gegangen seien, hielt uns jetzt für Teufelsbanner; und weil uns die bösen Geister in ihrem Schlosse nichts Übles zugefügt, so schien es ihr gewiß, daß wir mit Dämonen einen Bund haben müßten. Der Zufall wollte, daß ihre Seidenwürmer in der Nacht, auf den Abend, an welchem wir sie in ihrem Häuschen besuchten, erfroren. Nachdem wir nun zehn bis zwölf Tage ganz ruhig in unsrer Freiburg, ohne weitere Sorgen vor Dieben geschlafen hatten, kam eines Morgens in der Frühe ein Landmann aus dem nächsten Örtchen Babingo zu uns, der uns sehr freundlich grüßte und erzählte, daß er auch schon einen französischen Künstler namens Ducros (den wir von Rom aus sehr gut

kannten) in dieser Gegend herumgeführt, und daß er sein Gevattermann geworden, weil seine Frau gerade dazumal einen Buben zur Welt gebracht. Weil er nun so gut mit Fremden umzugehen wisse, so hätte ihn sein Herr Pfarrer, welcher uns etwas zu sagen hätte, zu uns gesandt, um uns einzuladen, diesen Morgen noch in das Pfarrhaus zu kommen. Wir nahmen keinen Anstand der Einladung zu folgen. Der Pfarrer entschuldigte sich mit vieler Artigkeit, daß er uns habe zu sich bitten lassen, statt selbst zu uns zu kommen, er habe aus Besorgnis für uns so handeln müssen. Die Frau, bei der wir wohnten und speisten, habe uns bei ihm als Hexenmeister angeklagt, indem wir unter Gespenstern wie unter Menschen leben könnten, und wenigstens einen Bund mit dem Bösen haben müßten. Auch gingen wir nicht zur Messe, und hätten ihre Seidenwürmer in einer Nacht getötet. „Ich wollte Ihnen daher raten," fuhr der redliche Pfarrer fort, „nicht mehr bei ihr zu speisen und überhaupt ihren Aufenthalt zu verlassen, denn solche Menschen lassen sich leicht zu Unbesonnenheiten verleiten. Sollten Sie aber noch länger in hiesiger Gegend verweilen wollen, so will ich die beiden Herren mit Vergnügen bei mir aufnehmen." Die Warnung des Geistlichen machte uns besorgt; und da Gmelin und auch ich unsere Arbeit so weit beendet hatten, daß wir sie zu Hause vollends ausführen konnten, so besannen wir uns nicht lange und dankten dem ehrlichen Geistlichen für die Warnung, sowie für die uns angebotene Bewirtung. Nachdem wir nun noch denselben Tag unsre alte Villa verlassen, und noch einige Tage in Terni verweilt hatten, wo noch verschiedene Altertümer, und besonders der alte

merkwürdige templo di sole unsre Aufmerksamkeit erregte, traten wir die Rückreise nach Rom an. Auf diesem Wege überfiel uns einige Stunden vor Civita Castellana ein so heftiges Donnerwetter und ein so gewaltiger Regenguß, daß wir genötigt waren, in dieser Stadt schon nachmittags gegen vier Uhr unser Nachtquartier zu suchen. Indem wir uns in unser Zimmer führen ließen, kamen wir an einem Zimmer vorbei, dessen Türe offen stand. Hier sah ich zwei Reisende, welche halb deutsch und halb italienisch sprachen, in heftigem Streit mit dem Aufwärter. Im Vorbeigehen glaubte ich, den einen Herrn zu kennen, und blieb in der Absicht, diesen Fremden vielleicht etwas Angenehmes erweisen zu können, an der Türe stehen. Der Zank betraf die überspannte Forderung des Kellners. Plötzlich kam jetzt der vermeinte Bekannte auf mich zu und sagte ganz erfreut: „Mein lieber Freund! wie kommen Sie hierher?“ Ich war nicht wenig überrascht und erfreut, einen meiner Freunde aus Wien, den nachherigen Kaiserlich Königlichen Oberhofarchitekt von Ammon, vor mir zu sehen, und erzählte ihm in wenigen Worten den Zweck unsres Ausflugs. „Ach, mein Lieber, da kommen Sie mir wie gerufen; denn ich bin auch auf dem Wege nach Rom. Mein Onkel in Triest hat mir diesen Diener, der deutsch und italienisch spricht, mitgegeben, der Bursche scheint aber mit Wirten und Kellnern gemeinschaftliche Sache zu machen und mich betrügen zu helfen.“

Ich suchte jetzt den Streit zu vermitteln und versicherte dem Aufwärter, daß der Fremde für Essen und Nachtlager nicht mehr zu bezahlen hätte, als wir für uns übereingekommen wären. Dieser gab sich damit zufrieden,

und wir überließen uns jetzt der Freude über den Zufall, der uns nach mehreren Jahren wieder auf eine so unerwartete Art zusammenführte. Hocherfreut, auf dieser Exkursion in den Apenninen viel Interessantes von Kunst und Natur gesehen, und auf dem Rückwege einen alten Bekannten angetroffen zu haben, kehrten wir mit demselben nach Rom zurück.

Den Tag nach unserer Ankunft in Rom machte ich nun gleich meinen Freund mit den meisten Künstlern und mehreren Gelehrten bekannt, und führte ihn auch zu denjenigen Personen, an welche er von Sr. Hochfürstlichen Gnaden dem ehemaligen Fürsten von St. Blasien, bei welchem er dazumal in Diensten stand, Empfehlungen mit sich brachte, und wo er überall sehr freundschaftlich aufgenommen wurde. Die interessanteste Empfehlung für Ammon war jedoch die an seinen Freund und Landsmann Hofrat Hirt aus Berlin, der sich noch in Rom aufhielt, und für den ich dazumal gerade die Zeichnungen zu seinem, später in Berlin herausgegebenen, architektonischen Werk arbeitete, und deshalb mit ihm die römischen Bibliotheken häufig besuchte, sowie alle Nachmittage irgendein in Rom befindliches antikes Gebäude, um solches zu untersuchen. Herr Hofrat Hirt lud Herrn Ammon zu diesen Wanderungen ein, bei welchen es sich sehr oft traf, daß Hirt, welcher sich auf ältere Schriftsteller und spätere Gewährsmänner stützte, mit mir, der ich bloß mit den Augen des Architekten sah, in sehr heftigen Streit geriet. Was mich betrifft, so habe ich Herrn Hofrat Hirt wegen dieser Exkursionen sehr viel zu verdanken, indem er das antiquarische Studium in Rom, wie überhaupt in Italien, sehr lange

getrieben, und Kenntniſſe beſaß, die mir in mancher Hinſicht nützlich wurden und mich zum Teil mit vielen literariſchen und künſtleriſchen Anſichten bekannt und vertraut machten.

Unter den verſchiedenen Ausflügen, welche wir nach Tivoli, Paleſtrina, Albano, Nemi uſw. gemacht, will ich zuerſt meiner zweimaligen Reiſe nach Neapel und in die dortigen Gegenden gedenken, indem dieſe großes Intereſſe für mich hatte. Die erſte Reiſe, die ich im Frühjahr 1794, vor der Reiſe nach Terni, antrat, machte ich in Geſellſchaft des Herrn Profeſſor Hummel aus Berlin und Herrn Bildhauer Wolf aus Heſſen-Kaſſel zu Fuß, um unterwegs alles Intereſſante zu zeichnen, während einige andere vor unſrer Geſellſchaft einige Tage ſpäter mit Vetturini uns nach Neapel folgten. Da wir ſchon ſehr frühzeitig von Rom abreiſten, ſo kamen wir abends vier Uhr auf unſrer erſten Station in Ciſterna an. Als wir eben in das Wirtshaus treten wollten, kamen mehrere Kerls mit Dolchen in der Hand zur Türe herausgeſtürzt und balgten ſich miteinander herum. Dieſer Vorfall, der in Italien freilich nicht ſelten iſt, und wobei gewöhnlich mehrere Perſonen ſchwere Wunden oder den Tod erhalten, vermochte uns zu dem Entſchluſſe, weiterzugehen, zumal da es noch ziemlich hoch am Tage war. Die nächſte Poſtſtation lag nur drei kleine Stunden von da, in den pontiniſchen Sümpfen. Als wir auf dieſem einzelnen Poſthaus ganz ermüdet ankamen, war es bereits Nacht. Auf unſere Frage, ob wir ein Nachteſſen und Betten haben könnten? war die Antwort: „O ja, die drei Herren müſſen ſich aber mit einem Bette begnügen.“ Da uns nun keine Wahl

blieb, so baten wir den Kellner, er möchte uns nur gleich das Nachtessen bringen, denn wir sehnten uns nach Ruhe.

Da bekanntlich zu Pius VI. Zeit die pontinischen Sümpfe ein Freiort für alle Mörder waren und sich darum nur große Verbrecher in denselben aufhielten, so ließen wir uns während des ziemlich gut bereiteten Nachtessens mit dem Kellner in ein Gespräch ein, indem wir ihn fragten, was er denn begangen habe, daß er sich in dieser unfreundlichen Gegend aufhalte? „Eine Kleinigkeit," gab er uns zur Antwort, „ich habe meine Mutter erstochen, weil sie mich einen schlechten Kerl gescholten und mich dadurch in Zorn und Furie gebracht hat." Doch, setzte er hinzu, sei dies nicht die nächste Ursache, warum er sich dahin geflüchtet, denn um seine Mutter würde sich niemand bekümmert haben. Allein nun habe ihm der böse Geist eingegeben, einen Livree-Bedienten des Prinzen N. zu erstechen, und da wir in Rom bekannt wären, so wüßten wir ja, daß so etwas gar hoch aufgenommen würde. Doch glaubte er längstens in einem Jahr wieder nach Haus gehen zu können, weil alsdann diese Mordgeschichte vergessen sein werde. Um nun diesen Kerl uns geneigt zu machen, bedauerten wir ihn als einen guten Menschen wegen seines harten Schicksals und fragten ihn dann auch, was denn der Herr Postmeister begangen, daß er hier im Exil wohne? „Ja, meine Herren, dieses ist eine andere Sache, der ist nicht so ganz unschuldig wie ich, denn er hatte öfters das Unglück, Mordtaten zu begehen und nahm zuletzt auch Anteil an der Ermordung eines Abbate." Indem wir nun bei dieser Erzählung die übrigen Gäste, welche noch in der Wirtsstube herumsaßen, aufmerksam

betrachteten, wandelte uns doch ein kleines Grauen an, und wir verloren alle Luſt, in der ſauberen Geſellſchaft länger zu verweilen. Wir ließen uns daher auf unſer Zimmer leuchten, wo wir zwei Bettſtellen fanden. Auf die Frage, warum ſein Herr uns dreien nur ein Bett zugeſichert habe, da doch hier im Zimmer noch ein zweites ſtehe, antwortete der Burſche: „Ja, meine Herren, dieſes Bett iſt ſchon für andere Fremde beſtellt, die noch dieſen Abend ankommen, Sie dürfen darum auch die Zimmertür nicht ſchließen.“ Mit nicht geringer Sorge für unſre Sicherheit legten wir uns nun zu Bette, und weil ich der älteſte und ſtärkſte von meinen Reiſegefährten war, ſo mußte ich mich vornhin, der andern Bettſtelle gegenüber, legen. Ermüdet durch unſre große Tagreiſe ſchliefen wir jedoch bald ein. Allein kaum hatten wir eine Stunde geſchlafen, ſo wurden wir durch die angekündigten Gäſte, welche ohne Licht in das ſtockfinſtre Zimmer hereintraten, wieder aufgeweckt und in nicht geringen Schrecken geſetzt, als wir hörten, wie ſie Schießgewehre und andere Waffen auf den Tiſch legten. Bald unterſchieden wir drei Perſonen, aus deren Reden ſich ergab, daß ſie das Handwerk von Wilddieben trieben, denn ſie beklagten ſich über ihr heutiges geringes Jagdglück, und daß ihre Schüſſe ſo manches ſchöne Wild gefehlt hätten. Übrigens mußten ſie auch ſehr müde ſein, denn ſie waren ſchnell ausgekleidet und zu Bette, worauf ſie in einigen Minuten zu ſchnarchen anfingen. Am andern Morgen, nachdem uns dieſe Buſchklepper noch vor einbrechender Dämmerung verlaſſen hatten, machten wir uns ebenfalls reiſefertig und dankten Gott, dieſer Gefahr mit heiler Haut entronnen zu ſein.

Unser Weg ging nach Terracina, Fondi, Bajä bis Gaeta, wo wir am dritten Tag ankamen und daselbst übernachteten. Hier wurden wir morgens zwei Uhr durch den Streit, welchen drei englische Damen mit dem Kellner wegen überspannter Forderung bekamen, aufgeweckt. Ohne daß nur einer von uns nach der Uhr gesehen hätte, ließen wir uns von dem Kellner, welcher uns mit den Engländerinnen zum Hause hinausbringen wollte, um alsdann ruhig schlafen zu können, bereden, daß es schon gegen sechs Uhr und höchstens in einer Stunde heller Tag sei. In dem Gedanken, dem anbrechenden Tag entgegenzugehen, machten wir uns auf die Reise, nachdem die Engländerinnen abgefahren waren. Solange wir noch zwischen den Häusern in Molo di Gaeta wanderten, wo hin und wieder die Lampen an einem Madonnen-Bildchen die Straßen etwas beleuchteten, nahmen wir die Dunkelheit der Nacht nicht so gewahr; allein als wir auf die freie Landstraße kamen, war es so finster, daß wir nur durch den Staub, der uns in die Nase stieg, versichert waren, auf dem Wege zu sein. Um bald an einen Ort zu gelangen, verdoppelten wir unsere Schritte, so daß wir mit Tages Anbruch schon in Garigliano ankamen, nachdem wir mehr als drei Stunden in der Dunkelheit zurückgelegt hatten. Als wir hierauf einige italienische Meilen weiter in das Posthaus von St. Agata kamen und daselbst gut gefrühstückt hatten, machte uns der Wirt Vorwürfe, daß wir uns durch Gehen so abmatteten, was in Italien kein Bettelmann tue; er halte uns für Herren, die nicht aus Dürftigkeit gezwungen wären, zu Fuß zu gehen, und setzte hinzu, um drei Dukaten würde er uns von jetzt, als morgens zehn Uhr

an bis abends vier Uhr nach Neapel führen. Um von da nach Neapel nicht noch einmal und vielleicht in einem schlechteren Gasthause übernachten zu müssen, ließen wir uns den Vorschlag gefallen, jedoch unter der Bedingung, daß wir Punkt vier Uhr in Neapel anlangten, damit wir heute noch einige Bekannte daselbst besuchen könnten. „Meine Herren," erwiderte der Mann, „ich lasse jetzt einspannen und Sie bis vier Uhr nach Neapel bringen, wohin es noch vierzehn Stunden sind. Treffen Sie um diese Stunde nicht dort ein, so sollen Sie dem Kutscher keinen Kreuzer bezahlen." Auf diese Weise kamen wir nun in Zeit von etwa fünfeinhalb Stunden, wobei uns unser erster Postillion in Capua und der von Capua wieder in Aversa an einen andern Kutscher mit Cabriolet übergab, nach Neapel, wo wir den akkordierten Fuhrlohn dem letzten auszahlten. In Neapel machte ich die mir sehr interessante Bekanntschaft der Herren Hackert, Heigelin, Kniep usw. und sah in der herrlich situierten Stadt das Merkwürdigste von Kunst. Besonders aber waren mir das Museum in Portici, das Theater in Herculaneum und die aufgegrabene Stadt Pompeji interessant; und ich glaube am letztern Ort zuerst bemerkt zu haben, daß das dortige große Theater nie ausgebaut gewesen, oder daß man gerade im Augenblick, wo Pompeji mit glühender Asche überschüttet wurde, im Begriff war, die Gradinen neu aufzubauen, weswegen man nur hin und wieder Stücke von denselben versetzt antrifft, von welchen das Fehlende nie früher ausgegraben war, was sonst andere zu behaupten suchen. Ingleichen habe ich (was ich auch schon in der Beschreibung des Karlsruher Theaters anführte)

zuerst die sinnreiche Form des dortigen Odeums bemerkt, eine Form, die, nach meinem Erachten, die vollständigste und zweckmäßigste ist, welche einem solchen Gebäude für Musik gegeben werden kann. Von den Exkursionen aus Neapel nach Bajä und auf die bei Neapel gelegenen Inseln Capri, Ischia, Procida und Nisida, bleibt mir die auf die Insel Capri, wo wir die Frau Fürstin Esterhazi antrafen, und wo noch viele Ruinen von dem sogenannten Hause des Tiberius sind, am unvergeßlichsten, indem ich daselbst vielleicht den schönsten und vergnügtesten Abend meines Lebens beim Sonnenuntergang erlebte. Um dieses herrliche Schauspiel zu sehen, wenn die Sonne nach einem schönen Sommertage südwestlich in das Meer einzutauchen scheint, und bei schönem Wetter deren goldne Strahlen über der Oberfläche des Wassers zittern, und den schönen Golf von Neapel mit seinen Gebirgen, sowie den Vesuv mit ihrem letzten ausströmenden Licht bemalen, mußten wir auf Stufen unten von dem Meere an den steilen Felsen bis zu Ana Capri, dem höchsten Gipfel dieser herrlichen Insel, steigen. Als wir Ana Capri erreicht hatten, was wohl eine Stunde Zeit erfordert, stand die Sonne noch sehr hoch, wir beschlossen daher, von dieser Bergspitze, welche sich auf der andern Seite ganz sanft abneigt, ein Stück Wegs vorwärts zu gehen und die romantischen Landhäuschen näher zu betrachten, welche wir von da aus erblickten. Im Hingehen nahmen wir wahr, daß ein niedliches Landhäuschen, das immer vorn eine Weinlaube hatte, und in der Nähe der Straße in einem kleinen Garten stand, nach dem andern folgte, und dieser südliche Teil der Insel, wie ein Garten angebaut,

und von vielen Menschen bewohnt war. Kaum waren wir eine halbe Stunde weit gegangen, als wir uns schon von mehr als hundert fröhlichen Kindern umringt sahen, die uns freundlich anlachten. Als wir nun wieder zurück auf die Spitze des Berges gingen, um die untergehende Sonne zu betrachten, zog der ganze Schwarm von Kindern mit uns, und weil wir anfangs einigen etwas Geld gaben, so verlangten jetzt auch die übrigen Geschenke von uns. Dieser Zudringlichkeit müde, verwiesen wir am Ende den Kindern ihre Bettelei, doch versprachen wir ihnen noch etwas zu geben; allein sie sollten uns auch dafür ein wenig unterhalten. Ein Junge von etwa zehn bis elf Jahren trat heraus und sagte: „Meine Herren, wir wollen Euch einen Ball geben, und wenn Ihr mir eines von diesen Mädchen zum Tanz beredet, so will ich mit einem einzelnen Tanz den Anfang machen." Mit Mühe konnten wir eines der Mädchen hierzu bereden, dem wir nach beendigtem Tanz ungefähr zwanzig bis dreißig Kreuzer in Silber gaben, weil wir kein kleineres Geld mehr hatten. Da die andern Kinder sahen, daß wir mit Silberstücken, deren sie vielleicht in ihrem Leben noch wenig gesehen, um uns zu werfen anfingen, wollte jetzt alles tanzen, und auf diese Art eröffnete sich für uns ein Schauspiel von einer Menge fröhlich tanzender Kinder, während sich die Sonne in das Meer tauchte, und von unserer Umgebung mit den letzten Strahlen Abschied nahm — ein Bild, welches vielleicht nicht so leicht auf einem andern Punkt der Welt schöner gesehen werden kann. Aus Dankbarkeit gegen die Kinder für das Vergnügen, welches sie uns verschafft, gaben wir einer herbeigekommenen Bauersfrau,

welche vermutlich ein Kind unter dem Haufen hatte, einen Skudi, um solchen in Kupfergeld wechseln zu lassen und dann unter die Kinder zu verteilen, worauf wir uns von den lachenden Gruppen verabschiedeten, und den ersten Weg über den Felsen hinunter zu dem Meere wieder antraten. Kaum waren wir aber etwa ein Drittel des Wegs hinuntergestiegen, als auf einmal der Knabe, welcher den Tanz begonnen, uns nachgesprungen kam und uns bat, wieder zurückzugehen, weil man ihm keinen Anteil mehr an dem letzten Skudi geben wolle, indem er schon zuerst von uns Geld empfangen. Wir versicherten ihm zwar, daß er das Recht habe, ebenfalls seinen Anteil an jenem Geld zu fordern; allein er antwortete dreist: „Das hilft nichts, Ihr müßt auf alle Fälle wieder zurück; denn sonst werde ich geprellt um meinen zweiten Anteil des Geldes, für welchen ich soviel als die andern getanzt.“ Um uns den Jungen vom Halse zu schaffen, waren wir genötigt, seinen Bitten nachzugeben, und mit ihm zurück den Felsen hinaufzugehen, weswegen wir erst in der Dämmerung unsern Weg über die Felsenstufen hinab bis zum Hafen, und in unser Wirtshaus zurücklegen konnten. Während wir uns in Capri einige Tage aufhielten, nahmen afrikanische Seeräuber auf der hintern Seite der Insel ein neapolitanisches Kauffahrteischiff. Es wurde dabei stark gefeuert, was wir auf der Insel sehr gut hörten.

Wir badeten mehrmals im Meere, und fanden bei dieser Gelegenheit, daß man zwar nicht, wie der berühmte Schwimmer Abbé N. N. im Meere ohne alle künstliche Bewegung, jedoch mit leichter Mühe und einer kleinen Bewegung auf dem Wasser schwimmen und auch in dem-

ſelben aufrecht, ohne tiefer als bis zur Mitte der Bruſt einzuſinken, ſich fortbewegen könne.

In Bajä, in den ſogenannten Schwitzbädern des Nero, wo man eine halbe Viertelſtunde durch den Felſen in das Innere eines Berges zu einer heißen Quelle geht, und da ein Dampfbad nehmen kann, ging es mir ſchlimm. Meine Freunde gingen verſchiedene Male ohne ſonderliche Beſchwerden hinein, aber ſo oft ich ihnen folgen wollte, trieb mich der erſtickende Qualm zurück. Endlich wagte ich es, der Gefahr zum Troß, auf allen Vieren in die Höhle zu kriechen, um dieſe merkwürdige Naturerſcheinung zu ſehen. Ganz ausgekleidet kroch ich in die Öffnung, den Kopf beinahe an der Erde; einige meiner Freunde und ein Führer folgten mit Fackeln. In der Grotte ſelbſt befand ich mich nachher recht behaglich und atmete leicht. Dabei ſchwitzte ich aber ſo außerordentlich am ganzen Körper, daß das Waſſer von mir wegrollte. Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde an dieſer Quelle verweilt, und einige Eier, die unſer Begleiter mitgenommen, geſotten hatten, kehrte ich wieder durch den Eingang zurück, ohne wie früher, die geringſte Beſchwerde zu fühlen. Als wir ins Freie kamen, wo die Sonne ziemlich heftig brannte, froren wir ſo außerordentlich, daß uns im eigentlichſten Sinne die Zähne klapperten, und dieſer unangenehme Zuſtand dauerte fort, bis wir wieder die freie atmoſphäriſche Luft gewöhnt waren.

Um nicht weitläufig zu werden, übergehe ich die weitere Beſchreibung der auf den übrigen Inſeln, ſowie bei dem Mare motro, Puzzoli uſw. geſehenen Merkwürdigkeiten, und will nur im allgemeinen bemerken, daß dieſe ſüdweſt-

lichen Gegenden von Neapel, welche in Hinsicht auf Kunst und Natur so interessant sind, einen lange bleibenden Eindruck auf mich gemacht, und ich mir oft gewünscht habe, in jener Gegend geboren zu sein, und unbekümmert um die übrige große Welt, in dieser großen und wundervollen Natur, unter so vielen bedeutsamen Erinnerungen, meine Tage zuzubringen. Auf der südöstlichen Seite von Neapel fand ich indessen das Land wegen seiner Kultur noch reizender, und als ich nach Pästum über Pompeji hinaus gegen Caluze und Salerno kam, und daselbst manche Pflanze fand, welche man bei uns in Deutschland nur in Treibhäusern zu sehen gewohnt ist; als ich die Felsen, statt mit dürren Hecken mit Aloe eingefaßt erblickte, glaubte ich wirklich in eine poetische Welt versetzt zu sein, und die zauberische Erscheinung kam mir lange wie ein Traum vor, bis ich im Hinwandeln mit der flachen Hand auf die Spitzen der Aloeblätter schlug, und der Schmerz der blutenden Hand mich zur nüchternen Besinnung brachte.

Den Weg nach Pästum wollte ich mit meinen zwei übrigen Reisegefährten machen, zu welchen sich noch zwei sächsische Architekten gesellt hatten, welche uns von Rom aus mit einem Vetturin nachgefolgt waren. Allein die beiden letztern waren so schlechte Fußgänger, daß wir uns genötigt sahen, von Salerno aus einen Wagen zu nehmen, und so die Reise bis Pästum fortzusetzen. So schön und interessant übrigens die Tempel, das Stadttor, die Stadtmauer und die übrigen Ruinen von Pästum für jeden Künstler und Gelehrten sind, so mußten wir jedoch unsere Wißbegierde wegen Mangel an Lebensmitteln und

einer ordentlichen Wohnung mit sehr viel Unbequemlichkeiten bezahlen. Wir fanden dort bloß eine kleine, arme Hirtenfamilie und einen Mann, welcher sich für einen neapolitanischen Invaliden ausgab und in einem alten Hause Wirtschaft trieb. Allein er konnte uns nichts vorsetzen als etwas Wein und einige Brocken alten Brotes. Wir hatten den Fehler begangen, von Salerno keine Lebensmittel mitzunehmen, und der ganze Vorrat, den wir in Pästum fanden, wurde von uns schon beim ersten Mittagstische verzehrt. Nachdem wir nun den ganzen Nachmittag in dem alten Pästum unter den Trümmern seiner ehemaligen Herrlichkeit zugebracht, und so viel wie möglich gezeichnet hatten, kehrten wir ziemlich ermüdet und hungrig gegen Abend in unser Quartier zurück, um die Nacht daselbst auszuruhen. Aber leider war das Haus so baufällig, daß wir uns in acht zu nehmen hatten, daß das Gebälk nicht mit uns zusammenbrach und wir in den unteren Stock fielen. Ich und einer meiner Freunde, welche die schwersten in der Gesellschaft waren, durften daher nicht in die Mitte des Zimmers treten, sondern bloß an den Wänden herumgehen, um einen möglichen Einsturz zu verhüten. Dabei lag das Haus in dieser jetzt ganz sumpfigen Einöde äußerst traurig und gewährte keine Sicherheit gegen einen nächtlichen Überfall von Banditen und Dieben, die uns hier in die andere Welt schicken konnten, ohne daß eine Spur von uns geblieben wäre. Ein Zufall steigerte noch diese Besorgnisse. Wir hatten uns nämlich bereits seit einer Stunde zur Ruhe begeben, da hörten wir auf einmal singen und ein Getöse von vielen Menschen. Erschrocken über diesen unerwarteten Besuch gegen Mitternacht öffne-

ten wir, leise und behutsam, den innern Laden des Zimmers ein wenig, und ob wir gleich den schönsten Prospekt von Pästum vor uns hatten, dessen Tempel sich beim Leuchten des Vollmonds ganz schwarz in dem angrenzendem Meere abbildeten, wich doch jeder andre Eindruck dem Schrecken, der uns ergriff, als wir vorn an dem mittlern großen Tempel ein großes Feuer erblickten, um welches sich wohl gegen hundert Menschen von jedem Alter und Geschlecht gelagert hatten, die mit Scherz und Gesang die Zeit verkürzten. Hastig warfen wir uns in die Kleider und eilten hinunter, um unsern alten Hauswirt zu fragen, wie diese Leute hierhergekommen, und was sie wollten? Seine Antwort klang jedoch sehr beruhigend. In der Nachbarschaft, einige Stunden von Pästum, wurde am nächsten Morgen ein großes Madonnenfest gefeiert, zu welchem diese Menschen zogen; dies geschah alle Jahre, und dabei pflegten die Wallfahrer gewöhnlich unter den Ruinen auszuruhen und den Anbruch der Morgenröte zu erwarten.

Von aller Furcht befreit baten wir jetzt den Wirt, die Leute zu fragen, ob sie uns nicht für Geld und gute Worte etwas zu essen und trinken geben wollten, indem wir sonst in der Frühe wieder abreisen müßten, denn an ein langes Fasten seien wir nicht gewöhnt. Der Mann kam bald mit der Antwort zurück, wie diese Pilger bedauerten, daß wir nicht früher geschickt hatten, denn ihr Vorrat sei beinahe ganz aufgezehrt. Indessen schickten sie uns doch noch den Überrest, der in einer Flasche Wein, einem Stück Brot und ungefähr zwölf Alluce (Sardellen) bestand. Ob nun gleichwohl dieses Wenige nicht sättigte,

indem wir durch Luft und Bewegung einen ungeheuren Appetit verspürten, der sich durch die Furcht, hungern zu müssen, noch vermehrt hatte, nahmen wir die Gabe doch mit Dank an, besonders da diese guten Leute sie so freundlich mitgeteilt hatten.

Den andern Tag in der Frühe machten wir nochmals einen Gang unter die Ruinen, und traten sodann unsere Rückreise nach Salerno wieder an. Als wir auf die Landstraße kamen, welche von Salerno nach Epoli zieht, trafen wir auf ein kleines Wirtshäuschen. Ein freudiger Anblick, indem uns Hunger und Durst noch quälten. Aus dem Wagen fragten wir den Wirt, ob er nichts zu essen und zu trinken habe. „O ja: Wein, Brot, Würste, kurz, was die Herren verlangen," gab er zur Antwort. „Bringen Sie, was Sie haben," riefen wir ihm zu, der jetzt Brot, Wurst und einen großen Topf mit schlechtem Wein herbeiholte. Hungrig wie wir waren, fielen wir über den magern Imbiß her, vergaßen aber, nach italienischer Sitte, mit dem Wirte zuvor über den Preis zu akkordieren. Der unverschämte Bursche verlangte zwei Zechinen für eine Sache, die höchstens einen Sechsbätzner gelten konnte. Ohne mich in einen Streit einzulassen, nahm ich zwei neapolitanische Kreuzer und drückte dem Unverschämten solche zur Chaise heraus mit den Worten in die Hand: „Hier habt Ihr die Zeche mit zwei Zechinen bezahlt." Er machte große Augen und sagte: „Meine Herren, dieses sind keine zwei Zechinen." „Wie!" antwortete ich, „was fehlt Ihnen?" „Exzellenz," fing er an, „sie sind falsch, es fehlt ihnen die Farbe." „Wie!" rief ich, „wie könnt Ihr dieses Geld falsch nennen, da doch das Bildnis Eures Königs

darauf geprägt ist?" „Ja, Exzellenz, falsch ist es nicht, ich meine, die Zechinen wären viel gelber." „Dummer Teufel, gebt sie her, Ihr kennt das Geld gar nicht," versetzte ich, indem ich ihm zwei silberne Lire in die Hand drückte und das Kupfergeld mit den Worten zurücknahm: „Gelber als diese haben wir keine." Bei dieser Rede kam endlich seine hochschwangere Frau zur Türe heraus und schrie: „Ach, meine Exzellenz! betrachtet mich und gebt mir auch etwas, wenn Ihr meinem Mann etwas von seiner Forderung abziehen wollt." Mit Freundlichkeit und Scherz gab ich ihr die beiden Kreuzer, die ich ihrem Manne wieder abgenommen hatte, als worauf beide so vergnügt und dankbar über unsere Güte und Zahlung waren, daß sie uns eine glückliche Reise und allen Segen mit auf den Weg gaben, was diese Leute gewiß im andern Fall nicht getan hätten, wenn wir ihnen ihre erste Forderung von fünfzigmal mehr streitig gemacht hätten. Überhaupt kommt man mit den Italienern am besten zurecht, wenn man sie bei dergleichen Prellereien spöttisch und scherzhaft behandelt. Nachdem wir in Neapel wieder angekommen und uns von der Pästumer Reise erholt hatten, unternahm ich mit meinem Reisegefährten die Besteigung des Vesuv, wobei es mir besonders interessant war, daß dieser vulkanische Berg damals gerade seine höchste Höhe erreicht hatte, indem er acht Tage später in Flammen geriet, und nachdem er das Städtchen Torre del Greco mit Lava überschwemmt, beinahe bis auf drei Viertel seiner Höhe zusammenstürzte. Wenn gleich die Besteigung dieses Berges wegen seiner steilen und mit Schlacken und Asche bedeckten Oberfläche, über welche man kaum zu gehen vermag, sehr

mühsam ist, so erinnre ich mich doch mit dem größten Vergnügen an das schöne Bild, welches sich von der Spitze dieses Vulkans zu meinen Füßen entfaltete.

Nachdem ich gegen ein Vierteljahr in Neapel und der Umgegend verweilt, und alles Merkwürdige, was auf Kunst und Wissenschaft Bezug hat, gesehen hatte, trat ich mit meinen beiden ersten Reisegefährten und einem jungen Gelehrten, Herrn Ammiller aus Stuttgart, die Zurückreise nach Rom über Altcapua an, wo einst der große karthagische Feldherr Hannibal mit seinem Heere sich den Untergang bereitete, und so viel Interessantes für den Baumeister zu sehen ist. Ungefähr in der Mitte der pontinischen Sümpfe schlugen wir einen Seitenweg nach Cora ein, um die dortigen sogenannten Herkules- und Castor- und Pollux-Tempel zu sehen, und umgingen hierdurch einen großen Teil der Paluden und besonders den Teil, in welchem wir auf dem Hinweg übernachtet hatten, was wir auch wegen der vorgerückten Jahreszeit; (denn es war gegen Ende Mai) tun mußten, weil es für unsere Gesundheit wegen der Aria cattiva gefährlich gewesen wäre, daselbst zu schlafen. Von dem Weg von Cora, wo ich mir den kleinen Herkules-Tempel aufzeichnete, den ich im Werkchen über die Säulenordnung herausgab, bis Rom will ich noch einer italienischen Artigkeit des Prinzen Borgia und seiner verehrungswürdigen Gemahlin erwähnen, die sie uns bei unserer Durchreise durch Velletri erwiesen, als wir das so berühmte Kabinett von Altertümern sehen wollten. Wir kamen etwas spät und höchstens zwei Stunden vor Nacht in Velletri und im Palaste des Prinzen an, um die Borghesische Sammlung, welche nach-

her von den Franzosen beinahe ganz verbrannt und zerstört wurde, in Augenschein zu nehmen. Auf der Treppe begegnete uns eine Dame. Auf unsre Frage, wohin man sich wenden müsse, um das Kabinett des Prinzen zu sehen, antwortete sie: Wir sollten nur noch die Treppe hinaufgehen, und dann rechts an der Türe die Glocke ziehen. Nachdem wir dieses getan, kam alsbald eine stattliche Dame und fragte uns um unser Begehren. Mit Schüchternheit, indem wir nun wohl merkten, daß wir an die unrechte Türe gekommen, entschuldigten wir uns wegen dieses Irrtums, wir seien Fremde und die so berühmte Kunstsammlung des Prinzen habe uns hergeführt. „Meine Herren," erwiderte sie, „Sie sind recht gegangen, kommen Sie nur herein, mein Gemahl macht zwar einen kleinen Spaziergang, allein er wird in kurzer Zeit zurückkommen, und Ihnen dann seine Antikensammlung mit Vergnügen selbst zeigen. Als wir in das Zimmer getreten waren, und sie den Eingang hinter uns wieder schloß, nötigte uns die Dame in das zweite anstoßende Zimmer, wo sie gerade einen großen Besuch von den ersten Fürstinnen Roms wegen ihres Namenstags hatte. Wir entschuldigten uns, nicht wenig verlegen, wegen unseres Reiseanzugs, der noch obendrein mit Staub bedeckt war, aber die erlauchte Dame führte uns mit äußerster Freundlichkeit in ihren Zirkel ein; alle Anwesenden empfingen uns auf gleiche Weise, und es wurden uns Erfrischungen aller Art angeboten.

Bei der Erzählung, welche wir jetzt den Damen von allem machten, was wir auf unsern Fußreisen nach Neapel, Pästum usw. von Kunst und schönen Naturszenen Inter-

essantes gesehen, zeigte die Prinzessin Borgia besonders eine große Freude, als Herr Ammiller ihr von Malta sprach, von wo er eben erst gekommen war, und ihr sagte, daß er daselbst ihren jüngsten Herrn Sohn sehr gut gekannt, und dieser ihm in seine Brieftasche mit Bleistift geschrieben habe, seine teuren Eltern bei seiner Durchreise durch Velletri herzlich und vielmals zu grüßen. Mit Hastigkeit bat sie ihn, ihr die Schrift ihres Sohnes in seiner Brieftasche zu zeigen, welche sie sogleich erkannte und mit innigstem Gefühl und glücklicher Erinnerung vielmals küßte. Endlich kam auch der Prinz gegen Ave Maria (Sonnenuntergang) von seinem Spaziergang zurück, und bewillkommte uns auf gleiche freundliche Art, wie zuvor seine Gemahlin. Nachdem wir uns eine ziemliche Zeit mit ihm unterhalten, und alle Hoffnung aufgegeben hatten, das Kabinett noch diesen Abend sehen zu können, weil inzwischen die Nacht eingetreten war, so sagte uns endlich der Prinz: „Meine Herren, Sie haben nur zu befehlen, wenn Sie das Kabinett besuchen wollen, ich habe solches während der Zeit unserer Unterhaltung illuminieren lassen, so daß Sie alles hell und deutlich wie bei Tage übersehen können.“ Mit nicht geringer Verwunderung über diese Gefälligkeit folgten wir dem Prinzen und mit uns die übrige Damen-Gesellschaft in die vielen wohlbeleuchteten Säle, welche beinahe ganz ausgefüllt waren mit altrömischen und griechischen, insbesondere aber mit ägyptischen Altertümern, auf deren Wichtigkeit uns der sehr unterrichtete Besitzer aufmerksam machte, und uns auf diese Weise bis gegen Mitternacht sehr lehrreich und freundlich unterhielt.

Dieses ist ungefähr das Merkwürdigste meiner ersten Reise nach Neapel. Zwei Jahre später, im Frühjahr 1796, unternahm ich eine zweite Reise dahin, von welcher ich noch einiges erzählen will.

Abgeschreckt durch diese Unannehmlichkeiten, welche mir auf meiner ersten Fußreise auf dem Wege von Rom nach Neapel begegneten, machte ich diesesmal diese Reise nebst drei andern Künstlern, mit einem Vetturin. Außer einigen Zänkereien, welche wir mit unserm groben, aus Bologna gebürtigen Vetturin hatten, weil derselbe gegen unsern in Rom abgeschlossenen Vertrag, nirgends verweilen, sondern uns gerade wie ordinäre Reisende, die unterwegs nichts anspricht, an Ort und Stelle bringen wollte, kamen wir endlich ziemlich gut und wohlbehalten in Neapel an. Es war an einem Sonntage, abends zwischen vier und fünf Uhr, als wir durch eine mit Menschen und Pferden angefüllte Straße fuhren, in welcher das erste Wirtshaus lag. Hier verlangte der Vetturin, daß wir absteigen sollten, indem wir nun in Neapel seien, und er seinen Vertrag gegen uns erfüllt habe. Wir antworteten, daß wir unsere Einkehr keineswegs in diesem Gasthause nehmen wollten, indem eine Wohnung für uns bereits in einem andern in der Gegend vom Molo im Aquila nero (schwarzen Adler) bestellt sei. Dieser Streit veranlaßte, daß sich die Straße wegen der großen Menge von Fuhrwerken und Fußgängern bald sperrte, so daß endlich die Polizeidiener nach der Ursache dieser Stockung fragten und uns darüber zu Rede stellten. Auf unsere Erklärung befahlen sie dem Vetturin, uns in den besagten Gasthof zu bringen, und als dieser sich weigerte, setzte sich ein

Polizeidiener auf den Bock, und brachte uns selbst an den bezeichneten Ort, wohin uns denn auch der Vetturin zu Fuß auf der Seite des Wagens folgte. Beim Auszahlen verlangte der unartige Mensch, wahrscheinlich aus Ärger über das Einschreiten der Polizei, eine besondere Vergütung dafür, daß wir uns unterwegs hin und wieder einige Stunden mit Umsehen und Zeichnen aufgehalten hatten. Wir lasen ihm unsern Vertrag vor, und nun mußte er zwar gestehen, daß jenes Verweilen an Stellen, die unsre Aufmerksamkeit erregten, allerdings einbedungen sei, allein, setzte er hinzu, meine Unterschrift fehlt. In der Tat hatte er auch, des Schreibens unkundig, sein Namenszeichen bloß mit drei Kreuzlein gemacht. Der seltsame Bursche leugnete zwar keineswegs, die Zeichen gekritzelt zu haben, behauptete aber, dies sei sein Name nicht. Bei dieser Versicherung schrien alle Anwesenden: „Jesus Maria! welch gottloser Mensch,“ und es fiel nun alles und besonders die Polizei mit Stockschlägen über ihn her, und so war der Streit schnell entschieden.

Während ich mich abermals gegen drei Monate in Neapel und den dortigen Umgebungen aufhielt, machte ich mir die noch fehlenden Skizzen von den interessanten Altertümern, die man in Kupferstichen noch nicht erhalten konnte, besonders von den Verzierungen und schönen Mosaiken in Portici und Pompeji, zu deren Abzeichnung man mit Mühe die Erlaubnis erhielt.

Um diese Zeit zeigte sich mir auch eine günstige Gelegenheit, in königliche Dienste zu treten. Die angestellten deutschen Künstler wünschten dieses besonders, indem sie hofften, daß durch mich der dortige Kunstsinn und die große

Liebe, welche die königliche Familie für die bildenden Künste überhaupt hegte, noch mehr angeregt werde, allein ich zog die Fortsetzung meines Studiums und das freie ungebundene Künstlerleben in Rom diesen glänzenden Aussichten vor und begnügte mich, die Merkwürdigkeiten in und um Neapel wieder zu besuchen.

Bei den verschiedenen Exkursionen, die ich von Neapel aus diesmal machte, war mir besonders die Besteigung des Vesuv merkwürdig, indem ich, da das Städtchen Torre del Greco, durch welches ich zwei Jahre zuvor mehrmals gegangen, nunmehr bis an die Turmhöhe mit Lava überdeckt sah, so daß ich mit den Händen die auf dem vorigen Marktplatz gestandene Turmuhr berühren konnte. Ungeachtet der schrecklichen Vernichtung dieses Städtchens, wo damals die Lava kaum drei bis vier Fuß tief erkaltet war, und man hin und wieder aus den Ritzen und Spalten der zersprungenen Rinde einen Stock brennend herausziehen konnte, wenn man ihn hineinsteckte, bauten sich die Leute schon wieder auf der erkalteten Kruste an, und suchten auf diese Art den Platz ihrer vorigen Wohnung zu behaupten, ohne an die so mögliche Wiederkehr der furchtbaren Erscheinung zu denken. Da der Vesuv gegen ein Viertel seiner Höhe eingestürzt war, so wurde das Besteigen nicht so mühsam wie zwei Jahre zuvor, der Anblick gewährte aber ein neues Interesse, da man mehrere hundert Fuß tief in das Innere des Kraters, welcher einem ungeheuern großen Kessel glich, bei welchem die vormalige äußere Kruste nunmehr die innere Ansicht bildete, und von der äußern Oberfläche des Berges wie ein Teil eines Baums von seinem Stamm abgebrochen war, hineingehen konnte. In der Mitte dieses

großen Kessels hob sich eine große Masse gleich einer Kolonne in die Höhe, zu welcher man aber auf mehrere hundert Fuß Wegs, teils wegen der Hitze, teils aber wegen des schwierigen Wegs über die ausgebrannten Schlacken nicht kommen konnte. Bei meiner zweiten Wanderung nach Pästum mit einigen Freunden gedachte ich der frühern schlechten Bewirtung, und wir ließen darum in Salerno, wo wir übernachteten, unsere beiden Wagen mit Speisen und Getränken aller Art füllen, damit der geistige Genuß nicht durch körperliches Mißbehagen gestört wurde. Vor dem großen mittlern Tempel machten wir von Steinen eine große Tafel, und stellten darauf, wie zu einem Opfermahle, unsere mitgebrachten Tafelgerätschaften, Speisen und Getränke, und ließen uns dann auf den vordern Gradinen des Tempels nieder. Mit Wonnegefühl wiederholten wir hier das wenige, was wir von der Geschichte dieser alten Stadt und ihren ehemaligen Einwohnern wußten, und ich erinnerte dabei meinen Freund Professor Hummel an unser erstes Hiersein vor zwei Jahren, wo wir als arme Pilgrime gleichsam von Almosen lebten, während wir jetzt wie Priester schmausten.

Neben der geschichtlichen Unterhaltung ließen wir es auch nicht an artistischen Bemerkungen, besonders über die Merkwürdigkeiten der noch vorhandenen altgriechischen Tempel fehlen, indem diese, was ich auch schon in meiner Schrift über die wesentlichen Teile der Säulenordnung bemerkte, wegen ihrer eigenen Konstruktion für den Architekten sehr interessant und lehrreich sind.

Es sind jetzt zwanzig Jahre, seit ich im schönen Neapel war, aber noch in diesem Augenblicke steht das Bild leben-

dig vor meiner Seele, und ich weile in himmlischer Erinnerung bei Capo di minora Como und an Posilippos Lorbeerbaum, wo ich mir von Virgils Grab einen Zweig pflückte.

Nur noch einige Bemerkungen über die Wasserleitung von Caserta und die unter dem Berg gezogne Straße von Posilippo. Die Zeit, da die beinahe eine halbe Stunde lange durch den Berg gezogene Kommunikations-Straße von Neapel nach Bajä gemacht wurde, ist nicht genau bekannt. Nach einigen geschah es unter August, auf Befehl des Agrippa, durch zwei Freigelassene, welche die Baukunst erlernt hatten.

Wenn ich erwäge, daß nun Caserta durch seine Aquadukten fortwährend Wasser erhält, und daß durch die unterirdische Straße von Posilippo täglich mehrere tausend Menschen, welche von der Ebene Neapels nach Bajä oder umgekehrt von da nach Neapel ziehen, viele Zeit gespart wird, die sie sonst wegen des Umwegs über den hohen Berg verloren, so ist eine solche Unternehmung eine Wohltat für Jahrtausende, und ein Monument, daß noch die spätesten Nachkommen (wie wir jetzt noch nach 1800 Jahren) bewundern und dankbar benützen.

Da ich bereits schon bei meiner ersten Reise in Neapel alles Merkwürdige, was mich besonders angesprochen, bemerkt habe, so will ich nur meine Rückreise nach Rom noch kurz beschreiben.

Von Neapel nahm ich mit vier andern Künstlern den Weg über Alt- und Neucapua nach Monte Casino, um daselbst in der Nähe die noch übrigen Reste der alten Stadt Germanum, sowie auch die in dem dortigen Kloster befindliche heilige Familie von Raffael zu sehen.

Mit der humansten Gastfreundschaft wurden wir von dem dort wohnenden Oberhaupt des Benediktiner-Ordens aufgenommen, und während wir einige Tage hindurch die Kunstsachen und Merkwürdigkeiten untersuchten, mit der größten Freundlichkeit bewirtet. Der Generalprior gab uns zwei von seinen gelehrtesten Ordensbrüdern als Gesellschafter, welche uns den ganzen Tag über begleiteten und auf alles Interessante in der Gegend aufmerksam machten. Ich war sehr bemüht, den Ort aufzuspüren, wo die Villa des Varus stand, und das von ihm beschriebene Vogelhaus in der Nähe einer starken Quelle, die in einen vorbeiziehenden Fluß sich ergießt. Allein die Zeit hat diese Gegend sowie die Menschen daselbst viel zu sehr verwandelt, als daß man außer einigen Ruinen von Mauerwerk noch weitere Spuren dieser ehemals kultivierten Gegend finden könnte.

Von Monte Casino nahmen wir unsern Weg nach Isola di Sora, in welcher Gegend, wie man sagt, Cicero ein ziemlich beträchtliches Landhaus gehabt haben soll. Dieses jetzt noch so schöne Städtchen liegt auf einem Felsen, gegen den sich der Fluß wendet, und sich dann links und rechts neben dem Städtchen in zwei Arme teilt, und vorn, wo das Städtchen aufhört, auf beiden Seiten sehr hoch herunterfällt, und Wasserfälle bildet, wodurch eine der herrlichsten Ansichten entsteht, indem noch außerdem die Brücken, welche in das Städtchen führen, über den beiden Wasserfällen sich befinden, und so mit dem Bilde von unten, wo man das Städtchen mit den Wasserfällen übersieht, ein ganz eigenes Ansehen geben. Von hier aus gingen wir über St. Patria, und da wir daselbst

kein Nachtquartier fanden, so mußten wir noch abends spät bis Urbino, dem Geburtsorte des Cicero, wo wir erst gegen Mitternacht ankamen, weil wir den Weg nicht fanden und ohne Führer suchen mußten. Der unsrige hatte sich davongemacht, als er uns zusammen hatte deutsch reden hören und diese Sprache nicht verstehen konnte. Als wir daselbst in dem sogenannten Gasthofe abtraten, der eine bloße erbärmliche Schenke war, in welcher sich gewöhnlich die Spiri aufzuhalten pflegten, hatten wir einen sonderbaren Auftritt, indem ein eben daselbst befindlicher Haufe dieser Leute glaubten, wir gehörten in Neapel zu einer Verschwörung, und hätten die Flucht auf wenig betretenen Wegen genommen und in eine Gegend, wohin damals selten ein Fremder kam.

Die Wirtin, eine Witwe, wollte uns daher gar nicht beherbergen, und einige der Spiri gingen, weckten den ganzen Magistrat, und brachten ihn mit vielen andern Leuten in die Schenke, während wir uns mit der Wirtin herumzankten, und mit Ungestüm ein Nachtlager verlangten. Nachdem uns nun die Spiri mit dem hochlöblichen Magistrat von Urbino angekündigt, daß wir samt und sonders Gefangene seien, wenn wir uns nicht gehörig ausweisen könnten, zeigten wir ihnen unsere königlich neapolitanischen Pässe, aber diese Menschen hatten Pässe dieser Art nie gesehen. Der erste wurde in der Reihe von Hand zu Hand beim Fackelschein außen vor dem Wirtshause herumgegeben, und hierauf einer von der Gesellschaft, welcher lesen konnte, aufgefordert, denselben vorzulesen. Als nun dieser die gewöhnliche Paßformel, daß der König allen seinen Militär- und Zivilbehörden die Reisenden

empfehle usw. herunterlas, schnitt die ehrsame Gesellschaft große Gesichter und einige sagten: „Ach, diese Herren sind uns besonders vom König empfohlen, und wir haben sie nun beleidigt.“ Ein jeder suchte sich jetzt davonzuschleichen, und die übrigen wußten nicht, was sie uns für Komplimente und Entschuldigungen machen sollten. Die Spiri sagten endlich: „Meine Herren, befehlen Sie nur, wir haben Ordre vom König, Ihnen mit all unsern Diensten zu Handen zu gehen und Ihnen alles Angenehme zu erweisen.“ Wir warfen uns ein wenig in die Brust und forderten vor allen Dingen, daß für ein gutes Quartier, und dann für ein Nachtessen gesorgt werde, was der Wirtin denn auch sogleich aufs dringendste anempfohlen wurde. Bei Tische bedienten uns die Spiri, so wie sie die Nacht über vor der Haustüre Wache hielten. Am andern Morgen führten sie uns in die ehemalige Stadt, von welcher noch ein großer Teil der Stadtmauer vorhanden, und aus irregulären großen Steinen zyklopenmauerartig gebaut ist. Das alte, dreieckige, pyramidenartige Stadttor konnte bei einer Belagerung der Stadt sehr leicht, und ohne den Ort der Öffnung zu bemerken, vermauert werden, und das Ganze bot einen interessanten Anblick dar.

Von hier aus kamen wir in das Liristal, um daselbst den Ausfluß (Emissario) des Lago fucino, welchen Kaiser Claudius machen ließ, zu sehen, indem ich die Zeichnungen über diesen so merkwürdigen Emissario auf Bestellung des Herrn Grafen Münster für S. Königl. Hoheit den Prinzen August von England zu fertigen hatte, weshalb ich denselben genau untersuchte, und dabei auch bemerkte, was man zuvor noch nicht wußte, daß dieser Emissario,

nachdem er das Wasser des fuciniſchen Sees abgeleitet, zu einer Kommunikationsſtraße zweier an Getreide und Viehzucht reichen Tälern gedient habe, indem ſonſt der Zugang nur über die hohen Gebirge, wie jetzt, wo der ganze Emiſſario durch Verwahrloſung und die Zeit wieder verſchüttet worden, ſtatthaben konnte.

Nach Tacitus (Annalen lib. XII. § 56, 57) und andern römiſchen Schriftſtellern, ließ Kaiſer Claudius an dem über eine deutſche Stunde langen Emiſſario, der durch ein hohes Kalkgebirge geht und die Austrocknung des fuciniſchen Sees bezwecken ſollte, gegen elf Jahre mit 30 000 Menſchen arbeiten; und da er den Auslauf des Waſſers im Angeſicht vieler tauſend Menſchen, die er aus ſeinem ganzen unermeßlichen Reiche hiezu einladen ließ, bewerkſtelligen wollte, ſo geſchahen mehrere Unglücksfälle. Um das allgemeine Intereſſe für die Austrocknung dieſes Sees zu erregen, ließ er den ganzen Umkreis desſelben, welcher gegen ſechsunddreißig italieniſche Meilen beträgt, mit Gradinen oder Sitzbänken für die Zuſchauer umfaſſen, um gleichſam das Schauſpiel einer Naumachie zu geben. Zwiſchen den Gradinen wurden hie und da große Türme errichtet, von welchen die Soldaten Steine auf die Schiffe der Sklaven warfen, die 30 000 an der Zahl ein Seetreffen geben mußten, um die Streitenden hierdurch zum ernſtlichen Kampf anzutreiben. Da es aber nach geendigtem Seetreffen, in welchem eine große Menge Sklaven umgekommen ſein ſoll, dem Kaiſer mißlang, dieſen See im Angeſicht der Zuſchauer ganz bis auf den Grund ablaufen zu laſſen, weil der Baumeiſter den Emiſſar nicht tief genug angelegt hatte, ſo unternahm man eine größere Ver-

tiefung desselben während der folgenden drei Jahre. Bei dieser Veranlassung ließ Claudius zu einer zweiten großen Feierlichkeit bei dem Einlauf in den Emissar ein großes Amphitheater errichten, um in demselben ein Kampf- und Fechtspiel zu Lande zu geben, während der See unter dem Amphitheater auslaufen sollte. Die Exekution dieses neuen Projekts gelang zwar vollkommen, allein als das über dem Emissar gewölbte Theater von Zuschauern angefüllt war, und die Schleusen nun zum Ablaufe des Wassers aufgezogen wurden, so schoß selbiges mit einer solchen Heftigkeit in den Emissar, daß der Boden des Amphitheaters zersprang, das Gebäude zusammenstürzte, und mehrere tausend von den Zuschauern, welche hier das Fechterspiel ansehen und nach Beendigung desselben trokkenen Fußes über die Stätte des Sees gehen wollten, ihren Tod fanden.

So groß und gemeinnützig auch die Unternehmung des Claudius in Hinsicht auf die Austrocknung des fuzinischen Sees war, so erlaubte es die Eifersucht der auf ihn folgenden Kaiser doch nicht, etwas für die Unterhaltung zu tun, sondern sie ließen dieses kühne Werk nach und nach zerfallen. In diesem Zustand und gerade in der Zeit, als der König von Neapel einen Teil dieses Emissars von dem Ausflusse an ausgegraben, die Arbeit aber, wegen des französischen Revolutionskriegs, wieder eingestellt hatte, besuchte ich diese so interessante Gegend. Von dem geöffneten Ausfluß, in den man einige hundert Schritte gehen konnte, nahmen wir den Weg oben über das Gebirge zu dem See und dem Einflusse, welcher noch in völligem Ruin lag. Der Anblick war in mancher Hinsicht ganz inter-

essant, indem noch vieles von den Resten des Amphitheaters und der Logen, von welchen der Kaiser zu gleicher Zeit in das Amphitheater und auf den auslaufenden See hatte sehen können u. a. m. vorhanden ist. Dem Emissar gegenüber in der Nähe des Sees erblickten wir die ehrwürdigen Überreste der alten Stadt Alba.

Unter den dortigen Ruinen befinden sich die Reste eines Tempels von alter dorischer Säulenordnung, bei welchem auf eine sehr sinnreiche Art die Triglyphen auf dem Mauerwerk ohne Architrav ruhen. Viele Architekten wollen sich in unsern Zeiten diese Freiheit nicht erlauben, allein sie ist im strengsten Sinn genommmen, ganz mit der Konstruktion des dorischen Hauptgebälks übereinstimmend, und ich habe mich auch schon dieser Freiheit mit Vorteil bedient.

Bei diesem See, auf dem Wege nach Tagliacozzo, kam ich über den Fluß, worin sich einst meine deutschen Landsleute, nachdem sie unter Konradin von Schwaben und Friedrich von Österreich die Neapolitaner geschlagen, badeten.

In Tagliacozzo, wo wir übernachteten, waren dazumal die Fremden eine so seltene Erscheinung, daß die Wirtin, als wir unsere Zeche bezahlen wollten, bitterlich zu weinen anfing, indem sie, wie sie sich äußerte, nicht einmal die Freude hätte, uns als Fremde gastfreundlich, das heißt umsonst zu bewirten, so daß wir am Ende nur mit Mühe ihrem Kinde ein Geschenk von Geld beibringen konnten. Der Weg von da war abscheulich, und ich kann ihn bis jetzt noch nicht vergessen. Da wir nämlich denselben Tag von Tagliacozzo bis Tivoli wollten, wohin uns mehrere

unſerer Freunde entgegenreiſten, um von uns ſelbſt ruhig und ungeſtört unſere Reiſeabenteuer zu hören, brachen wir ſchon morgens in aller Frühe auf, und es mag wohl erſt drei Uhr geweſen ſein, als wir oben am Berge zu den letzten Häuſern, an denen ſich die Straße teilt, gekommen waren. Hier auf der Scheide dieſer beiden Straßen begegnete uns ein Mädchen, welches an einer Quelle Waſſer geholt hatte; als ſie uns deutſch ſprechen, lachen, ſingen und pfeifen hörte, ſo geriet ſie in die größte Angſt, und auf unſre Frage, ob dies der rechte Weg für uns ſei, antwortete ſie halb außer ſich: „Ja, ja!“ So gerieten wir auf die unrechte Straße, was wir jedoch erſt nach mehreren Stunden bemerkten, als ſich der Fahrweg immer verſchmälerte, dann in einen Fußweg und endlich ganz im Gebüſch, Wald und Berge verlor. Bei dieſem abſcheulichen Irrweg mußten wir immer bergauf ſteigen, und in der Hoffnung, daß wir endlich die Höhe des Berges erreichen würden, wo wir wieder einen Ort in der Ferne erblicken könnten, ſtrengten wir uns nicht wenig an. Allein es wurde inzwiſchen Mittag, und erſt nachmittags drei Uhr erreichten wir den Gipfel des Berges, welcher dazumal, zu Ende April noch ganz mit Schnee bedeckt war, ganz erſchöpft und in halber Verzweiflung, da ſich kein Ausweg aus dieſer Wildnis darbot. Mich und meinen Freund Hummel koſtete es Mühe, unſere übrigen Reiſegefährten, welche oft zu weinen anfingen, und jeden Augenblick liegen bleiben wollten, mit uns fortzubringen. Oben auf dem höchſten Gipfel der Sabinergebirge, wo wir uns nun befanden, ſahen wir in der Himmelsrichtung, nach welcher wir glaubten, daß Rom liege, auf einer Entfernung von

eineinhalb Stunden tief unter uns einen Ort, wir folgten der Richtung und wanderten nun auf der andern Seite des ziemlich steilen Berges durch den Wald hinab, und langten endlich, abends gegen fünf Uhr daselbst an. Nach einer solchen Anstrengung wäre es uns freilich angenehm gewesen, wenn wir auf die Tageslast und Hitze, die Nacht über hier hätten ausruhen können. Dieser Ort war aber trotz des schönen italienischen Landes so öde und armselig, daß wir kaum einige Brote, Ziegenkäs, Eier und einige Gläser schlechten Weins haben konnten. Als wir uns damit etwas erquickt und gerastet hatten, setzten wir mit einem Wegweiser unsern Weg ganz langsam in das an der neapolitanischen Grenze gelegene erste römische Städtchen fort, in welches wir auf dem rechten Weg schon in der Frühe gegen zehn Uhr hätten kommen sollen, und langten erst nachts gegen zehn Uhr daselbst an. Da es gerade sehr schöner Mondschein war, und wir einigen Freunden ein Rendezvous auf diesen Tag in Tivoli gegeben hatten, so setzten wir von da aus unsere Reise auf Eseln vollends bis Tivoli fort, wo wir erst gegen Morgen ein bis zwei Uhr ankamen. Von dem so schönen und interessanten Tivoli, dem Sommerlieblingsaufenthalte der alten Römer, will ich nur noch im allgemeinen anmerken, daß ich die dortigen Ruinen, die Villa des Cassius, Varus und besonders die Villa Adriana mit äußerster Aufmerksamkeit nach den bekannten piranesischen Plänen mehrmals durchgangen, und an der Konstruktion des Mauerwerks und andern vorher unbekannt gewesenen Merkmalen manches Interessante entdeckt habe, indem hier mit äußerstem Scharfsinn oft die Zimmer, die sich an Erdhügel lehnen,

gegen die Feuchtigkeit gebaut sind, und man physische Kenntnisse angewendet sieht, auf die man heutzutage so wenig reflektiert. Die praktische Ansicht, die ich mir in der Kenntnis der alten Mauerwerke, rücksichtlich ihres Zeitalters, ihres Zwecks und Stils, ebenso wie in den übrigen Kunstwerken erwarb, brachten mir besonders in den letzten Jahren meines römischen Aufenthalts, wo die meisten fremden Antiquare wegen der unruhigen Zeiten sich entfernt hatten, manche Empfehlung, wodurch ich oft genötigt war, mit fremden Reisenden oder auch andern Personen antiquarische Ausflüge zu den in Rom oder außerhalb in der Gegend gelegenen Altertümern zu machen.

Ich will nur einige dieser Exkursionen hier anführen, die mehr oder minder ernsthaft und für meine Lebensgeschichte merkwürdig waren. Im Jahr 1795 geschah es, daß sich die Galioten der beiden päpstlichen Galeeren zu Civita Vecchia, die ungefähr fünfhundert Mann zählten, frei machten, und nachdem sie an das Land gestiegen waren, solange bis sie nach und nach wieder aufgefangen wurden, das römische Gebiet sehr beunruhigten und besonders den Reisenden gefährlich wurden. Die Sträflinge jener beiden römischen Galeeren hatten nämlich mehrere Jahre hindurch die Ketten, mit welchen sie an die Ruder angeschlossen waren, nach und nach nächtlicherweise durchgeschliffen, wobei sie sich besondrer Ausdrücke und Zeichen bedienten, und nachdem sie einmal im Jahr 1795 auf einige Wochen verproviantiert worden und auf die hohe See gingen, streiften sie auf einmal ihre Fesseln ab und stellten dem kommandierenden Offizier und den wenigen Seesoldaten frei, ob sie sich gegen sie verteidigen oder aber

entwaffnet ans Land gesetzt sein wollten. Aus Furcht, der Mehrzahl unterliegen zu müssen, wählten die Soldaten das Letztere. Nachdem sie ihren Schiffsvorrat verzehrt hatten, stiegen sie bis auf einen einzigen türkischen Sklaven, welcher schon gegen zehn Jahre bei dieser schlechten Gesellschaft war, und das Schiff nicht verlassen wollte, ebenfalls ans Land, machten Straßen und Dörfer unsicher, und beunruhigten das römische Gebiet nicht wenig, indem sie sich oft in großen Haufen vor einem Ort oder Kloster versammelten und sehr beträchtliche Kontributionen von Geld und Lebensmitteln verlangten, während die andern in kleinen Abteilungen Mord und Straßenraub verübten.

In dieser Zeit erhielt ich nun von einigen meiner Freunde, die sich während des Sommers und der Aria cattiva in Tivoli aufhalten wollten, eine Einladung, um sie nach Palestrina zu begleiten, wo ich schon zuvor einigemal war, und ihnen die Ruinen des so berühmten Fortuna-Tempels zu zeigen und untersuchen zu helfen.

Nach den Zeitungsnachrichten hatte man damals zu Palestrina mehrere Arkaden, in welchen Statuen in Nischen standen, entdeckt. Dieser Ort, ehemals einer der glänzendsten und berühmtesten Punkte in Italien, von dessen Entstehung die Geschichte beinahe gar nichts weiß, war viel zu wenig bekannt, und scheint nach den noch daselbst vorhandenen Überresten des Tempels, welche so weitläufig sind, daß die gegenwärtig ziemlich große Stadt Palestrina kaum den halben Raum desselben einnimmt, zu Horaz' Zeiten (der davon Erwähnung tut) wie der ephesische Diana-Tempel berühmt gewesen zu sein.

Mit einem meiner Freunde, dem verstorbenen Herrn

Hofkupferstecher Moraçe von Stuttgart, welcher während seines Aufenthalts in Rom noch nicht aus der Stadt gekommen war und mit uns diese Reise machen wollte, trat ich den Weg nach Tivoli an. Nach der Verabredung wollten wir dort die andern Freunde zur Reise nach Palestrina abholen. Da es in der Gegend von Rom im Sommer wegen der Aria cattiva nicht rätlich ist, den Ort wo man schläft, häufig zu wechseln, und viele sogar behaupten, daß man ohne Gefahr nicht einmal von der schlechten Luft weg in der guten schafen dürfe, so traten wir in einigen Tagen, nachdem wir alles Merkwürdige in Palestrina gesehen, schon morgens zwei Uhr, bei sehr schönem Mondschein, unsre Rückreise nach Rom an, um in einem Tag dahin zu kommen und unterwegs nicht über Nacht bleiben zu müssen. Uberhaupt sind die Nächte so klar, daß man ohne Anstrengung lesen kann, und ich habe oft während meines Aufenthalts in Rom die dortigen merkwürdigen Gebäude im Mondlicht betrachtet, wo sie sich besonders schön ausnehmen, weil sich dabei viele Kleinigkeiten dem Auge verbergen, und Licht und Schatten nur im ganzen und in Massen wirken.

Um meinem Freunde auf der Rückreise Monte Porcia, Frascati usw. zu zeigen, mußten wir von dem an dem Bergrücken gelegenen Palestrina durch das Tal, welches zwischen diesem und den lateinischen Gebirgen liegt, unsern Weg nehmen. Wir mochten nun kaum eineinhalb Stunden Wegs, ungefähr die Mitte zwischen Palestrina und Monte Porcia, mit unsern Eseln und den Eselstreibern gekommen sein, als wir auf der rechten Seite der Straße drei bis vier Kerls außen vor einem alten Mauerwerk

stehen sahen. Da ich sogleich vermutete, daß diese Leute von den päpstlichen Galeeren entflohene Galioten sein müßten, so sagte ich meinem Freund ganz leise: er sollte ungestört auf der linken Seite der Straße fortreiten und den Eselsführer hinter sich nachgehen lassen. Denn da wir diesen Menschen nicht entkommen konnten, wenn sie uns etwas anhaben wollten, so hielt ichs für geratener, gerade zu ihnen hinzureiten und im schlimmsten Falle mit ihnen zu traktieren. Während wir ihnen entgegentrabten, und sie uns erwarteten, stopfte ich mir in der Geschwindigkeit eine Pfeife und verbarg meine Uhrenkette und die mit Schweizer Kristallen besetzten Hosenschnallen, welche ich in Geneve gekauft, damit ich nicht reicher schien als ich war. Indem ich nun von der linken Seite gegen die rechte auf sie zuritt, sagte ich, indem ich meine Pfeife hinstreckte und ihnen ein guten Morgen bot: „Meine Herren, könnt Ihr mir nicht ein wenig Feuer geben? die Morgenluft ist sehr scharf, und ich möchte darum gerne eine Pfeife rauchen.“ Während nun mehrere aus den Ruinen hinzukamen, zog einer derselben ein Feuerzeug aus der Westentasche, und nachdem er Feuer geschlagen hatte, drückte er mir selbst den brennenden Schwamm mit lachendem Munde auf meine Pfeife und sprach: „Hier, mein Herr, habt Ihr Feuer.“ Ohne nur dergleichen zu tun, als kennte ich die saubere Gesellschaft, dankte ich ihm sehr höflich für die Gefälligkeit und trieb hierauf meinen Esel an, um meinen Reisegefährten, den indessen die Furcht weit vorwärts geführt, wieder einzuholen. Unser Führer, der die verübten Grausamkeiten dieser Menschen kannte, war erstaunt, daß ich so guten Kaufs von ihnen losgekommen. Als wir in

Frascati anlangten und diesen Vorfall erzählten, waren die Leute in äußerster Verwunderung über den glücklichen Zufall; denn erst einen Tag vorher hatte das Raubgesindel auf der nämlichen Straße einen römischen Beamten mit seinem Diener ermordet. Überhaupt war in jener Zeit das Reisen in Italien, zumal des Nachts, mit den größten Gefahren verbunden, wie schon aus der Tatsache erhellt, daß während des Pontificats Pius VI., also in 24 Jahren, in dem Kirchenstaate über 40000 Menschen ermordet wurden.

Mit unangenehmer Erinnerung an eine andre Szene dieser Art, wo mein Leben in Gefahr war, will ich nur noch einer Landreise gedenken, die ich nach dem Wunsche mehrerer Freunde mit ihnen in die lateinischen Gebirge gemacht. Von Rom nahmen wir den Weg nach dem neun Miglien von da gelegenen Gabi, um diesen in der Geschichte merkwürdigen Ort, dessen Einnahme den alten Römern so schwer wurde, und die daselbst noch vorhandenen Ruinen nebst den Exkavationen, welche dazumal der Prinz Borgheſe mit einem glänzenden Erfolg betrieb, zu sehen. Von hier aus reisten wir nach Frascati und dem alten Tuskulum, wo, neben andern Merkwürdigkeiten, auch noch ein Gebäude, welches man für das ehemalige Haus des Cicero ausgeben will, die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Frascati ist nach meinem Erachten eines der schönsten und angenehmsten Städtchen in Italien. Wegen seiner reizenden, fruchtbaren und gesunden Lage, wie auch wegen der vielen mit dem Städtchen in Verbindung stehenden Villen, Kasinen usw. ist es gegenwärtig der Lieblingsort der reichen Römer, die hier ihr Tivoli wiederge-

funden haben. Von da nahmen wir den gewöhnlichen Weg der Fremden nach Grotta Ferrata, um die dortigen Fresko-Gemälde des Domenichino zu sehen, und gingen dann nach Rocca di Pape, wo Hannibal sein Lager hatte, nachdem er das römische Heer geschlagen und die Stadt Rom belagert. Von hier aus verfolgten wir dann den Weg über Gabi, als der höchsten Spitze des lateinischen Gebirgs, wo ehemals ein Tempel des Jupiter stand, und sich alle mit Rom verbündeten Völkerschaften alljährlich versammelten, bis nach Albano fort. In Albano blieben wir 6 Tage, um die nahe gelegenen Örter Palazuoli, Grotta Ferrata, den Emissar vom Lago d'Albano, Nemi, Civita alla Vigna zu besuchen, von welchem letztern Ort das Meer um eine halbe Stunde Wegs zurückgetreten, und noch die Ringe, an welchen vormals die Schiffe festgebunden waren, deutlich zu sehen sind.

Am Abend unsrer Ankunft akkordierten wir mit dem Wirte wegen Kost und Wohnung. Nach unserer Übereinkunft, die ich mit ihm getroffen, weil ich schon mehrere Male zuvor bei ihm eingekehrt war, mußten wir ihm die Person täglich fünf Paoli zahlen. Als wir nach sechs Tagen unsere Rückreise nach Rom nach dem Mittagessen antreten wollten, machte ich über Tische meinen Reisegefährten die Rechnung in der Art, daß ich den Abend unsrer Ankunft und nun den halben Tag, an dem wir nach Tisch weg wollten, für einen Tag nahm. Einige meiner Freunde zweifelten, ob der Wirt sich dies gefallen lassen werde, allein ich kannte die italienische Art besser, nahm das Geld und ging in die Küche, wo der Wirt sich aufzuhalten pflegte. Allein der Bursche war pfiffig und

unverschämt, und ich gewann nichts, als daß meine Gefährten mich auslachten.

Außer diesem Zuge will ich noch einer weitern Reise nach Tivoli erwähnen wegen eines besondern drolligen Eselritts. Die beiden Brüder Schabler kamen im Sommer 1795 von Neapel nach Rom, um daselbst die Merkwürdigkeiten zu sehen, und baten mich und noch zwei andere meiner Freunde, mit ihnen nach Tivoli eine Partie zu unternehmen, um ihnen die dortigen Altertümer zu zeigen. Da es im hohen Sommer war, wo es wegen der Hitze und der Aria cattiva erforderlich ist, in der Nacht den Weg zu machen, so traten wir abends gegen zehn Uhr die Reise mit einem Vetturino von Rom an. Auf dem halben Wege zwischen Rom und Tivoli kamen wir schon zu einem Unglücksfall, indem wir Engländer antrafen, welche unter dem Namen von Norddeutschen reisten, weil sie von den Franzosen in Italien nicht gekannt sein wollten; ihr Wagen lag zerbrochen, und nun ganz allein bei finstrer Nacht auf diesem öden, unsichern Weg mußten sie die Trümmer ihrer Chaise bewachen, bis der Vetturin zurück nach Rom geritten war, um ihnen eine andere zu holen. Diese beiden Engländer, die nur einen Bedienten bei sich hatten, ersuchten uns, bei ihnen auf der Straße zu bleiben, bis ihr Vetturin, der schon einige Stunden weg war, zurückkommen würde, wo sie dann mit uns den Weg wieder fortsetzen könnten. Da wir vermuteten, daß die Leute ein wenig Bange hatten, so ließen wirs uns gefallen, ihnen einige Zeit Gesellschaft zu leisten. Allein ob es gleich anfangs August war, so froren wir doch in der Kühle der Nacht, daß wir am ganzen Leibe zitterten

und uns zuletzt wie im strengsten Winter die Zähne klapperten, worüber die Engländer uns auslachten, indem sie dieses unbehagliche Gefühl nicht hatten, vermutlich weil ihr Körper noch nicht so weichlich als der unsrige durch einen längern Aufenthalt in Italien geworden war. Endlich mußten wir sie der fernern Obhut des Himmels empfehlen und unsern Weg ohne sie fortsetzen, wo wir dann morgens gegen fünf Uhr, die Engländer aber erst gegen Mittag, in Tivoli anlangten.

Nach der gewöhnlichen Weise wurden die Exkursionen zu den Kaskaden, dem Monte Spaccato, zu den Ruinen der alten römischen Landhäuser und in die Villa Adriana auf Eseln gemacht, wobei sich die Künstler und andere Fremde sehr belustigen, indem sie oft auf diesen Tieren in großer Gesellschaft ausreiten, in der heitern Stimmung, wie frische Jugend und der schöne Himmel Italiens sie hervorrufen müssen, allerlei Schwänke und Mutwillen treiben.

In Tivoli ist der Eselsritt so gewöhnlich, daß der Wirt denselben zur Zeche schlägt, wenn man sich gleich keiner Esel bedient. Zu meiner Zeit zahlte der Künstler für Wohnung, den Esel, das Essen und Wein so viel man trinken mochte, 4 Paoli für den Tag; gegenwärtig soll die Zeche täglich nur um einen Paolo gestiegen sein.

Als wir ungefähr in der Mitte der Villa Adriana vor den sogenannten Bädern auf unsern Eseln ankamen, mußten wir vor einer verschlossenen Türe, welche einen Teil dieses Terrains als eine besondere Vigna abschnitt, haltmachen und daselbst anklopfen, und den Vignajuolo rufen, daß er uns die Türe öffne und uns einen Teil

der Villa betrachten lasse. Inzwischen stürzte Scheiblers Esel zu Boden, so daß er mit dem Tier nicht ganz sanft im Sande zu liegen kam. Ärgerlich über diese unangenehme Absetzung, raffte sich Scheibler schnell wieder zusammen, sprang auf und nahm seinen Esel am Strick, welchen er statt des Zaumes um das Maul des Esels gebunden hatte, um selbigen auf diese Art wieder aufzuprügeln. Als er das Tier vorn am Kopf aufzog, so fiel es hinten bei einem jeden Stockstreiche tiefer in den Boden hinein, und es war ganz sonderbar anzusehen, wie zuerst die Beine des Esels, dann sein Hinterteil bis an den Sattel auf festem Erdreich, ohne daß wir im Augenblick die Ursache wahrnehmen konnten, verschwand. Da nun endlich der weitere Teil des Esels mit dem Sattel, der inzwischen denselben ein wenig aufgehalten, ebenfalls zu verschwinden anfing, so merkten wir, daß unter uns ein verborgenes altes Gewölb sein müsse. Wir sprangen deshalb alle schnell von unsern Eseln, um dem nun schon halb versunkenen Tier zu Hilfe zu kommen und es an Strick, Kopf und Ohren auf der Oberwelt zu erhalten. Während wir nun auf diese Art den Esel, aus Furcht, das derselbe noch vollends in das Gewölbe fallen möchte, schwebend mit dem Kopf über den Boden hielten, was keine geringe Last war, suchte ein anderer einen andern Zugang in das Gewölbe, und fand auch unweit von uns neben einem Gebüsche eine Öffnung, durch welche sich durch Jahrhunderte eine inklinierende bis unten auf den Boden des Gewölbes zulaufende Erdmasse angeschwemmt hatte. Er kroch über dieses schiefe Terrain in die finstere Öffnung und rief uns dann zu, daß wir den Esel nur mit Seilen,

welche wir von den andern Eseln nahmen, um den Kopf festbinden, und dann ihn vollends in das etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß tiefe Gewölbe hinunterlassen sollten. Als wir auf diese Art den Esel, halb erstickt, unten in das dunkle Gewölbe gebracht hatten, entstand eine neue Verlegenheit. Wir konnten ihn nicht wohl durch die Öffnung, in welche wir nach und nach zu ihm gekrochen waren, aufrecht herausbringen, weil das schief angeschwemmte Terrain fast bis an das Gewölbe reichte, und mußten daher den Esel, welcher am ganzen Körper zitterte, und in dieser finstern Stickluft, wo vielleicht seit einigen Jahrhunderten kein Mensch mehr hingekommen war, sich ganz geduldig behandeln ließ, auf die Seite umlegen, und so mit Seilen an den Füßen und Ohren durch die Öffnung über die inklinierende Fläche hinaufziehen. Das arme Tier war an dem Bauch und an den Vorderfüßen beschädigt, sprang jedoch aus Furcht vor dieser gefährlichen Stelle sogleich hinweg, und einige Jahre nacheinander bemerkte ich, daß dieser Esel niemals wieder an der Stelle, wo er hineinfiel, vorbeizubringen war. Es ist mir auch sehr oft in der Villa Adriana aufgefallen, wie die Esel alle merkwürdigen Stellen daselbst kennen, wo die Fremden gewöhnlich absteigen und sich dann zu Fuß in die Ruinen begeben. Saß ein Fremder auf einem zu solchen Ausflügen schon oft gebrauchten Esel und ritt einzeln mit demselben voraus, so war das erste, daß der Esel an einem interessanten Ort, wo der Fremde seine Wißbegierde befriedigen konnte, haltmachte, um die übrige Gesellschaft abzuwarten. Verstand der Fremde diese Zuvorkommenheit nicht und wollte er den Esel anstrengen, weiter vorwärts

mit ihm zu gehen, so wurde er gewöhnlich abgeworfen und dem Esel sodann von der übrigen Gesellschaft die Erklärung gegeben, daß er seinen antiquarischen Cours gut verstehe, weil er den Ort des Absteigens sich gemerkt.

Die vorzüglichsten Ursachen, warum ich endlich, gegen meine frühere Absicht, Rom verließ und alle meine Pläne, mich daselbst niederzulassen, aufgab, waren besonders die durch die französische Revolution herbeigeführten Veränderungen und die wenig tröstlichen Aussichten der Römer für die Zukunft. Alle Gewerbe und Künste, welche sonst den größten Teil von Rom beschäftigten, lagen nunmehr ganz darnieder, und die Nahrungsquellen, welche vom Ausland und durch Fremde nach Rom gebracht wurden, fingen täglich mehr zu versiegen an. Ein jeder Fremde war zu dieser Zeit in Rom jeden Tag in Gefahr, bestohlen oder wegen Meinungen angetastet oder auch gar ermordet zu werden. Obgleich die päpstliche Regierung durch tägliche Volkspredigten und Mirakel, wie schon bemerkt, das Volk zu besänftigen und für das kommende Übel vorzubereiten suchte, so war es ihr doch nicht möglich, die Exzesse wegen Nahrungssorgen und politischen Meinungen zu hemmen.

Anfangs, und nachdem ich im zweiten Jahr in Rom ganz ungestört fortlebte, hatte ich bloß bei Ermordung des französischen Chargé d'Affaires, Mr. Basseville, (1792) etwas weniges durch den Wechsel der Zeit zu leiden, und bis 1796, wo sich die französiche Revolution und französische Herrschaft immer mehr und mehr in Italien ausbreiteten, konnten die deutschen Künstler auch ziemlich ungestört ihr Studium in Rom fortsetzen. Allein nach der

Einnahme von Mantua, und nachdem sich der heilige Vater wegen der Niederlage seines Truppenkorps bei Foligno die herabwürdigendsten Friedensbedingungen, wobei auch die Abtretung der ersten Kunstwerke Roms mit einbedungen wurde, gefallen lassen mußte, wurde die Lage eines Fremden immer kritischer, und dabei war es wegen der Unrichtigkeit der Posten auch schwierig, Briefe und Wechsel vom Auslande zu erhalten.

Ich hatte mir durch Unterricht und verschiedene Arbeiten einige hundert Skudi erspart und als einen Notpfennig beiseite gelegt, als ich den letzten Donnerstag im Oktober 1796, an welchem Tag sich ein jeder Römer, wie schon oben bemerkt, eine besondere Erholung in den Gärten von Rom oder auf dem Lande zu machen pflegt, die erste Veranlassung erhielt, Rom zu verlassen, indem mir meine ganze Barschaft gestohlen und mir hierdurch der erste Gedanke für die Zurückkehr in mein Vaterland erregt wurde. Da diese Geschichte, welche ich noch obendrein beinahe mit dem Leben bezahlen mußte, meinem übrigen Lebensgang eine andre Richtung gab und sie auch selbst die Regierung zum Teil schildert, so will ich sie beifügen.

Ich wohnte damals mit meinem Freunde, dem Maler Büry, im dritten Stock in dem Palast Babuene. Da S. Eminenz der Kardinal Caraffa bei S. Heiligkeit Maggior Domo war und deshalb im päpstlichen Palais seine Wohnung hatte, so standen die beiden untern Stockwerke dieses Gebäudes leer, und weil überhaupt in diesem weitläufigen Gebäude nur wenige Leute wohnten, mußte es ein leichtes sein, einen Diebstahl darin zu verüben. Als

ich den obengenannten Tag von Tische nach Hause kam, fand ich die Gangtüre vor unsern Zimmern erbrochen, und die Türe in mein Studierzimmer offen. Ich war darüber sehr betroffen, doch glaubte ich anfangs, daß die Frau, welche uns bediente und zur Zeit, da wir von Hause abwesend waren, die Betten usw. besorgen sollte, aus Nachlässigkeit zu schließen vergessen. Als ich aber in meine Arbeitsstube trat, und von da aus die ganze Reihe Zimmer bis hinten in die Zimmer meines Freundes, welche sonst ebenfalls verschlossen waren, offen stehen, und auch meine Kommode in meinem Schlafzimmer erbrochen sah, so blieb kein Zweifel über mein Unglück. Das erste war, mich nach meiner Barschaft umzusehen. Allein diese, sowie auch meine übrigen wenigen Bijouterien fehlten. Da ich nun unsere Aufwärterin nicht fand und daher mein erster Verdacht auf sie fiel, eilte ich auch in die Zimmer meines Freundes, wo ich ebenfalls die Kommode erbrochen und einige Meißel mit einer Jacke eines gemeinen Handwerkers auf dem Boden liegen sah. Bestürzt über diese Entdeckung eilte ich aus dem Hause zu meiner Nachbarin, wo sich mein Freund sehr oft aufhielt, um denselben zu rufen oder ihn von dieser Frau aufsuchen zu lassen. Nicht lange, nachdem ich wieder in mein Logis zurück war, kam auch Bürg ganz bestürzt nach Haus geeilt, indem er gerade den Tag zuvor eine Rolle Gold von hundert Dukaten eingenommen hatte. So rein als man mir meine ganze Barschaft genommen, war indes mein Freund nicht ausgeplündert, indem sich bei der Untersuchung fand, daß die Goldrolle beim raschen Herausziehen der Kommodschublade hinten unter die in der Schublade liegende gebrauchte

Wäsche gekommen war, und deshalb nur die wenigen Skudi, welche in kleiner Münze neben der Rolle lagen, weggenommen waren. Nicht lange, nachdem wir das Visum repertum aufgenommen, kam unsere Aufwärterin, welche schon unten im Hause den Diebstahl vernommen, ganz wütend bei uns an. Da ich nun so ganz von allem Geld entblößt und ohne Hoffnung war, mir bald wieder etwas zu erwerben oder einiges von Hause zu erhalten, und ich die Frau im Verdacht hatte, daß sie oder einer ihrer Galane Anteil an diesem Diebstahl gehabt, sie auch verpflichtet war, unser Logis zu hüten, wenn wir nicht zu Hause waren, so empfing ich sie nicht ganz freundlich und sperrte sie einstweilen bis zur nähern Untersuchung in ein Nebenzimmer ein. Kaum waren zwei Stunden verflossen, als S. Eminenz der Herr Kardinal Caraffa schon den in seinem Palast gewalttätig vorgegangenen Einbruch vernommen und deshalb eine obrigkeitliche Person zur Untersuchung des Vorfalls zugesandt hatte. Bei Vernehmung unserer Aufwärterin, ob ihr von diesem Diebstahl nichts bekannt sei, oder sie sonsten keinen Argwohn habe, war sie beinahe ganz verzweifelt, daß ich sie in Verdacht hätte. Dabei glaubte sie aber, die Schelme ausfindig machen und angeben zu können. Nach diesem Vorfall, der mir allerlei Grillen über meine Armut und zukünftige Existenz machte, indem ich bisher noch nie gewohnt war, auf Kredit zu leben und meine Kost und Wohnung immer bar bezahlte, suchte ich mich in allem und insbesondere dadurch einzuschränken, daß ich abends nicht mehr ausgehen und zu Nacht essen wollte. Indessen erforderte es mein jugendlicher Appetit und die Anstrengung meines Körpers bei

der Arbeit, daß ich mir abends gegen neun Uhr oft nur eine Foglietta Wein und einige Schnitte Brochuto oder Salame und etwas Brot von meiner Aufwärterin holen lassen mußte. Eines Abends, als ich an meinem Arbeitstische saß und eben deswegen meine Wirtin ausgeschickt hatte, wurde an meiner vordern Gangtür die Schelle gezogen. In der Meinung, es sei einer meiner Freunde, der mich zum Nachtessen abholen wolle (wie es der Fall oft war), ging ich in den Gang und fragte in deutscher Sprache, wer da sei. „Non avete paura, aprite Signore!" (Habet keine Furcht, macht auf, mein Herr!) gab mir eine Stimme zur Antwort. In der Meinung, es könne ein Sbirro (Gerichtsdiener) sein, welcher mir Auskunft über die Entdeckung der Urheber meines Diebstahls geben wolle (denn außer dem darf kein Sbirro in das Palais eines Kardinals oder Prinzen), öffnete ich die Türe. Allein ich erschrak nicht wenig, als ich sogleich zwei Kerls zu mir in den Gang treten sah, welche mir gerade die zu sein schienen, welche unsere Aufwärterin für die Diebe hielt. Beim Hineintreten sagten sie: „Seid Ihr der Herr allhier?" Mit der Bejahung lud ich sie mit aller italienischer Höflichkeit ein, in mein Zimmer vorzugehen, weil ich dadurch Zeit zu gewinnen suchte, bis meine Aufwärterin zurückkäme, wo ich mir schon getraute, mit ihnen fertig zu werden, indem meine Aufwärterin eine handfeste Weibsperson war und beständig einen großen Dolch vorn in dem Korsett statt einer ordinären Planchette trug. Um diese Meuchelmörder zu gewinnen, und ihnen auf keine Art merken zu lassen, daß ich ihre Anschläge ahnde, bekomplimentierte ich sie mit außerordentlicher Höflichkeit

als sehr vornehme Herren und als Engländer, für welche die Römer, wenn sie etwas gut, wie diese es waren, gekleidet sind, so gerne gelten, und schrieb mir ihren Besuch als eine große Ehre zu, während ich sie mit steter Unterbrechung ihres Anliegens gar nicht zu Worte kommen ließ und sie sogar zum Sitzen beredete, damit sie mir die Ursache ihres Besuchs auf eine bequemere Art mitteilen könnten. Etwas verlegen fing endlich einer an: „Mein Herr, Sie sind ein sehr galanter höflicher Mann. Um aber keine Zeit zu verlieren, wollen wir Ihnen die Ursache unseres Besuchs mitteilen. Ich bin ein Sculptore (Bildhauer) und mein Freund hier ein Scarpellino (Steinschleifer) und sind ebenfalls galant' uomini. Vor ungefähr acht Tagen sollen Sie und Ihr Freund um einige tausend Skudi bestohlen worden sein. Da nun Ihre Magd ausgesagt hat, daß wir die Diebe seien, und wir deshalb morgen gegen Mittag, als unschuldige Leute, welche ihr Brot auf eine ehrenvolle Art verdienen, von den Sbirren aufgefangen werden sollen, was uns auf immer beschimpfen würde, so wollten wir Sie fragen, ob Sie uns gleichfalls für die Diebe halten." „Meine Herren," gab ich zur Antwort, „wie können Sie eine so abscheuliche Frage an mich tun, und von mir nur vermuten, daß ich von Ihnen, der ich gegenwärtig das erstemal das Glück habe, Sie zu sehen, einen so abscheulichen Argwohn hegen sollte? Das, was Sie mir von unserm Diebstahl und von einer so großen Summe sagen, ist unwahr, und es lohnt sich nicht der Mühe, daß man von dieser Kleinigkeit, die uns weggekommen ist, redet. Was übrigens unsere ungescheute Magd gesagt haben soll, will ich ihr ernstlich verweisen."

„Das ist schon recht," entgegneten sie, „allein Sie müssen uns jetzt auch mit einem Handschlag versichern, daß Sie oder Ihr Freund gleich morgen früh um acht Uhr auf das Gouvernement gehen, und daselbst öffentlich anzeigen, daß wir die Diebe nicht waren, weil wir sonst auf alle Fälle von den Sbirren ergriffen und eingesetzt werden, indem Seine Eminenz der Kardinal Caraffa auf unsere Festhaltung dringet." Ich erklärte hierauf, daß ich solches tun wollte, wenn sie es für keine Beleidigung ansähen, faßte aber zugleich den Vorsatz, den Vorfall am andern Morgen anzuzeigen; denn es war offenbar, daß ich die Schelme vor mir hatte. Indem sie sich jetzt empfahlen, sagten sie, daß sie in der Gegend der griechischen Kirche wohnten, und mich alle Mittag an ihrem Hause zum Mittagessen gehen sähen. Wenn ich ihnen nun morgen frühe mein Versprechen erfüllt hätte, so wollten sie um Mittag, wenn ich daselbst vorbeiginge, auf mich achtgeben, und mich alsdann überzeugen, daß sie die Künstler seien, für die sie sich ausgegeben. Kaum war ich dieses so gefährlichen Besuchs los, als plötzlich meine Magd, die während der Zeit von einem dritten Bösewicht, unten vor dem Haus unterhalten wurde, und die beiden Diebe aus dem Hause gehen sah, zur Tür hereinstürzte, und mich auf den Knien mit Weinen und Wehklagen um Verzeihung bat, daß sie solange ausgeblieben und mich dadurch in Lebensgefahr gesetzt hätte, da ich von diesen Schurken hätte ermordet werden können. Bald kam auch mein Freund Bury nach Hause und erschrak nicht wenig, als ich ihm das Begebnis mitteilte; dabei wunderte er sich, daß ich als ein sonst eben nicht geduldiger Mensch den Dolchen der Italiener

entkommen, und sie zu täuschen gewußt. Rücksichtlich meines Vorsatzes, das Schelmenpaar den andern Tag weiters zu verfolgen, war mein Freund anderer Meinung und sagte, wenn ich nicht den andern Morgen die verlangte Erklärung bei der römischen Justiz machte, so wolle er dies für sich tun, weil es uns doch nichts helfe, wenn diese Leute bestraft würden, indem wir uns dadurch nur ihre Freunde auf den Hals laden, und uns unsere zukünftige Sicherheit in Rom mehr gefährden würden. Den andern Tag, als ich zum Mittagessen gehen wollte, und bei der griechischen Kirche vorbeipassierte, wurde mir plötzlich zugerufen, und als ich mich umsah, standen meine zwei neuen Bekannten unter einer Haustür und luden mich ein, mit ihnen in ihre Werkstätte zu kommen und mich zu überzeugen, daß sie die Künstler seien, für welche sie sich den Abend zuvor ausgegeben. Ich trat hinein und sie dankten mir sehr verbindlich, daß ich diesen Morgen beim Gouvernement meine gestern versprochene Erklärung gemacht und die Sache ins Reine gebracht hätte. Der Ärger, den ich auf diese unverschämten Schelme hatte, ließ mir es nicht zu, diesen Dank anzunehmen, sondern ich erwiderte ganz dreist, daß aus Mangel an Zeit nicht ich, sondern mein Freund diesen Morgen bei der Justiz gewesen, und ihre verlangte Deklaration, daß sie nicht die Diebe bei uns gewesen, gemacht hätte. „Das ist uns einerlei, kurz, wir sind jetzt von diesem Verdacht freigesprochen, ob ihr oder euer Freund solches getan hat," erwiderten sie und zeigten mir ihre hinten am Haus gelegene Werkstätte, wo dann der eine, um das Ansehen eines Bildhauers zu haben, an einem in Punkte gesetzten Dianenkopf, der

andere aber an der Polierung eines kleinen marmornen Obelisken scheinbar arbeitete. Meiner Vermutung nach war aber weder der eine noch der andere ein Künstler, und es war mir höchst wahrscheinlich, daß die Burschen diese Werkstätte in der Gegend des spanischen Platzes, wo die meisten Fremden wohnen, ihrer Gaunerstreiche wegen gemietet hatten. Sie konnten auf diese Weise alles beobachten und sich mehr den Augen der Polizei entziehen.

Ich mußte nun bedacht sein, den erlittenen Verlust durch Unterricht wieder zu ersetzen. Es fehlte mir in Rom nie an Gelegenheit dazu, und ich wurde deshalb oft von Fremden angegangen. Auf diese Weise hoffte ich mich den Winter über durchzubringen, und vielleicht mit dem Frühjahr eine neue Aussicht für eine zukünftige Existenz zu erhalten, weil ich mit zwei meiner Freunde, dem verstorbenen Professor Fernow und dem Landschaftsmaler E. Reinhardt, einen Antrag und auch wirklich schon die Wechsel nach Neapel hatte, zu einer Reise nach Sizilien, um die Materialien zu einer malerischen Reise durch dieses Land zu sammeln. Eine deutsche Gesellschaft wollte das Werk unternehmen. Wir würden die Reise sogleich angetreten haben, wenn uns nicht von seiten des neapolitanischen Gouvernements, welches damals allen Fremden den Eintritt in das Königreich und besonders nach Sizilien versagte, die Pässe verweigert worden wären. Durch S. Königliche Hoheit den Prinz August von England und den Herrn Grafen von Münster, welche sich zu jener Zeit gerade in Neapel aufhielten, und wegen der Franzosen Rom verlassen hatten, hofften wir zwar die Erlaubnis erlangen zu können; allein die Verwilligung

wurde uns immer verweigert, und erst auf friedlichere Zeiten zugesichert. Mit süßen Hoffnungen auf diese Zeiten, und schweren Sorgen für die nächste Zukunft habe ich mit meinem Studium den Winter von 1796 auf 1797 in Rom zugebracht, bis mich dann endlich ein anderer unangenehmer Auftritt zur Abreise bestimmte.

Nach dem Mittagessen am heiligen Ostertag 1797 ging ich mit noch acht andern Künstlern, um die Ruinen der Bäder des Caracalla zu sehen und an diesem vielbesuchten Ort den Nachmittag zuzubringen. Gegen Abend gingen wir über das Campo Vaccino an dem Forum Nerva vorbei, auf Monte Cavallo, um bei Fontana in einer Osteria unser Abendbrot miteinander in Freundschaft zu genießen. Ein Teil unserer Gesellschaft ging voraus in der Strada Piniani; ich und drei andere, wovon einer (Herr von Limpach aus Bern) erst einige Tage zuvor in Rom angekommen war, und die Colossen auf Monte Cavallo noch nicht gesehen hatte, blieben zurück und vor diesen so interessanten plastischen Kunstwerken stehen. Kaum hatten wir unsern Standpunkt genommen, als einige gemeine Kerls etwa zwanzig Schritte hinter uns sich zeigten, und um Streit anzufangen, nach Art des römischen Pöbels Steine unter uns kugeln ließen. Mein Freund Escher aus Zürich, welchem ein Stein an die Füße kam, verwies ihnen diese Unart gegen Fremde. Um uns aber mit diesen Menschen nicht weiter einzulassen, schlugen wir den Weg unserer Freunde ein, welche schon ein großes Stück in der Strada Piniani voraus waren. Der Haufe folgte uns mit den dazumal in Rom modegewordenen Schimpfworten Francesazze, Jacobinazze, und da wir auf diese

Scheltworte nicht achteten, so warfen sie uns Plastersteine nach, wovon sie eine ziemliche Portion in den Armen trugen. Einer dieser Steine, welcher mir ziemlich hart an das Bein fuhr, machte mich endlich ärgerlich, so daß ich mich umdrehte und den Burschen den Text las. Mit einer Wut und Geschwindigkeit, und wie auf ein Tempo nahmen sie jetzt den Dolch in den Mund und warfen die Scheide auf den Boden, um so die Steine, welche sie noch im Arm hatten, besser auf uns zuschleudern zu können. Wir waren daher genötigt, diesen Würfen durch alle möglichen Wendungen auszuweichen, und endlich, als sie ihre Steine verworfen hatten, und mit den Dolchen auf uns losstürmten, unsern Freunden nachzulaufen. Unweit der Kirche St. Andrea dé Gesuiti, welche auf der rechten Seite unterwegs in der Strada stand, und wo gerade die Abendvesper gehalten wurde, holten wir sie ein. Alle sprangen wir nun der Kirche zu, wo eine Menge Volks auf den Knien lag, und der Geistliche gerade die Benediktion mit dem Kelche in der Hand gab. Das Ungestüm, mit welchem wir zur Kirchtüre hinein und gegen den Hochaltar zu dem Geistlichen stürzten, verursachte eine gänzliche Störung, so daß die zur Andacht versammelte Menge in einigen Minuten durch die Seiten- und hintern Türen der Kirche voll Furcht und Schrecken mit dem halben Segen davonlief, weil der Priester selbst durch den Auftritt außer Fassung gekommen war, und die heilige Handlung unterbrochen hatte. Er beschäftigte sich bloß mit uns, da wir in die höchste Wut versetzt wurden, als wir jetzt sahen, daß Herr von Limpach unter der Kirchtüre einen Stich erhalten und vor Schrecken totenbleich war,

bis sich zeigte, daß seine Wunde nicht gefährlich sei. Nun erst bemerkten wir auch, daß drei von unsern Freunden in der Kirche fehlten, die wir ermordet glauben mußten. Unsere Unruhe und Besorgnisse stiegen dadurch immer höher, so daß uns der Geistliche endlich den Wein, welcher für die Kommunion auf dem Hochaltar stand, zur Erholung anbot. Nachdem wir uns etwas erholt hatten, und während der Zeit auch noch einige andere Geistliche aus dem Kloster herbeigekommen waren, baten wir dieselben, von der nicht weit entfernten päpstlichen Hauptwache auf Monte Cavallo Wache zu holen, um uns nach Haus zu begleiten, indem wir befürchteten, daß die Bösewichter, welche uns auf eine so mörderische Art angegriffen, noch auf den Straßen auf uns lauerten. Wir hatten bereits eine ziemliche Zeit auf das Militär gewartet, als endlich der Sakristano der Kirche, den die Geistlichen auf die Hauptwache gesendet hatten, mit der Antwort zurückkam: die Soldaten hätten sich soeben zum Nachtessen gesetzt, und wir sollten uns nur noch in der Kirche verweilen, bis sie gespeist hätten, sie würden uns sodann abholen und nach Hause eskortieren. Wegen dieser Zögerung und da uns die Geistlichen auch selbst zur Kirche hinaus haben wollten, und uns versicherten, sie hätten die Straßen untersuchen lassen und wir könnten ohne alle Gefahr nach Hause gehen, baten wir sie, uns einige Chaisen kommen zu lassen, die uns nach Hause führen; allein sie zauderten so lange, bis endlich ein Offizier von der Garda civica (Bürgerwache), welche der heilige Vater erst einige Monate zuvor errichten ließ, mit den drei vermißten Freunden ankam. Da wir nicht alle zugleich in die Kirche hatten

eindringen können, waren dieſe eiligſt nach Hauſe gelaufen, und hatten Waffen geholt zu unſrer Verteidigung. Im Rückweg zur Kirche ſtießen ſie auf jene Bürgerwache und nahmen ſie mit ſich. Der Offizier ſagte beim Eintritt: „Meine Herren, kommen Sie nun ganz getroſt, ich habe ein Korps Bürger-Soldaten außen vor der Kirche ſtehen, und werde Sie nach Hauſe begleiten, damit Ihnen kein Leid widerfahre.“ Da es inzwiſchen Nacht geworden war, ſo zögerten wir nicht lange, und ließen uns, von der Wache umgeben, in die Strada Condotti, in welcher Gegend die meiſten wohnten, in das griechiſche Kaffeehaus bringen, wo die Deutſchen alle Abende zuſammenkamen. Mit den übrigen Deutſchen, welche inzwiſchen den Vorfall gehört, und uns auch ſchon zum Teil auf dem Herwege aus der Kirche entgegenkamen, oder ſich gleich darauf in dem Café greco einfanden, um die Geſchichte näher zu vernehmen, hielten wir nun Rat, was in der Sache zu tun, und auf welche Art wir uns zu benehmen hätten, um künftig Sicherheit vor dem römiſchen Geſindel zu erhalten, dem alle Fremden verhaßt waren. Die Mehrzahl der Stimmen fiel dahin, für dieſen heiligen Abend die Sache ruhen zu laſſen, aber den andern Morgen ſollten die Beteiligten zu ihren Geſandten gehen, dort Klage erheben und um Genugtuung bitten. Am nächſten Morgen, als den Oſtermontag, gingen dann die bei dem Vorfall Geweſenen nach Verabredung, und zwar die Preußen und Heſſen zu dem dazumal in Rom anweſenden Chargé d'affaires, die Schweizer zu dem ſchweizeriſchen Hauptmann Pfeifer, und mein Freund, Maler Hartmann aus Stuttgart, und ich, weil von unſeren Höfen keine Geſandten in Rom waren, zu

dem k. k. österreichischen Geschäftsträger. Als wir in das österreichische Gesandtschafts-Palais kamen, so hieß es, daß S. Eminenz der Monsignore N. N. in St. Peter bei dem Papste wäre, wo S. Heiligkeit Messe lese, und wir uns deshalb in dem Palais verweilen, oder aber gegen zwölf Uhr, wo dieselben nach Hause kämen, wieder erscheinen sollten. Da wir das Unheil des vorigen Tages noch nicht vergessen und Furcht hatten, einem von unsern Widersachern zu begegnen, so zogen wir vor, uns in dem Palais bis zur Zurückkunft des Monsignore aufzuhalten. Wir befanden uns schon in dem Vorsaale, als der Monsignore zurückkam, und mit einem königlichen Pomp, von mehreren Geistlichen begleitet, hereintrat, und gingen ihm entgegen und sagten ganz ehrerbietig: wir seien deutsche Künstler, welche gestern auf eine abscheuliche und mörderische Art unter dem Namen von Franzosen und Jakobinern angegriffen worden, und verlangten wegen unserer künftigen Sicherheit in Rom, sowie für die erlittene Beleidigung Satisfaktion. Nachdem wir die ganze Geschichte erzählt hatten, sagte er: „Meine Herren, in dem gegenwärtigen Augenblick, wo die Franzosen es auf Rom abgesehen haben, nehme ich es dem römischen Pöbel nicht übel, wenn Sie derselbe für Jakobiner hält, denn Ihre abgeschnittenen Haare, ohne daß Sie eine Perücke oder sonst einen künstlichen Haarputz tragen, sowie Ihre Kleidung geben Ihnen ein solches Ansehen. Würden Sie sich, wie die vormaligen alten, berühmten Künstler, schwarz, mit einem schwarzen Mantel, gleich den jetzigen Abbaten, kleiden, so bin ich überzeugt, Sie hätten von dem Pöbel nichts zu befürchten.“ Wir erwiderten hierauf: daß wir uns nach unserer Landes-

art und als Bürgerliche kleideten, und einen geistlichen Anzug für unschicklich hielten. Im übrigen möchte er die Güte haben, in Rom, wo man das Betragen und die Aufführung jedes Fremden gewiß genau kenne, unsertwegen Erkundigung einziehen zu lassen, wo er alsdann vernehmen würde, daß wir uns niemals in die französischen Angelegenheiten, oder überhaupt in Politik gemischt hätten, indem unser Studium in Rom unsere einzige Beschäftigung sei. „Das mag wohl sein," gab er uns zur Antwort; „allein ich sage Ihnen hier nur meine Privatmeinung über Ihren Anzug und Ihr Aussehen, wodurch leider jeder Fremde bei uns sich auszeichnet, und deshalb bei dem Volk einen widerlichen Eindruck macht. Im übrigen werde ich mich Ihrer Sache, vermöge meines Amtes, annehmen, und Ihnen alle mögliche Satisfaktion zu verschaffen suchen."

Nach dieser Versicherung empfahlen wir uns, und suchten, da wir uns so sehr verspätet hatten, jetzt so geschwind als möglich in das Café greco zu kommen, wohin wir uns das Rendezvous gegeben, um die erhaltenen Bescheide auf unsere Klagen einander mitzuteilen. Unter den verschiedenen Personen, an die wir uns in unserer Sache wandten, zeigte sich der preußische Chargé d'affaires am tätigsten, indem derselbe sogleich, nachdem ihm meine Freunde die Geschichte vorgetragen, zu dem Kardinal de State fuhr, um bei demselben, als Chef des römischen Gouvernements, die Sache förmlich anhängig zu machen. Nach Tische ließ uns hierauf der Kardinal de State selbst zu sich rufen, und nahm den ganzen Vorfall aus unserm Munde zu Protokoll. Am Schlusse desselben sagte er:

„Meine Herren, dieser Vorfall ist abscheulich, und eine solche Beleidigung noch nie in Rom gegen Fremde verübt worden. Damit wir aber die Täter, welche Sie nicht kennen, ausfindig machen, so müssen Sie zum Bargello (Hauptmann der Sbirri) gehen, demselben den ganzen Vorfall erzählen und ihm dann für seine Leute ein Douceur versprechen; er wird die Täter gewiß ausfindig machen und zur Haft bringen." Als wir zu dem Bargello kamen, welcher wegen seiner großen, über die Achsel herunterhängenden Alongeperücke und seines schwarzen, sonderbaren Anzuges mehr einem Oberpriester, als einem Chef der römischen, mit Säbel, Dolch und Pistolen behangenen Polizei glich, und ihm die Sache vortrugen, so meinte er anfangs, es sei unmöglich, Leute, die wir gar nicht kennten, ausfindig zu machen. Sobald wir ihm aber sagten, daß wir die Sache nicht unentgeltlich verlangten, sondern seinen Leuten gerne acht bis zehn Dukaten geben wollten, wenn sie uns die Schelme habhaft machten, fing er mit einem großen Geräusper an: „Meine Herren, ich will schon sehen, daß ich das Lumpengesindel bekomme, denn wenn Sie es auch gleich nicht kennen, so werde ich wohl einen guten Frennd in der Nähe gehabt haben, der die Geschichte mit angesehen und mir die Täter angibt." Als wir nun den dritten Abend gegen sieben Uhr auf dem Café greco beisammensaßen, so kam ein Sbirro in Zivilkleidern zu uns in das Zimmer, wo gewöhnlich die Deutschen zusammen allein saßen, und sagte zu einem von uns: „Mein Herr, wenn Sie ein Deutscher sind, so sagen Sie Ihren übrigen guten Freunden, daß sie mit mir in ein anderes entferntes Zimmer des Wirts kommen, ich habe ihnen

etwas Notwendiges zu eröffnen." Wir folgten ihm alsbald, und er hub an: „Meine Herren, ich bin ein verkleideter Sbirro, und komme, Ihnen zu sagen, daß wir gestern um Mitternacht, bei dem so heftigen Regenwetter und starken Regenguß, zwei dieser Kerls, welche Sie vergangenen Ostertag auf Monte Cavallo anfielen, in ihrem Hause, wo sie uns bei diesem Wetter gar nicht vermuteten, überfallen und schon gefänglich eingebracht haben. Es kommt jetzt nur noch darauf an, daß die beleidigten Herren, welche morgen das Gouvernement vorfordern wird, diese Schelme, dem äußerlichen Ansehen nach, noch kennen, weil jetzt diese Kerls durch ihre Werktagskleider, und da sie nicht so wie Sonntags rasiert sind, ganz anders aussehen." Hierauf zog er eine Liste heraus, worin wir alle, welche bei diesem Vorfall zugegen gewesen, von Kopf bis zu Fuß, einzeln, und sogar, ob einige einen Stock, ein Buch usw. in den Händen gehabt, beschrieben waren. Als wir ihm nun bestätigten, daß wir wirklich die beleidigten Personen wären, welche hier beschrieben, so fuhr er fort: „Nun, meine Herren, muß ich Ihnen auch sagen, daß der Kerl, welcher einem von Ihnen einen Stich unter der Kirchtür gegeben, etwas groß ist, etwa fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt, gegenwärtig einen ziemlich schwarzen Bart hat, und eine rote Weste, kurze Jacke usw. trägt." Auf gleiche Art beschrieb er uns auch das Porträt des zweiten und sagte dabei, wenn man uns diese Schelme mit andern vermischt zeigte, so sollten wir diese nur dreist für die Täter angeben und nötigenfalls solches auch mit einem Eidschwur bekräftigen. Als er nun fertig war, so verlangte er die von uns den Sbirren vorsprochene Summe,

mit der Versicherung: daß er den dritten Brigant, welcher nur auf einige Tage aus der Stadt geflohen wäre, ebenfalls mit seinen Kameraden zur Haft bringen wolle. Wir verweigerten ihm für den Augenblick die Zahlung mit dem Bemerken: daß wir ihm solche, als ehrliche Leute, leisten würden, sobald der dritte auch gefangen sei und das Gouvernement uns die gehörige Satisfaktion gegeben habe.

Den andern Morgen in der Frühe wurden wir nun alle namentlich, sowie wir unsere Namen dem Kardinal de State bei dem Protokoll angegeben hatten, vor Gericht gefordert; und als wir daselbst versammelt waren, sagte uns der Richter, daß sie vorgestern Nacht zwei der Briganden, welche uns am Osterfest auf öffentlicher Straße attackiert, gefänglich eingesetzt hätten; und da diese Kerls wegen ihrer schweren Verbrechen auf Leben und Tod säßen, käme es nun darauf an, ob wir dieselben auch kennten. Hierauf forderte er uns auf, mit ihm in das Gefängnis, im hinteren Hofe des Gerichtshauses, zu gehen. Als wir daselbst in einem Vorsaal ankamen, so sagte er zu uns: „Meine Herren, nun muß ich Sie bitten, daß Sie hier verweilen, und daß einer nach dem andern mit mir in das zweite Zimmer kommt, an welches der Kerker stößt, und woraus man in denselben hineinsehen kann, ich werde die Türe wieder hinter mir zumachen, und so einen nach dem andern ein- und wieder zurückführen.“ Da ich nun, wie die übrigen, in das zweite Zimmer einzeln mit dem Richter kam, sah ich durch eine große geöffnete, zweiflügliche Pforte in einen ziemlich großen gewölbten Kerker, in welchem mehrere Verbrecher an den Wänden herum

an steinernen, massiven Bänken mit Ketten angeschlossen waren, und ungefähr fünf bis sechs Schritte innerhalb der Pforte, etwas weniges vor dem steinernen Pfeiler, auf welchem das Zentrum des Gefängnisgewölbes ruhet, standen neben einander, ganz ohne alle Ketten, drei Verbrecher, und auf beiden Seiten sechs Sbirri, zum Teil mit Pistolen, und die andern mit entblößten Dolchen in den Händen. Der Richter sagte nun: „Mein Herr, unter diesen drei Verbrechern, die hier innerhalb der Pforte des Kerkers stehen, ist einer, den Sie angeklagt haben. Können Sie denselben von den übrigen unterscheiden, so treten Sie in das Gefängnis und rühren Sie ihn an.“ Ich ging, trotz dieses furchtbaren Anblicks, auf diese drei Kerle zu, und im Augenblick, als ich meinen Feind angreifen wollte, schrien die Sbirri, der Richter außerhalb der Pforte, und dann auch einige von den an den Wänden angeschlossenen Gefangenen: „Nel nome di Dio non sbaglia!“ (um Gotteswillen irret Euch nicht!) Der, welchen ich als den Verbrecher schon durch seine Gestalt, seine Erblassung, und die Furcht, mir offen in das Gesicht zu sehen, erkannte, ohne daß ich nur im mindesten auf die uns von dem Sbirren den Abend zuvor gemachte Beschreibung Rücksicht nahm, reichte mir sodann mit Zittern die Hand, worauf ich wieder zurückging, und von dem Richter in den ersten Saal begleitet wurde. Diesen gleichen Akt, wobei denn immer die Kerle verwechselt wurden, hatten dann alle Übrigen mitzumachen, und die Briganten wurden auch von uns allen erkannt, weil wir uns ihre Schelmenfiguren sehr eingeprägt hatten.

Auf diese Anerkennung der Verbrecher führte uns der

Richter wieder in die Gerichtsstube, wo wir ihn zuerst angetroffen, und las uns dann unsere zu Protokoll gegebene Anklage noch einmal vor, worauf er uns fragte, ob wir nichts mehr dabei zu erinnern fänden und unsere Angabe der Verbrecher beschwören könnten? Auf unsere Bejahung verlangte er von uns die Ablegung des Eides, mit dem Beisatze: zu welcher Religion wir uns bekennten? Der Zufall wollte nun gerade, daß kein Katholik unter uns war, und einer gab deshalb zur Antwort: „Wir sind zum Teil lutherische, zum Teil reformierte Christen. Sagen Sie uns aber nur, wie wir schwören sollen; wir schwören als ehrliche Männer und als gute Christen.“ Der sehr humane und tolerante Richter fuhr dann fort: „Ich glaube dieses von Ihnen, meine Herren; legen Sie daher nur alle in einen Kreis nach hiesiger Sitte Ihre rechte Hand hier auf das Protokoll, und sprechen Sie nur meine Worte zur Beteuerung der Wahrheit für die darin enthaltene Angabe, und daß Sie die Menschen, welche Sie mir im Gefängnis gezeigt und berührt, für die Täter erkennen, laut nach.“ Nachdem dieses geschehen, entließ uns der Richter mit dem Ausspruch, daß es nun Sache der römischen Justiz sei, uns die gebührende Satisfaktion zu geben und die Verbrecher gesetzlich zu bestrafen, wir sollten darum ganz beruhigt nach Hause gehen. Drei bis vier Tage vergingen hierauf; in dieser Zeit wollte auch der damals in Rom anwesende französische Minister Caco uns über die Geschichte zu Protokoll vernehmen, weil an dem nämlichen Tag auch die französischen Kommissäre, welche die französische Regierung nach Rom geschickt hatte, um daselbst traktatmäßig die Kunstsachen für das Pariser

Museum abzuholen, vor der Porta del popolo von dem Pöbel insultiert und angegriffen worden waren. Der französische Minister äußerte, daß uns die französische Regierung Satisfaktion verschaffen würde, weil wir unter dem Titel Franzosen auf der Straße mörderisch angegriffen worden, und es nur ein Zufall sei, daß sie sich in unsern Personen geirrt. Allein wir beriefen uns auf den Kardinal de State und die deutsche Gesandtschaft, bei welcher wir bereits die nötigen Schritte getan hätten. Nach drei oder vier Tagen kam eines Abends einer unserer Freunde auf das griechische Kaffeehaus voll Schrecken und erzählte, daß er die zwei im Gefängnis gesessenen Verbrecher soeben ganz frei aus dem Justizpalast habe herausgehen sehen und deshalb aus Angst und Besorgnis für unsere künftige Sicherheit kaum sprechen könne.

Wir konnten anfangs dieser Erzählung keinen Glauben beimessen; allein kaum war es ganz Nacht geworden, als unser Sbirro, welcher uns zuerst den Rapport über die Gefangennehmung der zwei ersten Schelme gebracht, wieder verkleidet zu uns in das griechische Kaffeehaus trat und von uns verlangte, daß wir wieder mit ihm in das Zimmer des Kaffeewirts, wo er allein und vertraut mit uns sprechen könne, gehen möchten. In einem sehr heftigen und aufgebrachten Tone äußerte er, indem er anfing: „Meine Herren, es ist abscheulich und unverantwortlich, das Gouvernement, welchem wir nun auch schon vorgestern Nacht den dritten Brigant, welcher Sie auf der Straße so mörderisch angreifen half, überlieferten, hat nun diesen Abend alle drei Schurken unter dem Titel, daß es nicht die wären, welche Sie am Ostertage meuchelmörderisch

angegriffen, laufen lassen. Sie müssen nun morgen wieder zu Ihrem Herrn Minister gehen und die Sache aufs neue zur Klage bringen; denn man muß Ihnen Satisfaktion geben, damit wir sodann auch von Ihnen die versprochene Belohnung für unsere Bemühungen mit Recht verlangen können." Als wir diese Nachricht dem preußischen Geschäftsträger mitteilten, wollte er solche im Anfang kaum glauben; allein nachdem er deshalb selbst wieder bei dem Kardinal de State gewesen, so äußerte er sich gegen uns, daß sich der Ausgang der Sache wirklich so verhalte, weil man aus vielen Gründen, und besonders wegen künftiger Sicherheit der Fremden, diese Leute nicht wohl hätte öffentlich bestrafen können, ohne das Volk noch mehr aufzuregen. Der Kardinal de State ließ uns übrigens versichern, daß wir im mindesten nichts mehr zu besorgen hätten, und daß diesen Leuten mit aller Schärfe bedeutet worden sei, insofern einem Fremden nur die geringste Beleidigung auf der Straße begegnen sollte, man sie als die Urheber ansehen und gleich mit dem Tode bestrafen würde.

Auf solche Weise endigte diese tragische Geschichte, welche mir meinen Aufenthalt in Rom so verleidete, daß ich nun mit meinem Freund Escher ernstliche Verabredung nahm, nach Deutschland zurückzureisen; denn es war augenscheinlich, daß der Aufenthalt eines Fremden in Rom immer bedenklicher und gefährlicher werden müsse.

Wenn mir zuvor oft Tränen in das Auge traten, indem ich vor der Porta del popolo einem Deutschen begegnete, welcher in sein Vaterland zurückkehrte, weil ich dabei des traurigen Augenblicks gedachte, wo auch ich vielleicht das

geliebte Rom wieder verlassen müßte, so konnte ich nunmehr den Tag meiner Abreise vor Ungeduld kaum erwarten. Ich suchte daher die mir noch fehlenden Studien zu sammeln und die angefangenen Arbeiten zu vollenden, und mir auch noch verschiedene klassische Kupferwerke anzuschaffen, um bei meiner Heimkehr nicht von allen Kunstsachen entblößt zu sein und meine Studien fortsetzen zu können.

Da ich mir in meinem Fache mancherlei Kenntnisse erworben hatte, und mitunter bei meinen Forschungen über römische Altertümer auf neue Resultate gekommen war, so wurde ich von den dazumal in Rom lebenden Altertumsforschern Zoëga und Fernow noch vor meiner Abreise angegangen, einen Lehrkurs über diese Gegenstände mit ihnen vorzunehmen, und ihnen besonders an Ort und Stelle die alten Bäder des Titus, Caracalla, Diocletian usw. umständlich zu erklären. Ich hatte nämlich bei der Restauration des Bades des Hippias nach Lucian und durch den Vergleich des zu Badenweiler bei Basel noch stehenden altrömischen Bades, von welchem noch der ganze untere Teil mit den Schwimmbädern und Badewannen erhalten ist, die bei den Bädern in Rom gänzlich fehlen, ganz andere Ansichten über die ursprüngliche Einrichtung gewonnen, als Palladio und andere Baumeister und Antiquare. Ich willfahrte meinen Freunden und machte mit ihnen eine Rekapitulation meiner so oft zu diesen Altertümern gemachten Kurse, wodurch meine Abreise von Rom um mehrere Wochen verzögert ward.

Es lebten damals in Rom noch ungefähr vierzig fremde Künstler und Gelehrte. Der größte Teil derselben gab

mir und meinen beiden Reisegefährten noch ein Abschiedsmahl. Es war in der Mitte des Juni, als ich mit Escher aus Zürich, dem Maler Maco aus Anspach und einem italienischen Kaufmann Rom verließ. Wir hatten einen Vetturin gedungen, welcher uns nach Florenz zu bringen hatte, und wurden von meinen nächsten Freunden eine kleine halbe Stunde weit bis Porta molla begleitet, wo der Vetturin noch einen Geistlichen vorn aufsitzen ließ, welcher bei dem Gymnasium in Genua als Lehrer angestellt war und von S. Heiligkeit, dem Papste, die Erlaubnis nachgesucht hatte, als Weltgeistlicher aus seinem Kloster treten zu dürfen.

Auf der Zurückreise in mein Vaterland und besonders auf dem Wege durch Italien begegneten mir einige sonderbare Geschichten, die vielleicht einiges Interesse haben können, weil sie verschiedene Charakterzüge der Italiener enthalten; ich will sie darum nach der Kürze anführen.

Den Weg von Rom über Terni, Spoleto, Bastia, Perugia usw. legten wir ziemlich glücklich zurück. Als wir jedoch über Perugia hinaus und an einem Sonntage in die Gegend der florentinischen Grenze kamen, schien ein böser Dämon die Fortsetzung unserer Reise hemmen zu wollen. Diesen unglücklichen Sonntag fuhren wir, wie gewöhnlich, schon sehr früh von unserer Nachtstation aus. Als wir nun gegen fünf bis sechs Stunden Wegs gemacht hatten, begegneten uns auf der Landstraße mehrere wohlgekleidete Landleute, die rechts auf der Seite des Berges von einem Orte herunterkamen, wo sie wahrscheinlich Messe gehört oder einer Predigt beigewohnt hatten. Der leichte kühle Wind, welcher an diesem, übrigens schönen

Tage blies, bewegte das weiße Tuch, welches die Frauen hier in einer künstlichen Form oben quer über den Kopf liegen, und dann auf beiden Seiten an den Wangen wieder herunterhängen haben. Ob nun der vordere Esel hierdurch scheu geworden, oder ob ihn sonst eine Tücke angewandelt, weiß ich nicht. Kurz, dieses Tier fing auf einmal fürchterlich auf der Straße vorwärts zu sprengen an, und munterte dadurch seine zwei, hinter ihm in Gesellschaft mit an unserm Wagen ziehenden Kameraden zu gleicher Geschwindigkeit auf, so daß unser Kutscher nicht mehr imstande war, sie anzuhalten. Im schnellsten Laufe zogen uns diese drei Tiere unter einem über die Straße schiefhängenden Baum mit der Kutsche unten durch, daß wir mit aller Geschwindigkeit die Köpfe gegen unsere Füße bücken mußten, um sie nicht zu verlieren, indem der ganze altväterische Kutschkasten, der wegen seiner Höhe unter dem schiefen Baume nicht durchkommen konnte, mit den Glasscheiben über uns in tausend Stücke brach, so daß diese Stücke alle auf unsere Rücken mit dem oben über den Kutschkasten gezogenen Leder fielen. Unser Kutscher, welcher sich selbst auf seinem Satteleſel, sowie auch der Geistliche vorn auf dem Kutschensitze, ziemlich bücken mußte, um unter diesem Baume ganz durchzukommen, brachte endlich, mit Hilfe der auf der Straße wandelnden Personen, seine Esel zum Stillstand. Als er aber seine Passagiere wie unter einer Mausefalle liegen sah und dabei fluchen und schreien hörte, so brach er in ein jämmerliches Wehklagen aus, teils wegen uns, teils aber wegen seines zerschlagenen Wagens. Mit Hilfe der frommen Landleute krochen wir aus den Trümmern des obern Teils

der Kutsche heraus, die auf einer Seite beinahe ganz bis auf die Sitze, auf der andern aber bis zur Hälfte der Glasfenster abgebrochen war; ein jeglicher hatte einige Kopfwunden, die wir uns einander selbst bei dem schnellen Bücken an der Stirne verursacht hatten. Nun wurde debattiert, was anzufangen sei? Da wir zum Teil Baumeister waren, so wußten wir uns jedoch bald zu helfen. Wir nahmen Stöcke und Prügel und suchten das Leder über die Reste des Kutschenkastens aufzubinden, wozu uns die Landleute Strumpf- und andere Bänder hinreichend gaben.

Nachdem wir nun auf diese Art in eineinhalb bis zwei Stunden alle noch brauchbaren Stücke an den Kutschenkasten festgebunden, und zugleich auch mit Seilen, die der Vetturin bei sich hatte, das weitere Brechen zu verhindern gesucht hatten, so setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir mochten ungefähr drei Stunden zurückgelegt haben, als wir auf eine hohe steinerne Brücke mit einem steinernen, ungefähr vier Fuß hohen Geländer kamen; hier sprang der Esel in der Mitte der Brücke über das Brustgeländer hinunter, so daß er, weil die Brücke ziemlich hoch war, schwebend an den hintern Strängen und dem Leitseil, welches der Kutscher in den Händen hielt, hängen blieb, und dadurch den Satteleſel mit der Kutsche an die Seite des Brustgeländers hart anzog. In dieser Lage schrie der Kutscher, wir sollten eiligst aus der Chaise heraus und dem vordern Esel die Stränge abschneiden, damit nicht der Wagen überschlage und der Esel vollends über die Brücke in das Wasser hinunterfalle. Das Unglück wollte aber, daß die noch gute Seite der Chaise, welche allein noch einen Ausgang gewährte,

gegen die Bruſtwehr der Brücke gelehnt war, ſo daß wir nur mit Mühe und Not auf der entgegengeſetzten Seite zwiſchen den Trümmern des Wagens und unſern angebundenen Stöcken herausſchlüpfen konnten. Einige hingen ſich ſogleich an den Wagen, um das Umſchlagen zu verhüten, während die übrigen auf einen Zug die beiden Stränge abſchnitten, ſo daß der Eſel, als der Vetturin gleichzeitig ſein Leitſeil fahren ließ, vollends in das Waſſer hinunterfiel. Nachdem wir nun ſo von aller Gefahr gerettet und der Vetturin abgeſtiegen, fing derſelbe ſo wütend zu fluchen an, daß er endlich im Ingrimm, wie die Stimme ihm verſagte, alle Heiligen in ſeinen Hut hineinzählte, den St. Antonio di Padua, als den Protektor aller Tiere, aber wieder herausnahm, und dann die übrigen, die er in ſeinem Hut beiſammen hatte, zur Erde warf und auf denſelben herumtrat. Nun er auf dieſe Art ſeinen Zorn ausgelaſſen, jammerte er um ſeinen verlornen Eſel, welcher während der Zeit ganz langſam dem Laufe des Fluſſes nach im Waſſer fortſpazierte und etwa einen Flintenſchuß weit von uns gekommen war.

So ſehr wir uns über dieſen Zufall ärgerten, ſo mußten wir doch auch wieder über den toll gewordenen Kutſcher lachen und ſagten ihm: er ſolle nur ſeinen Satteleſel ausſpannen und in das Waſſer reiten, um den andern herauszuholen, was er auch tat, und dann den ungezogenen Eſel nicht mehr vorn, ſondern hinten an den Wagen binden und ſo leer mitlaufen laſſen, damit er keinen neuen Spuk anſtellen möge.

Es entſtand jetzt zwiſchen uns ein Streit; einige wollten im nächſten Orte ein anderes Fuhrwerk nehmen; die üb-

rigen hatten Mitleid mit dem armen Kutscher, der nicht der Herr, sondern nur der Knecht war, und verlangten darum, ihn beizubehalten. Die Geschichte hatte uns außerdem über zwei Stunden verweilt, so daß uns der Kutscher bat, wir möchten ihm diesmal das Mittagessen (welches er, vermöge Akkords, uns zu geben schuldig war) schenken und mit kalter Küche vorliebnehmen, weil wir sonst unser Nachtquartier nicht mehr erreichen würden.

Wir entschieden durch Mehrzahl der Stimmen, mit Wein, Brot, Käse und Schinken über Mittag vorliebzunehmen. Nachts gegen elf Uhr, als wir noch immer auf der Straße waren und vor Müdigkeit und Abspannung der Kräfte schliefen, so daß sich die Esel vor der Kutsche selbst überlassen waren und langsam ihren Weg dahingingen, bekamen wir plötzlich einen so fürchterlichen Schlag des Wagens, daß wir vom Schlummer auffuhren und der Kutscher mit uns zu schreien anfing: „O Dio mio!“ Wir glaubten anfänglich, daß wir von Räubern überfallen und angehalten würden, weil der Wagen gleich nach diesem Stoß stille stand. Allein als wir herausstiegen, fanden wir in der halbdunkeln Nacht, daß die Straße wegen Reparatur des Pflasters mit einem Querbalken, auf zwei bis zweieinhalb Schuh hoch, gesperrt war. Die Esel, welche den Weg gut kannten, waren über den Querbalken gestiegen, und so mußten wir den Schlag des Wagens erhalten. Über diesen natürlichen Vorfall kam unser Kutscher bald außer sich, indem er glaubte, daß er sich durch seine Rache an den Heiligen bei der Brücke versündigt habe; auch hegte er im ersten Moment die Überzeugung, daß wir so in dieser Stellung, wo die

Kutsche diesseits und die Maultiere jenseits sich befanden, die Nacht vollends zubringen müßten. Wir erteilten ihm den Rat, seine vordern Maultiere auszuspannen und durch das hinten an der Kutsche hängende dritte Tier die Chaise wieder zurückziehen zu lassen, indem ohne Zweifel hier in der Nähe noch ein anderer Weg sich finden werde, welcher in die Stadt führe. Nachdem wir den dummen Menschen, mit Hilfe unsers Geistlichen, nach und nach zu Verstande brachten, befolgte er unsern Vorschlag, und wir kamen hierauf gegen Mitternacht in dem Städtchen an. Von hier aus setzten wir den andern Tag unsere Reise mit unserer zerbrochenen Kutsche, nachdem der Vetturin sein drittes Maultier zurückgelassen hatte, weiter fort und erreichten ohne weitere Unglücksfälle Florenz.

Von Florenz wollte ich meine Reise mit Escher über Venedig fortsetzen; allein da dazumal das österreichische Militär diese Stadt besetzte und die Franzosen von da abmarschierten, so waren die Straßen in der Gegend von Venedig nicht wohl zu passieren. Escher und ich entschlossen uns daher, den geraden Weg über Bologna, Modena, Parma, Piacenza nach Mailand zu machen und unsern gemeinschaftlichen Freund, Hofrat und Professor Meyer aus Weimar, welcher in Florenz krank war und, wie uns sein Doktor sagte, nur durch die Zurückreise nach Deutschland wieder genesen könnte, mitzunehmen. Rücksichtlich unsers Freundes hatte der Arzt sehr richtig geurteilt, denn als Prof. Meyer auf der Reise war, wurde er täglich besser, und in wenigen Tagen so gesund, daß er alle die unterwegs vorkommenden Merkwürdigkeiten schon mit uns in Gemeinschaft sehen konnte. Außer einem klei-

nen Vorfall in Bologna, wo gerade der französische Freiheitsschwindel am höchsten war, so daß selbst aus den Gefängnissen Freiheitslieder ertönten, hatten wir bis Piacenza keine weiteren Unannehmlichkeiten zu erfahren, und die in Bologna war auch von keiner großen Bedeutung; wir wurden bloß beim Aussteigen aus der Kutsche von der daselbst liegenden polnisch-französischen Legion wegen unserer ledernen Käppchen als Engländer angehalten, doch gleich wieder freigegeben, als wir uns durch unsere Pässe legitimierten. Durch die französische Okkupation, und durch die Umwälzung der Dinge in Italien, begegnete mir, was zu einer anderen Zeit nicht geschehen wäre, eine Geschichte, welche mich und meine Reisegefährten in die unangenehmste Lage versetzen konnte. Als wir nämlich bei Piacenza über den Po wollten, mußten wir, ungeachtet die Schiffbrücke von der französischen Armee noch stand, auf einer fliegenden Brücke den Fluß passieren. Es traf sich, daß schon ein Vetturin mit drei Damen und zwei Offizieren auf der Brücke standen. Als wir nun zusammen an dem entgegengesetzten Ufer ankamen, so stiegen jene fünf Personen in den Wagen des andern Fuhrmanns und füllten ihn so aus, daß wir in Besorgnis kamen, sie möchten den Kasten auseinandersprengen, denn einer der beiden Offiziere war ein ziemlich großer starker Mann, und zwei von diesen Damen konnten sich ebenfalls einer ziemlichen Peripherie rühmen. Nachdem nun diese Herrschaften, mit welchen wir bisher noch kein Wort gewechselt, im Wagen saßen, ging es vorwärts, und wir drei in unserer Kutsche folgten ihnen rasch nach, wie wir denn auch lange vor ihnen marschfertig gewesen waren, und es unser

Vetturin vor Ungeduld kaum erwarten konnte, von der Stelle zu kommen. Bei der ersten parmasanischen Grenz-Maut streckte nur einer der Offiziere den Kopf aus dem Wagen und gab Bescheid, worauf der Vetturin wieder fortfuhr. Als wir aber ankamen, verlangten die Douaniers nicht nur allein unsere Pässe zu sehen, sondern wir mußten ihnen auch die Koffer aufmachen und ihnen zeigen, daß wir nichts Verbotenes aus dem Lande mit wegnahmen. Weil nun diese Untersuchung eine ziemliche Weile dauerte, während welcher Zeit der andere Vetturin schon einen Vorsprung von einer halben Stunde gewonnen haben mochte, wurde unser Kutscher sehr verdrießlich, und er glaubte, wenn wir an der mailändischen Grenze ankämen, der wir uns jetzt näherten, so würden wir noch länger aufgehalten werden, indem die dortigen Douaniers weit genauer und strenger sein sollten. Er sagte uns daher: „Meine Herren, um diesen Abend noch Lodi, unsere Nachtstation, und des andern Tages bis Mittag Mailand zu erreichen, will ich jetzt etwas stark fahren und die erste Chaise wieder einzuholen suchen. Da Sie nur zu drei sind, und in der andern Kutsche fünf Personen sitzen, so will ich dann von jenen zwei Offizieren, deren einer ein Franzose und der andere dicke Herr ein Italiener ist, den letztern einladen, daß er sich zu Ihnen in den Wagen setze, wo wir dann ebenfalls, durch seinen militärischen Charakter gestützt, vor den Douanen unangehalten vorbeifahren können.“ Meinem Freunde Escher, welcher in Florenz einige Paar neue seidene Strümpfe eingekauft hatte, und darum bei der mailändischen Douane in Verlegenheit zu kommen glaubte, war dieser Vorschlag besonders recht,

und uns beiden wegen der Unterhaltung mit einem neuen Reisegefährten auch nicht unangenehm. Als wir nun die vorausgegangene Kutsche eingeholt hatten, führte unser Vetturin seinen Plan leicht aus, indem die Reisenden in jenem Wagen so gedrängt beisammen saßen, daß sie uns den großen italienischen Helden gern als Figurant für die Douanen abgaben. Unser neuer Gesellschafter war ganz militärisch gekleidet, trug einen Schnurrbart, in der Hand einen Pallasch mit eiserner Scheide, auf dem Kopfe eine sogenannte militärische Holzkappe, auf welcher unten am Rande herum als Bordüre die Worte in italienischer Sprache „Freiheit oder Tod" in Gold eingestickt waren. Auf unser Anerbieten nahm er ohne Umstände den ersten Platz im Wagen ein und wurde auf einmal so gesprächig, daß er uns bald seine ganze Biographie mitteilte. Er fing damit an, daß er uns erzählte, er habe als Offizier neun Jahre unter der österreichischen Kavallerie gedient und die deutsche Sprache ganz verstanden; allein er hätte diese Sprache nie schön gefunden, und weil er nun seinem Vaterlande diene und ganz den französischen liberalen Grundsätzen anhänge, habe er geschworen, niemals mehr deutsch zu reden, und wir möchten ihm daher verzeihen, wenn er uns nicht antworte, falls wir deutsch mit ihm sprechen wollten. Aus seinen weiteren Reden erfuhren wir, daß in der vorausfahrenden Kutsche ein französischer Offizier mit seiner Frau und Schwägerin, sowie seine eigene Frau säßen, welche er in Bologna zum erstenmal gesehen, und gleich geliebt und geehelicht habe, er bringe sie nun nach Mailand, um sie seinem Obergeneral Buonaparte, welcher ihn zu sich berufen, vorzustellen. Wir sahen

bald ein, daß wir einen albernen Menschen vor uns hatten, der nicht ein Wort Deutsch verstand; wir erlaubten uns daher, in unserer Sprache unser Urteil frei über ihn auszusprechen, und keine seiner Mienen verriet, daß er auch nur eine Silbe davon begriff.

Als wir nun endlich bei den Douanen auf der mailändischen Grenze anlangten, und uns der Chef des Bureaus erklärte, daß wir nunmehr auf mailändischem Gebiet, welches unter französischer Botmäßigkeit stehe, angekommen seien und uns zu erklären hätten, ob wir keine verbotenen Waren mit ins Land brächten, und zur Versicherung deshalb unsere Koffer aufschließen und visitieren lassen müßten, fing unser Held gleich zu schreien an: „Mein Herr, ich bin Soldat, diese drei Koffer hier auf der Kutsche sind mein, und ich lasse mich nicht visitieren.“ „Militärpersonen zu visitieren“, erwiderte jener, „habe ich keinen Auftrag; allein Sie müssen mir durch Ihren Paß beweisen, daß Sie wirklich Militär sind.“ Als er ihm nun seine Papiere vorwies, fuhr jener fort: „Ich habe Sie nicht zu visitieren; allein, haben die übrigen Herren keine Koffer?“ Herr Professor Meyer machte hierbei den Klugen und sagte: „Ja, mein Herr, der oberste gehört mir; hier haben Sie die Schlüssel, haben Sie die Güte, selbigen zu durchsuchen.“ Ich war im Begriff ein Gleiches zu tun; allein Herr Escher, welcher um seine seidenen Strümpfe besorgt war, gab mir durch ein paar Stöße zu erkennen, daß ich schweigen und keinen weitern Aufenthalt veranlassen sollte. Als nun Meyer einen Schein über die Visitation seines Koffers erhalten hatte, und Escher und ich auf eine nicht ganz kluge Art alle unsere Habseligkeiten

und Studien, welche wir während mehreren Jahren in Rom gesammelt, einem Reisegefährten, den wir nicht einmal kannten, anvertraut hatten und leicht um diese Sachen kommen konnten, sahen wir unseren Fehler bald ein, zumal da wir auf dem weitern Wege unsern nunmehrigen Protektor noch nach einer andern Seite kennen lernten. Der Kutscher von dem ersten Wagen, welcher der Vertraute von ihm zu sein schien, kam nämlich von Zeit zu Zeit an den unsrigen und erzählte dem Manne, daß seine Frau in einem fort kläglich weine, und gar nicht zu jammern aufhöre. Als wir den Militär um die Ursache fragten, sagte er, daß er seine teure Hälfte mit seinem Pallasch durchgeprügelt, weil er sie erst vor acht Tagen geheiratet, und sie ihn nun schon satt hätte und wieder zurück nach Bologna zu ihren Eltern wolle; er sei darum äußerst unglücklich, und wir würden vielleicht erleben, daß er sich diese Nacht in Lodi, aus lauter Verdruß, den Tod gebe. Wir dachten hierbei an unsere Koffer, und ob wir gleich an der Festigkeit des heroischen Entschlusses etwas zweifelten, so suchten wir doch dem zärtlichen Ehemanne Mut einzusprechen. Allein er bestand auf seinem Vorsatz, bis wir endlich den Abend nach Lodi kamen, wo er den Herrn Escher bat, ihm vier Skudi zu leihen, damit er die Nachtzeche bezahlen könne. Escher gab ihm das Geld aus Mitleid. Als wir den andern Morgen früh aufstanden, um unsere Reise nach Mailand fortzusetzen, war unser Italiener am ersten reisefertig und stand in voller Rüstung da. Wir verteilten uns in die beiden Wagen, wie wir es den Tag zuvor getan, und kamen schon gegen zehn Uhr vor Mailand an. Hier bat unser Militär meinen Reisegefährten

abermals um vier Skudi, mit dem Beifügen, daß er dieses Geld noch vor dem Eintritt in die Stadt zu haben wünsche, und daß er ihm die ganze Summe gleich zurückerstatten wolle, sobald er den Obergeneral gesprochen und von demselben seinen Sold angewiesen bekommen. Daß dieses auf eine Prellerei abgesehen war, merkte mein Freund wohl, allein da der Mann uns wegen unserer Koffer, über welche wir keinen Schein von der Grenze mitgebracht, gegen Verdrießlichkeit schützen konnte, so gab er ihm dieses Geld auch noch.

Bei dem Nachtessen in Lodi trafen wir zufällig Herrn Kaufmann Heigelin aus Stuttgart, welcher seine Braut in Deutschland abgeholt hatte und mit derselben zurück nach Neapel reiste, wo er in die Handlung seines Onkels trat; dieser erzählte uns, daß er Tags zuvor beinahe in ganz Mailand hätte durchfahren müssen, bis er, wegen des vielen Militärs, in einem Gasthof Unterkommen gefunden. Er riet uns deshalb, gleich beim Eintritt in die Stadt im ersten besten Wirtshaus eine Wohnung zu suchen, damit wir nicht, wie er, in Verlegenheit gerieten. Gleich in der Stadt, unweit des Tores, ließen wir daher beim ersten Gasthof unsern Vetturin halten, wo uns der Wirt sagte, daß er noch in dem hintern Bau, im Hofe, zwei Zimmer im zweiten Stock unbesetzt habe, wir sollten sie ansehen, und wenn sie uns gefielen, stünden sie uns zu Diensten; er wolle uns dann das Mittag- und Abendessen auf das Zimmer bringen lassen, weil an seiner Table d'hote meistens Militärpersonen speisten, im Fall uns diese Gesellschaft nicht gefiele. Aus Furcht, weiter in der Stadt keine bessere Unterkunft zu finden, nahmen wir

dieses Logis gerne an, und unser Reisekompagnon ließ seine Frau ebenfalls aus der ersten Kutsche steigen, und bat uns, daß wir ihm und ihr eines von den beiden Zimmern abtreten sollten, denn er wünschte sehr gern noch länger in unserer Gesellschaft verweilen zu können. Was Kost und Logis für ihn und seine Frau anbelange, werde er mit dem Wirt in Ordnung bringen. Den ersten und zweiten Tag kamen wir mit unserer neuen Nachbarschaft, deren Zimmer unmittelbar an das unsrige stieß, ziemlich gut aus, indem wir gewöhnlich den Tisch in ihrem Zimmer decken ließen, und gleichsam ihre Gäste waren. Allein beim zweiten Abendessen, als sich unser Militär vor Müdigkeit auf das Bett legte und bald zu schnarchen anfing, begann nun die Frau ihre Not zu klagen und sagte: „Hier liegt der Schuft; alles, was er am Leibe hat, ist von meines Vaters Geld, und den Rest hat er verputzt. Er hat mich nicht nur aus dem elterlichen Hause auf eine abscheuliche Weise weggeschafft, sondern, weil ich nun ganz unter fremden Menschen bin, vor einigen Tagen mit seinem Säbel jämmerlich geprügelt. Aber, Gott weiß, ich werde mich an diesem Schurken zu rächen wissen." Bei diesen Worten zeigte sie auf ihren Dolch, welchen sie in ihrem Mieder trug. Da wir besorgten, der Mann könne durch diese heftigen Äußerungen aufgeweckt werden, so suchten wir sie zu trösten; allein sie war nicht zu besänftigen, und auf einmal fuhr sie fort; „Ich möchte nur wissen, wo der Schurke das Geld hergenommen, womit er gestern in Lodi die Zeche und heute den Vetturin bezahlt hat; denn bereits vor einigen Tagen war von dem vielen Gelde, welches ihm mein Vater mitgegeben, kein Heller mehr

vorhanden.“ Auf Eschers Äußerung, er habe ihm dieses Geld geliehen, ließ sie, was sie in den Händen hatte, auf den Teller fallen und sprach kein Wort mehr, sondern jammerte und weinte zum Erbarmen. Wir versuchten ihr abermals Trost einzusprechen und verließen sie gegen zehn Uhr, ganz unbeweglich am Tisch in ihrem Zimmer sitzend, und gingen durch die Nebentür in das unsrige, um uns zu Bette zu begeben. Als wir ungefähr eine halbe Stunde darauf unsere Türe verschlossen und uns zum Teil schon ausgekleidet hatten, kam der Kellner des Hauses die Treppe herauf und gerade an unsers Nachbars Zimmer, wo er denselben aufweckte und sagte, daß seine Frau zur Hofpforte hinaus- und davongelaufen wäre, er sollte ihr geschwind nachgehen. Im ersten Taumel, und da er den Kellner vielleicht nicht recht verstanden haben mochte, wollte er zuerst unsre verschlossene Türe öffnen, indem er glaubte, daß wir seine Frau zu uns genommen hätten; allein der Kellner rief ihm zu: er solle uns nicht stören, sondern sich eilen, der Entflohenen auf der Straße nachzugehen, weil er sie sonst bei längerer Zögerung nicht mehr einholen werde, was er denn auch endlich tat. Nach der Äußerung der Frau konnten wir leicht begreifen, daß es einen tollen Auftritt geben werde, und nahmen unsre Maßregeln, indem wir unsre Pistole zurecht legten, um uns, nach den Umständen, ernstlich gegen einen Angriff zu verteidigen. Herr Professor Maier erklärte sich, neutral zu bleiben, und im Fall der Not ins Bett zu verbergen, oder aber Lärm zu machen. Es wurde nachgerade Mitternacht, und da alles ruhig blieb, löschten wir unsere Lichter aus, und gedachten ruhig einzuschlafen, als der Mann,

vom Kellner begleitet, mit einem fürchterlichen Lärm über den Hof herkam, und unter schrecklichem Fluchen und Schimpfen die Treppe heraufpolterte, indem er immer schrie: „Die deutschen Schurken haben mir meine Frau gestohlen, ich will sie ihnen aber entreißen.“ Der Kellner suchte ihm zwar diese Meinung zu benehmen, und ihn von seinem Vorhaben abzubringen; allein der tolle Bursche war nicht zu beschwichtigen, und wollte mit seinem Pallasch unsere Stubentüre einhauen, wobei er fortwährend schrie: „Macht die Tür auf, macht die Tür auf, ihr Spitzbuben!“ Ich nahm schnell meine Pistole zur Hand, und im Augenblick, da er seinen Säbel in dem Holze festgehauen hatte, öffnete ich die Türe und setzte ihm das Gewehr auf die Brust, wobei ich ihm einen tüchtigen Stoß gab. Diese Erscheinung machte ihn so bestürzt, daß er die Hand vom Säbel fallen ließ, dessen der Kellner sich augenblicklich bemächtigte. „Schurke,“ rief ich jetzt, „du glaubst, wir hätten deine Frau verführt? Tritt herein und überzeuge dich, daß sie nicht hier ist, — oder ich schieße dich gleich übern Haufen!“ Als er nun in das Zimmer trat und Herrn Escher ebenfalls mit der Pistole in der Hand, sowie unsern Freund Maier noch in Reserve zum Bett herausschauen sah, schien er noch mehr zu erschrecken und ging gleich wieder ganz beschämt und bescheiden unter großen Entschuldigungen hinweg, und der Kellner leuchtete ihn zum Hause hinaus.

Am andern Morgen kam unser Wirt zu uns und entschuldigte sich, daß der Kellner aus Unachtsamkeit das Haus nicht geschlossen, und den tollen Menschen, welcher uns eine so unruhige Nacht verursacht, wieder hereinge-

lassen hätte. Der Wirt glaubte indessen, daß die Frau und der Mann miteinander einverstanden gewesen, um ihn auf diese Art um zwei Tage Kost und Logis, und vielleicht auch selbst uns um etwas Mehreres zu prellen. Wir teilten übrigens diese Meinung nicht und suchten ihm wenigstens die Frau als ehrlich und honett zu schildern, was ihm aber nicht einleuchtete, denn er hielt nun einmal diese Geschichte für ein abgeredetes Spiel. Während wir beim Mittagessen am Dessert saßen, kam auf einmal unser Held mit seiner Dame, welche außerordentlich weinte, ganz beschämt zu uns auf unser Zimmer, um uns wegen seiner Unart, die er uns die Nacht zuvor gemacht, um Verzeihung zu bitten. Dabei äußerte er verlegen und stotternd, daß er seine Frau anfangs bei dem Vetturin, mit dem sie hierher gefahren, als dem einzigen Menschen, welchen sie in Mailand kenne, gesucht; und da er sie bei demselben nicht gefunden, so hätte er ganz sicher geglaubt, sie habe sich in unser Zimmer geflüchtet. Sobald er sich aber vom Gegenteil überzeugt, sei er auf die Hauptwache gegangen, und habe daselbst erfahren, daß an der Porta nach Lodi ein fremdes Frauenzimmer arretiert worden, welches spät noch ohne Paß zum Tore hinausreisen wollte. Er wäre deshalb dahin gegangen und hätte sie wirklich gefunden. Zugleich erbot er sich, Herrn Escher für das geliehene Geld einen Schuldschein auszustellen, indem er mit seiner Frau wieder nach Bologna zurück zu ihren Eltern reisen müsse, von wo aus er ihm dann seine Schuld abtragen wolle. Herr Escher, welcher wahrscheinlich dieses Geld nie zurückerhalten haben würde, schenkte ihm dasselbe, worauf das traurige und unglückliche Ehepaar un-

ter Tränen und tausend Danksagungen für unsere Güte und großmütiges Benehmen von dannen zog.

Nachdem wir nun von unserm abenteuerlichen Reisegefährten erlöst waren, fingen wir erst an, uns ruhig in Mailand umzusehen; und es war mir außerordentlich interessant, die dortigen Kunstwerke, welche ich sechs Jahr zuvor auf meiner Hinreise nach Rom gesehen, nunmehr mit andern, geübtern Augen zu betrachten. Vieles erschien mir jetzt weit schöner, manches aber auch nicht mehr so vollkommen, wie zuvor. Es waltete damals über Mailand ein trauriges Geschick, und diese reiche Stadt hatte durch die Republikanisierung gar vieles verloren.

Bei meiner ersten Reise hatte ich die Mailänder außerordentlich fröhlich gesehen, jetzt waren sie ganz verstimmt, und nur selten sah man noch einen Wagen auf den Straßen, die sonst mit den schönsten und reichsten Equipagen angefüllt waren.

In dem Dominikanerkloster, bei der Kirche Madonna della Gracia, wo wir das Abendmahl von Leonardo da Vinci betrachteten, freuten sich die Geistlichen, die uns begleiteten, als sie uns deutsch sprechen hörten; und nachdem sie uns lange betrachtet und zugehört, fragten sie uns endlich, ob wir Deutsche, und aus welcher Provinz wir seien? Nachdem wir ihnen hierüber Auskunft gegeben, so fingen sie bitterlich zu klagen an, daß sie nicht mehr der deutschen Nation, welche sie so liebten, angehörten. „Es ist abscheulich," sagten sie unter anderm, „wir lieben die Deutschen, und sind durch die Franzosen gezwungen, mehrere hundert Gefangene von eurer Nation in unserm Kloster aufzubewahren, und müssen diese Unglücklichen

alle Tage leiden ſehen, ohne imſtande zu ſein, etwas für ſie zu tun.“ Sie führten uns hierauf in einen Gang, von wo wir in einen in der Mitte des Kloſters gelegenen Hof ſahen, der ganz mit unglücklichen öſterreichiſchen Gefangenen angefüllt war, die uns um eine Gabe anflehten, die wir ihnen auch nicht verweigerten, zumal da dies die erſten von unſern unglücklichen Landsleuten waren, die wir als Opfer des franzöſiſchen Krieges ſahen. Nachdem wir uns nun acht Tage in Mailand umgeſehen und alle die Merkwürdigkeiten, wovon jedoch viele berühmte Gemälde nach Paris gebracht waren, beſucht hatten, ſetzten wir unſere Reiſe in unſer Vaterland über Como, Graubünden uſw. bis Zürich fort. Auf dieſem Wege, zwiſchen Mailand und Como, ſah ich zum erſtenmal Napoleon, welcher ſich dazumal auf ſeinem Gute Montebello, welches ihm die lombardiſche Republik zum Geſchenk gemacht, aufhielt. Auf dem Wege von Como bis an das Ende des Sees Arriva verfehlten wir auch nicht noch einmal mit unſerm Schiff an die Villa Pliniana zu fahren und dieſes ſo merkwürdige Gebäude noch einmal in allen ſeinen Teilen zu betrachten und von dieſem letzten italieniſchen Denkmal auf unſerm Wege Abſchied zu nehmen.

Bis jetzt gefielen mir die Proſpekte an dem Comer See, und ſo auch die äußerſt maleriſchen Gegenden, welche man auf der Via Mala über den Splügen und auf dem Wege nach Graubünden und dem Wallſtädter See erblickt, noch ungemein, weil mir einesteils die jenſeits des Splügen durchwanderten Gegenden, die ich ſchon einmal geſehen, jetzt zum zweitenmal noch anziehender durch die Erinnerung wurden, und da andrerſeits die Gegenden bis

an den Züricher See noch den frischen Reiz der Neuheit hatten; allein ohne den schönen Szenerien des Züricher Sees etwas zu vergeben, muß ich aufrichtig gestehen, daß die ersten Bilder von den Schweizer Gegenden tiefere Wirkung auf mich machten. Da die italienischen Gegenden wegen ihres klaren und reinen Himmels weit vorteilhafter als die der Schweiz beleuchtet sind, so gewähren sie einen weit größern Reiz, und durch die Reinheit der italienischen Luft ist man auch weit empfänglicher für das Schöne und wandelt mit heiterm und frohem Sinn in den schönen und anmutigen Szenerien Italiens. Rücksichtlich der schönen üppigen Vegetation und des schönen Grüns der Pflanzen, hat zwar die Schweiz, sowie auch überhaupt Deutschland, im allgemeinen den Vorzug; hingegen sind die in Italien durch das milde Klima begünstigten Formen der Gebirge, Bäume usw. weit angenehmer und sanfter in den Formen, als die mit dunkeln Tannenwäldern überzogenen Gebirge und Felsenmassen der Schweiz, die durch die Strenge der Kälte und des auf vielen derselben ewig ruhenden Eises oft etwas Schauerliches haben, so daß uns deren Anblick oft mehr überrascht, als erfreut.

Dasselbe verschiedene Gefühl gab mir der Anblick von Werken der Architektur. Mein ernstes Studium der Bauwerke in Italien mußte meine Begriffe von der Kunst sehr verändern, und indem ich auf die Grundsätze der alten Architektur einging, wollte ich dieselbe später auch bei Gebäuden in Deutschland zum Maßstabe nehmen. Allein mit Ausnahme der sogenannten gotischen Architektur, die ganz originell und in sich abgeschlossen ist, mußten mir

die modernen Gebäude, die ich sonst so schön und in allen Teilen kenntnisvoll angeordnet gefunden, jetzt weniger vollkommen erscheinen; darum trug ich mich auch schon bei meiner Heimkehr aus Italien mit dem Gedanken, in meinem deutschen Vaterlande, wo ich meine erlernte Kunst nun auszuüben gedachte, besonders auf die Verbesserung der deutschen Baukunst durch Bildung junger Architekten und Handwerker zu wirken und dabei von der ersten, sichern Grundlage auszugehen, daß überall im Kunstgebiete nichts Ersprießliches zustande gebracht werden kann, ohne eine vorgängige richtige und gründliche Ansicht des Ganzen.

Mit dergleichen Ideen und Betrachtungen über mein künftiges Dienstleben langte ich mit meinem Freunde Escher, nachdem wir zuvor Hrn. Prof. Maier in seinem Geburtsorte Stäffen, am Züricher See, zurückgelassen, endlich in Zürich an, wo ich das Vergnügen hatte, von den verehrten Eltern meines Freundes ganz liebreich und freundschaftlich aufgenommen zu werden. Während der Zeit, daß ich bei dieser trefflichen Familie verweilte, hatte ich das Vergnügen, sehr oft den äußerst interessanten Umgang des seligen Lavaters zu genießen, und mir dessen Gunst und Freundschaft zu erwerben. Als ich ihm das erstemal meine Aufwartung machte und meinen Namen noch nicht gesagt hatte, fing derselbe sogleich an: „Mein Herr, ich kenne Sie schon aus Ihrem Gesicht. Nicht wahr, Sie sind der deutsche Architekt von Rom, von dem mir Maler Pfinninger vor einigen Jahren zweimal das Porträt von Rom schickte? Ich habe beide Bildnisse in meiner physiognomischen Sammlung, und Sie können sie mit

meinen darunter gemachten Bemerkungen gelegentlich sehen." Nachdem wir nun vieles von Rom und über die Kunst, als sein Lieblingsfach, gesprochen, lud er mich ein, ihn recht oft zu besuchen, und wenn er auch nicht zu Hause sei, so sollte ich nur ungeniert kommen, und mich mit seinen Kunstsammlungen unterhalten, was ich auch nicht versäumte, und bei dieser Gelegenheit aus der unter meine Porträts gesetzten Unterschrift sah, daß er in meine Physiognomie ein großes Vertrauen setzte, indem er unter das eine, in ganzer Figur, die Worte geschrieben: „Wer da nicht Wahrheit sieht, der sieht sie nimmermehr" und unter das andere Brustbild: „Weisheit im ganzen Gesicht, besonders in der Nase." Diese für mich äußerst günstige Beurteilung veranlaßte dann auch, daß ich mit diesem äußerst interessanten und in seiner Art einzigen Manne, der wenige Zeit darauf als ein Märtyrer seines Biedersinns gestorben, so bekannt wurde, daß er mich beinahe jeden Abend nach vier Uhr zu einem Spaziergang abholte, wo wir uns dann größtenteils über die Kunst unterhielten. Unter anderm verlangte Lavater besonders von mir über einen wissenschaftlichen Streit über die Perspektive, von dem ihm geschrieben worden, und den ich einige Jahre zuvor mit einem deutschen Gelehrten in Rom gehabt, nähere Auskunft, indem er glaubte, ich hätte daran unrecht. Dieser Gelehrte wollte nämlich einen Maler tadeln, weil er auf einem hohen Pinienbaum einen Mann, welcher die Früchte herunterschlägt, in gleicher Größe mit den untenstehenden Personen auf dem Boden gemalt. Als ich ihm entgegenhielt, daß sich die Perpendikuläre in der Perspektive nicht ändere, und daß deshalb gleich dicke

Türme immer parallel in ihrer perpendikulären Linie erscheinen, so veranlaßte ihn dieses Gleichnis, sogar zu behaupten, daß es darum auch sehr fehlerhaft sei, wenn man einen hohen viereckigen, gleich dicken Turm auf einem Bilde in paralleler Dicke aufzeichne, weil derselbe in natura, wo man sich gewöhnlich näher bei dem untern Teile desselben, als bei dem obern befindet, komisch erscheine. Da nun die Malerei bloß die Gegenstände auf einer ebenen Fläche vorzustellen habe, so glaube er, daß man bisher bei vielen Bildern noch nicht auf diese natürliche Erscheinung den gehörigen Betracht genommen. Meine Gegenbehauptung bezog sich vorzüglich darauf, daß zwar ein paralleler Turm unten, wo er dem Auge näher erscheint, sich breiter als oben darstelle, daß aber horizontale oder perpendikuläre Linien, insofern sie parallel mit der Zeichnungsfläche gehen, immer parallel auf derselben aufgezeichnet werden müssen, weil ein jedes perspektivische Bild nur von einem Gesichtspunkte aus angesehen werden soll, wodurch sich dann die Sehwinkel im Bilde von unten und oben des Turmes gegen das Auge ebenso im gleichen Verhältnis als die in der Natur zeigen. Diese Meinung hatte in Rom eine große Sensation unter den Künstlern gemacht, weil sie anfänglich glaubten, ich behaupte etwas Paradoxes, was ich nicht durchzusetzen imstande wäre. Allein bei näherer Auseinandersetzung meiner Ansicht habe ich dieselben, sowie auch Hrn. Pfarrer Lavater, der als ein wissenschaftlicher Mann eine große Freude über meine Aufklärung hatte, überzeugt, daß ich in meiner Behauptung recht gehabt.

Lavater äußerte oft gegen mich, daß er zwar die ita-

lienische Malerschule sehr verehre, doch könne er in den Arbeiten derselben, vorzüglich aber in den Werken der altrömisch und griechischen Bildhauerkunst, nicht so viel Natur als in den altdeutschen und niederländischen Gemälden finden, indem die Köpfe eines Apollo, einer Niobe usw. wohl ideale, aber mit keinem ausgearbeiteten Kopfe eines Holbein, eines Rubens, oder Rembrandt usw., in Hinsicht des Ausdrucks und der individuellen lebenden Natur, zu vergleichen seien. Ich verteidigte die alte Kunst dagegen, indem ich meinem freundschaftlichen Gegner zu bedenken gab, daß der Künstler hinsichtlich seiner Formen, so wie seines Ausdruckes, durch die Idee, welche er darstellt, bestimmt werde, und es eine höhere und eine gemeine Natur gäbe. Dieser Streit veranlaßte, daß er mir folgendes zum Andenken auf ein Blatt schrieb:

Weisheit lehre Dich stets auf den wohlgeprüftesten Zweck sehn;
Eins sei stets Dein Zweck — die mannigfaltige Einheit;
In dem Schönen verehre von allem Schönen das Urbild;
Nie laß herrschenden Ton den Geschmack der Natur Dich entlocken,
Bleib Dir selber treu, wenn Natur und Wahrheit Dich leiten.
Richte Deine Werke — mit zweckfesthaltender Schärfe.
Eile mit der Vollendung, wenn ganz den Entwurf Du geprüft hast.
Nie was die Täuschung stört in der Kunst, sei Vernunft und Gesetz Dir;
Nur die Kunst sei Dir lieb, in der sich die wahrste Natur zeigt,
Ehe Du Schönheit suchst, such' Wahrheit, welche sich selbst preist;
Reinige Deinen Geschmack durch Beschauung des Schönsten, was wahr ist.

Nehmen Sie, lieber Weinbrenner, diese Erinnerung eines profanen Kunstfreundes mit Liebe an und behalten Sie in gutem Andenken Joh. Casp. Lavater.

Zürich, Samstags morgen, den 19. August 1797.

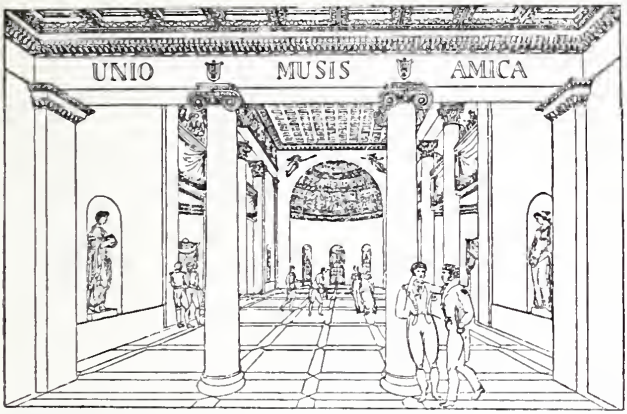
Da ich vor meiner Abreise von Rom schon Hoffnung hatte, der Gräfin von Riez (Lichtenau) in Berlin ein Palais zu bauen und ich meiner Gesellschaft zuliebe nach Zürich gereist war, so wollte ich, bevor ich nach Berlin ging, doch auch meine Geschwister uud Freunde, welche ich seit mehreren Jahren nicht gesehen, besuchen und schlug deshalb den Weg von Zürich, wo ich mich gegen zwei Monate aufgehalten und während dieser Zeit verschiedene Bauprojekte zu entwerfen hatte, über Basel und Straßburg ein, auf welcher Route ich durch den französischen Revolutionskrieg manches verändert und nicht mehr in dem vormaligen blühenden Zustande fand.

In Straßburg hielt ich mich einige Wochen bei meinem Onkel Arnold auf, der dazumal Bau-Inspektor der Stadt war, und hatte Gelegenheit, vielleicht sehr vieles zur Erhaltung des dortigen Münsters beizutragen, indem mich die dortige Munizipalität zu Rate zog, eben da sie im Begriff war, das Innere des Münsters nach einem abscheulichen Plane, welcher das ganze Gebäude verdorben und verunstaltet hätte, zu einem Tempel der Vernunft einzurichten, durch das Vertrauen, welches man in einen von Rom kommenden Künstler setzte, und da ich über den Gegenstand klarer und bestimmter als die dortigen Baumeister zu reden wußte, brachte ich es dahin, daß die Munizipalität ebenfalls einen Plan von mir verlangte, bei welchem ich dieses herrliche Gebäude nicht verletzte, und die Einrichtung durch bloße hölzerne Gradinen in der Form eines Zirkus mit gotischen Verzierungen in das Innere stellen wollte, wodurch ich das abscheuliche Projekt verdrängte. Man war jedoch kaum an die Exeku-

tion geschritten, so wurde die Einrichtung von solchen Tempeln der Vernunft schon wieder in Frankreich außer Mode und dafür andere neue republikanische Pfeilwerke auf das Ackerfest, die Enttronung des Robespierre usw. zur Tagesordnung gebracht, weshalb dann dieses so schöne Gebäude von allen ähnlichen Mißhandlungen verschont blieb.

Von Straßburg, wo ich mich dann auch zum erstenmal ernstlich in meines Onkels Tochter verliebte, und mich auch mit ihr verlobte, eilte ich nach Carlsruh. Als ich kaum eine Stunde daselbst angekommen war, und mein damaliger, allgemein geliebter und verehrter Landesherr meine Zurückkunft vernommen hatte, ließ mich derselbe zu sich rufen, indem er seit meiner Abwesenheit mehrere günstige Nachrichten von mir vernommen, und mir darum gleich bei diesem ersten Besuche die gnädigsten Versprechungen und Präpositionen machte, um mich in seine Dienste zu ziehen. Durch diese gnädige, huldreiche Aufnahme meines teuern unvergeßlichen Fürsten, und aus Liebe zu meinem Vaterland, gab ich nun meine weitern Reiseprojekte auf und trat im Spätjahr 1797 meine Laufbahn zuerst als Bau-Inspektor an.

Nachwort



Wie sehr es auch verlocken mag, das Kunstwerk aus seinen Bedingungen von Künstler und Umwelt zu lösen und einer Allgemeinheit zuzuweisen, die es fortlebend zu genießen weiß, so bleibt doch Schöpfer und Werk, Zeit und Kunstform eine offenbare Einheit. Der Kosmos der Kunst macht mehr noch als der Kosmos der Natur seine Idee symbolisch offenbar, erhebt das Menschliche und verewigt das Vergängliche. So kann die Natur eines schöpferischen Menschen wechselweise in Tat und Wort, Bild und Gebild gestaltet einer teilnehmenden Nachwelt zu eigen werden. Ein solcher Mensch bleibt, wie die ewige Natur im Wandel der Jahreszeiten, immer gegenwärtig und hat allen Lebensaltern und Arten Kräftiglebendiges zu spenden. Sein Bild überragt das flüchtige Getriebe schattenhafter Gestalten und verweist den Aufblickenden in ein helleres Heute, in dem der unendliche Kreislauf des Lebens die reine Größe eines harmonischen Gebildes

hat. In solcher Ehrfurcht wenden wir uns hier einem Manne zu, der den Geist seiner Natur und Zeit in gewaltigen Formen zu gestalten wußte, der das Gesetz seines Wesens, wonach er angetreten, in das neue Bild seiner Vaterstadt bannte und allenthalben in bedeutenden Bauten den Zwecken und Gefühlen einer neuen Weltbürgerschaft Ausdruck gab.

Friedrich Weinbrenner

Weinbrenner, der badische Architekt, verdient es, als Mensch und Künstler den Enkeln wieder bekannt zu werden. Über Stile und Moden hinaus hat er den Wohllaut der fügsamen Bauform in dauernden Denkmalen erwiesen und den Nachruhm seines Lebens weithin erneut. Wir wenden uns deshalb von seinem Werke forschend auch seinem Leben zu, dessen Wandlungen sich in seinen Bauten deuten lassen, und glauben den Menschen im Werk, das Werk im Menschen erkennen und verstehen zu dürfen. Da er uns sein Leben und seine Persönlichkeit in selbstgeschriebenen Denkwürdigkeiten bewahren wollte, haben wir auch die Pflicht, dies alles aus einem Buch kennen zu lernen, das hiermit endlich nach annähernd hundert Jahren wieder in Druck gebracht ist. Es sei deshalb im Nachwort nur Weniges und Wesentliches gesagt, da er selbst zuvor die Erinnerungen seiner ersten dreißig Lebensjahre rückblickend und bekennend treulich vorgetragen hat. Was die von ihm behandelten Jahre und Fragen ergänzt, sei von

mir in kurzen Noten umschrieben, wenn ich auch wohl weiß: „Die Reise nach Korinth ist nicht für jedermann."

Jugend

Johann Jakob Friedrich Weinbrenner, am 9. November 1766 in der badischen Residenzstadt Karlsruhe geboren, war der Sohn des Hofzimmermeisters Ludwig Weinbrenner; der in glücklicher Ehe mit der Tochter des Zimmermeisters Arnold vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, zeugte. Der Vater stammte aus Freudenstadt, war aber in Menten bei Schwäbisch-Hall geboren und starb, als unser Friedrich acht Jahre zählte, allzufrüh dahin. Die Mutter übernahm das wohlbekannte Baugeschäft und erzog die heranwachsenden Kinder im evangelischen Glauben, in Zucht und Ehren. So wuchs der gesunde Knabe im mütterlichen Bauhof zwischen älteren Geschwistern und Zimmerleuten spielend und helfend heran, lernte früh das Geräte der Werkstatt, die Wunder und Schrecken der Schule, die Zauber der Buchstaben, Zahlen und Noten kennen. Zeichnen, modellieren, zimmern hatte er längst geübt, so daß der Vierzehnjährige, der die Schule verlassen hatte, nach einigem Unterricht in der Bauprofession bald allen Arbeitern vorstehen und 1782, nach dem Tode der Mutter bis zur Heimkehr des reisenden Bruders, selbständig die Geschäftsleitung übernehmen konnte. Frühe und Mitternacht wurden verwendet, das Studium zu erweitern und mit dem Freunde Tulla Mathematik und

Planzeichnen zu üben. Von dem Pagenhofmeister Major Lux ermuntert, besuchte Weinbrenner wieder das Lyzeum, das ihm über die italienischen Säulenordnungen und über den französischen Stil hinaus Trieb und Sehnsucht in das Reich der Kunst verwies. Kleine Kunstreisen, häufiger Theaterbesuch, und die fromm aufstrebende Natur des Werdenden taten das ihrige, bis der junge Künstler im Frühjahr dem Angebot folgte, in Zürich einen Neubau zu überwachen. So trat denn der Einundzwanzigjährige, der das Baugeschäft wieder dem Bruder überließ, wohlgerüstet und vielbegabt die Reise ins Leben an.

Lehr- und Wanderjahre

Nachdem der junge Architekt in Zürich zwei Jahre lang mancherlei gelernt und mancherlei erfahren hatte, beschloß er, seine Wanderschaft nach der damaligen Hauptstadt der europäischen Kunst, nach Paris, anzutreten. Er bereiste zu diesem Zweck zuvor die französische Schweiz, um ihre Sprache ganz zu beherrschen, und lebte ein halbes Jahr in dem lieblichen Lausanne, wo er zeichnend, komponierend und musizierend seine Fähigkeiten übte. Längst hatte er gelernt, seinen Unterhalt selbst zu bestreiten, hatte in Zürich perspektivische Stunden gegeben und lebte nun in Lausanne von dem Verdienst der Flötestunden, die er jungen Engländern erteilte. Der Tod seiner älteren Schwester rief ihn nach Karlsruhe zurück und die

kleine Erbschaft ermöglichte es ihm, die geplante Bildungsreise mit dem Jugendfreunde von Haller statt nach Paris nach Wien anzutreten. 1790 finden wir dort die beiden Freunde als Schüler der Akademie, als aufmerksame Besucher der Sehenswürdigkeiten, der Galerien, Opern und Gesellschaften. Nach dreiviertel Jahren wurde Wien mit Dresden vertauscht, dessen Akademie noch immer einen guten Ruf hatte. Wieviel auch Dresden in seinen Sammlungen und Bauten, Künstlern und Kunstfreunden bieten mochte, die beiden Lehrlinge sahen doch bald genug ein, wie wenig sie die veraltete Akademie zu lehren habe, und entschlossen sich schnell, in Berlin weiterzustudieren. Die Reise kürzte das Original Darbes, der kurländische Porträt- und Miniaturmaler, der den jungen Reisegefährten in Berlin den Zutritt zu allen wichtigen Salons und vor allem zu dem königlichen Oberbaupersonal verschaffte. So fand sich bald Bekanntschaft und Anregung genug; die Schlösser, Sammlungen, Baulichkeiten und Vorträge wurden besucht; das geistige Leben der aufstrebenden Kreise tat seine Wirkung. Von Genelli angeregt, wurde der Plan gefaßt, nach dem arbeitsreichen Winter in Berlin die gereiften Kenntnisse und Studien endlich in Italien, im Lande der Künste, zu vollenden. Die Trennung von Haller mußte sein, doch wurden neue Freunde und Reisegefährten in den Malern Carstens und Cabott gefunden, die ebenfalls nach Rom strebten. Über Leipzig, Nürnberg, Augsburg und Zürich ging es im Wagen, zu Fuß über den St. Gotthardt, dann über Mailand, Genua, Pisa, Florenz durch mancherlei Gefahren und Abenteuer nach Rom. Nachts fuhren sie bei Mondenschein über

Ponte Molle durch die Porta del Popolo, wie so viele Deutsche längst verwehter Jahrhunderte, in die ewige Stadt.

Rom

Es ist immer die alte Geschichte, daß man wird, was man ist, und wie viele glaubten es damals erst in Italien zu werden. Goethes Erlebnis ward auch das Weinbrenners, der als gereifter Mann bekannte: „Solange ich mich in Deutschland befand, ging es mir übrigens mit der Kunst wie einem Hungrigen, der in einem Kochbuche liest, denn die Kunst daselbst konnte meine Neigung zu ihr nur vermehren, aber nie befriedigen. Italien, dem Sitz der Künste habe ich hingegen vorzüglich meine geringen künstlerischen Ansprüche zu verdanken." — Wie er hier die Gesetze der alten Baukunst aus den großen Trümmern, aus Geschichte und Literatur derart zu lesen meint, daß er die Restaurationen antiker Gebäude, Führung und Unterricht bald wagen kann; wie er durch Gönner und Freunde gefördert sein Wissen und sein Können erweitert, durch Forschung und Reisen immer tiefer in die Vorwelt „antiker" Kunst eindringt und schließlich gesucht und geliebt in der deutschrömischen Kolonie eine führende Rolle spielt, bis ihn Zeitlage, Fremdenhaß und Gelegenheit nach sechs Jahren doch wieder in die Heimat führt — dies alles hat er uns selbst in den vorliegenden Denkwürdigkeiten anschaulich erzählt. Das Gebet seiner tränenvollen Nächte fand Erfüllung: auch er war einer jener Architekten ge-

worden, deren Name etwas galt, deren Urteil Gewicht im Vaterlande hatte, deren Lehre selbst einem Zoëga wertvoll sein konnte. Auch er hatte in Italien „das Wahre“ gefunden, jenen Geist, der im Kleinen das Große, im Teil das Ganze, in der Form die Idee entwickelte. Auch er suchte, wie der Franke Goethe, das Land der Griechen mit der Seele, doch gab ihm Pompeji und Paestum, die altrömische Nutzarchitektur und die einfache Bauweise des Landes, jene bekannte „edle Einfalt und stille Größe“, die ihn beim nächtlichen Fackellicht so oft die Baumassen Roms gelehrt hatten.

Da alles, was geschieht, nur Symbol ist, möchte ich hier auf zwei seltsame Symbole hinweisen, die mir bedeutsam genug zu sein scheinen: Weinbrenner auf der Fahrt nach Rom mit Carstens im Wagen; Weinbrenner auf der Fahrt von Rom mit Meyer im Wagen. Muß ich noch sagen, daß Carstens es war, der nicht nach den Alten, sondern wie die Alten aus der schöpferischen Phantasie seiner plastischen Ideenkunst die Symbole eines neuen Geistes gestaltete, so daß der Tag seiner ersten Ausstellung, im April 1795, mit Recht als der Geburtstag der neuen deutschen Kunst bezeichnet wurde? Und war nicht Heinrich Meyer, Goethes vielgelehrter Weimarer Kunstfreund, der angenehmste Apostel jener neuen Ideenkunst, die immer noch mit dem berüchtigten Treiben der antiquarischen „Klassizisten“ verwechselt wird? Als wäre die sogenannte Antike nicht damals wie heute der Spiegel aller Spiegelungen, so wie es auch einzelne Kunstwerke (Antinous, Laokoon, die Sixtina u. a.) sein konnten! Und noch ein Symbol — denn die Szenenregie des Lebens scheint zu-

weilen sub specie aeternitatis zu arbeiten — jener Abendspaziergang Lavaters und Weinbrenners im Sommer 1797 zu Zürich, da die beiden Physiognomiker der Natur- und Bauform sich über niederländische und italienische Kunst stritten, ist geistesgeschichtlich ein so klares Sinnbild jener beiden Ideen und Formwelten von Nord und Süd, daß es keiner Worte weiter bedarf. Auch hier bekannte sich Weinbrenner entschieden zur Nachfolge Goethes, der ihm im späteren Leben auch menschlich nahekommen sollte.

Bei seinem Aufenthalt in Straßburg verlobte sich der Dreißigjährige mit Salome Margaretha Arnold, der Tochter seines Onkels, der als Bauinspektor der Stadt Einfluß genug hatte, um den jungen Eidam zu neuen Hoffnungen zu ermutigen. Indessen hatten schon Lavaters Empfehlungen, der als Seelsorger des badischen Hofes geliebt und geehrt war, ihre Wirkung getan. Carl Friedrich ließ den Heimgekehrten sogleich zu sich rufen, und so trat der junge Revolutionär unter Baudirektor Müller im Oktober 1797 die Stelle eines Bauinspektors an. Aber trotzdem einige aufsehenerregende Bauten und Pläne seinen neuen Formwillen behaupten konnten, fehlte es doch an der rechten Wirksamkeit. Das französische Straßburg und die lockende Verwandtschaft schien bessere Möglichkeiten zu bieten, und der junge Ehemann, der französischer Bürger geworden war, versprach sich von der siegreichen Republik die Aufträge, die das kleine Karlsruhe nicht zu gewähren schien. Plante er doch ein Riesendenkmal für Napoleon, wie er auch Friedrich dem Großen eines geweiht hatte, wie er auch später für Leipzig und Belle-Alliance die Denkmale entwarf. Doch blieb auch

hier wieder die Enttäuschung nicht aus. Weinbrenner, der seine Stellung gekündigt hatte und 1799 nach Straßburg gezogen war, mußte sich mit einigen Monumenten für Generäle und Gelegenheitsarbeiten begnügen und fand in Stadt und Staat keineswegs die Verhältnisse, die er erträumt hatte. Schon knüpften sich alte und neue Bande nach Hannover, schon waren günstige Bedingungen zugesagt, als die berüchtigte Gräfin Hochberg, die Regentin Badens, im August 1800 den vielversprechenden Architekten für seine Vaterstadt zurückgewann. So war es denn das Ewigweibliche, das, wie das alte, auch das neue Karlsruhe werden ließ, dessen Fächerform alle Straßen auf den alten Schloßturm zog, in dem schon Carl Wilhelm, „der Narr in Folio" — wie ihn Lieselotte nannte — den Serail seiner weiblichen Leibgarde beglückt hatte.

Karlsruhe

Der junge Baurat, der seine Lehr- und Wanderjahre beschlossen hatte und nun als Meister in Carl Friedrichs Diensten stand, fand eine Aufgabe, die einen ganzen Menschen und ein ganzes Leben verlangte, den Ausbau der Residenz, die über die Ornamentik einer barocken Hofstadt hinauswachsen wollte. Durch eine günstige französische Politik war Badens Umfang und Wohlstand bald so gewachsen, daß es von Napoleons Gnaden zum Großherzogtum werden konnte und, durch Stephanie Beauharnais dem Kaiser verwandt, Hof und Land bereicherte.

Die Strahlen der kleinen Sonnenstadt mußten verlängert, der Radius der Peripherie vergrößert werden. Platz und Straße, Haus und Palais formten sich nach Wunsch und Vermögen in dem grünen Grunde der Gärten und Wälder, so daß — im Plan gesehen — sich eine kräftig gequaderte Pyramide erhob, deren Grabkammer der Marktplatz mit Tempel und Rathaus wohl bedeuten konnte. Dies alles war dem Formwillen eines Einzigen überlassen, der solchen Baukörper beleben, solche Gliedmaßen stärken und schmücken, solchen Blutlauf erweitern und auffangen konnte, soweit es eben die Kräfte und Mittel erlaubten. Schon in Berlin und Rom hatte Weinbrenner Entwürfe für Stadt, Kirche, Rathaus und Marktplatz versucht und, wie die Meister der Renaissance, so oft von einer Idealstadt geträumt, die das steinerne Symbol ihres geistigen und werktätigen Lebens sein sollte. Nun endlich waren die Blütenträume der Jugend gereift, das Bild des formschöpferischen Pygmalion belebte sich, und was schon der junge Bauinspektor begonnen hatte, schloß sich nun folgerichtig zusammen und empor. Selten hat in Deutschland ein einziger Architekt eine ganze Stadt in Bau und Bild so entscheidend bestimmt und für ein Jahrhundert als Anlage zur Erweiterung für das Volks-Wirtschafts- und Kunstleben so erfolgreich durchdacht. Aber auch er hatte mit der Menschen und Zeiten Ungunst zu rechnen, auch über seinem Werke waltete ein Unstern, der nie das Letzte so werden ließ, wie es geplant und angefangen war. Wenn man die Pläne der Langen Straße, des Marktplatzes, der katholischen Stadtkirche, oder der Gartenstadt Ludwigsdorf überblickt und mit dem Gewordenen vergleicht, so erkennt man mit

schmerzlichem Bescheiden, daß Karlsruhe eine der eigenartigsten und schönsten Städte in Deutschland hätte werden können, und daß heute nur der Torso eines großen Baugedankens vor uns steht als das beste Gleichnis des Deutschlands von damals wie von heute. Wo war eine deutsche Stadt von oben her so großzügig als ein Ganzes betrachtet, als ein Baukörper durchgeformt worden, dessen rythmische Gliederung architektonisch wie sozial, sinnreich und wesentlich auf die Stadtkrone, auf die Verkehrsachsen, auf Sinn und Art der Bauglieder bezogen war! Die Modellfassaden, die gewerblichen oder repräsentativen Straßenzüge, die großen und kleinen Modelle der Staats- und Bürgerhäuser, die Baugnaden und Baupflichten, durch sanitäre und ästhetische Polizei des Bauamtes geregelt, der vorgeschriebene Anstrich, kurzum, der einheitliche Stilwille einer staatlichen Bauverwaltung war damals bei uns etwas Neues. Dasselbe, was Carstens' Kunstform von jener der Akademiker oder Klassizisten schied, lebt in Weinbrenners Bauform als eine Idee, die sich den Körper schafft, als ein Gesetz, wonach sie angetreten. Daß Weinbrenner gerade den Grundriß dieser konzentrischen Radialstadt als das gegebene Thema gelten ließ und nur die Hauptachse (Schloßstraße) für die neuen Variationen seiner Platzmotive benützte, zeugt für sein künstlerisches Taktgefühl. Der Grundriß bewahrt die symmetrische Ornamentik des italienisch-französischen Barock, das Stadt und Schloß, Garten und Beet einer rythmischen Einheit verpflichtete. Der Aufriß zeigt die gereinigte Formensprache des „graecisirenden Stiles", die bürgerliche Gesinnung des humanistisch gebildeten Zeitalters. Es ist die

Zeit des napoleonischen Imperiums, zu dem auch Baden und sein Hof gehörte, die Zeit des europäischen „Empire", dem auch dieser Künstler seinen Tribut brachte. Seitdem wir gelernt haben, die Kunstform wie eine Rune zu lesen, wie ein Gesicht physiognomisch, wie eine Pflanze morphologisch zu betrachten, wird uns Stadt und Haus, Platz und Raum, Riß und Bau nur eine große Handschrift, die wir lesen wie die Geschichte eines Lebens, das sich oft in überragenden Formen wie ein Tier aus alter Vorzeit erhielt. Wenn man diese Zeichen- und Formenschrift Weinbrenners überschaut, versteht man den bildnerischen Geist dieses Mannes, dem Musik eingeboren war, dem Anlage und Steigerung, Thema und Variation so sicher bei aller Beschränkung der Mittel ins Große wuchs. Diese Wohngebäude, Palais und Landsitze, Gesellschafts- und Verwaltungshäuser, Bäder, Theater, Kirchen und Schulen, vor allem die Militärbauten, sind so deutlich die Formen ihrer Zwecke, die Allgemeinheitsformen einer Kultur, die, dem Religiösen wie dem Monarchischen entfremdet, sich in einem klaren, wohlgegründeten, fast südlichen Leben beruhigt, dessen soziale Staffelung einen behäbigen, bürgerlichen Charakter trägt. Giebel und Rundbogen schmücken die puritanische Strenge dieser reimenden Gruppenarchitektur wie Akzente und Versfüße die Hexameter einer deutschen Kleinstadtidylle, wie sie Goethe in „Hermann und Dorothea" dem bürgerlichen Deutschland geschenkt hatte. Und es ist wiederum ein bedeutendes Symbol, die beiden Formkünstler, Goethe und Weinbrenner, in enger Beziehung, ja gemeinschaftlich 1815 in Karlsruhe herumwandern zu sehen, das an den bauenden Orpheus und

seine durch Musik harmonisch erbaute Stadt gemahnen mochte: „Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien; der Geist kann nicht sinken, die Tätigkeiten nicht einschlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand: ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses teilhaftig."

Nachruhm

Wie Weinbrenner als reifer Künstler sich langsam erst die Kräfte erzog, um trotz aller Widerstände unbeirrt sein Werk zu schaffen, das er dennoch nicht vollendete und das der geistlose Epigone entstellte oder abriß; wie er vielseitig rege weit über sein Vaterland hinauswirkte und wenigstens für Süddeutschland der führende Meister wurde, dies alles läßt sich in Valdenaires anregendem Buch anschaulich verfolgen, auf das immer wieder verwiesen sei. Als der badische Oberbaurat viel geehrt und viel betrauert 1826 dahingegangen war, hatte seine Wirksamkeit längst von jenem Ansehen verloren, das ihn in ganz Deutschland empfohlen hatte. Seit 1815 hatten sich die Angriffe gemehrt, die neudeutsche Gesinnung, die auf die altdeutsche Bauweise zurückgriff, siegte allenthalben. Und als der Renaissancismus den Gotizismus ablöste und in Karlsruhe das strenge Stadtbild mit übergroßen

Palastkopien entstellte, war es um Weinbrenners „Purifikationsstil" geschehen. So kam es auch, daß nach Schreibers kleiner Schrift (von einer versteckten Dissertation, einigen Aufsätzen und Erwähnungen abgesehen) keine wissenschaftliche Arbeit sich eingehender mit dem Leben und Werk des großen Stadtbaumeisters befaßte, bis das schon erwähnte Buch Valdenaires uns endlich die genauere Baugeschichte Karlsruhes erwies, noch ehe der entsprechende Band der Kunstdenkmäler Badens erscheinen kann. Als endlich nach dem seltsamen Historismus der eklektischen Stile und nach dem eigenartigen, noch immer verkannten Intermezzo des Jugendstiles mit der Rückkehr zur reinen Zweckform der Sinn für Weinbrenners Baukunst wiedererwachte, als die geniale Symmetrie seiner Grundrißornamentik, die weitblickende Denkart seiner Stadtbaukunst wiedererkannt wurde, stieg auch sein Name wieder über dem dunklen Getriebe der Bauschulen heller empor. Freilich das Palimpsest seines Stadtplans ist nicht mehr zu reinigen; und so stolpert der Blick, der die klaren Sätze dieser großen Handschrift durchliest, über die schrecklichsten Korrekturen und Fremdworte. Doch weiß eine neue Jugend wieder den alten Text ehrfürchtig und richtig zu lesen, wenn auch Knaben den Terenz immer anders lesen, als Grotius ihn las. Man findet in Gegenwart und Vergangenheit meist nur das, was man sucht, und es bleibt jedes Echo aus der Ferne der Widerhall unserer eigenen Stimme. Was aber rein und kräftig, lebendig und bedeutend war, wird immer einmal wieder den Nachlebenden wie ein Geist begegnen, der Rede steht und zur Tat aufruft. Dies ist das Wunderbare und Unendliche der

Natur wie der Kunst, daß sie als eine dauernde Offenbarung die wahre Mythologie des Menschen ausmachen, die als Kern und Schale, Innen und Außen, Wunder genug ist und jedem Einsichtigen den bekannten Blick hinter den Spiegel verwehrt!

Antike und Gotik

Weinbrenners Verhältnis zur Kunst und vor allem zur Baukunst war durch innere und äußere Verpflichtung so vielseitig bedingt, daß es unmöglich ist, hier in aller Kürze die Bildungselemente alle aufzuweisen. Hatte er doch selbst erkannt, wie sehr Gelegenheit und Hilfsmittel einer höheren Bildung die Anschauung verwandeln und „daß das Steigen und Fallen der Künste unmittelbar mit dem Geist der Zeit und mit dem Fallen und Steigen der Völker in Zusammenhang steht." Erzogen im handwerklichen Getriebe des väterlichen Baugeschäfts, aufgewachsen in dem engen Planetensystem einer kleinen Hofstadt, die im sogenannten französischen Stil gebaut war, fand der Lernende auch in Wien und Dresden noch die schmuckfreudige Baukunst des „Louisseize". Berlin scheint ihm die Umkehr von diesem Geschmack und das Gesetz der neuen Form vermittelt zu haben. Wir finden in seinem Stammbuch ein Blatt, das ihm damals der Freund Haller gemalt hat: den Blick von der Treppe der Hedwigskirche auf Opernhaus und Palais Prinz Heinrich. Aus solchen Bauten scheint er den ersten Anhauch der Antike empfun-

den, hier jene große, reine Raumform gefunden zu haben, die kein Oval, keine Schwingung und Brechung, kein sinnloses Ornament duldete. Hatten doch Knobelsdorff, Gontard, Gilly und Langhans den gleichen Weg zur Form zurückgelegt, den nun Weinbrenner verfolgen sollte. Die uralte Idee des Rundbaus, die jene Hedwigskirche lehrte, findet sich nun immer wieder in seinen Kirchenentwürfen und ist auch im späten Bau der katholischen Stadtkirche zu Karlsruhe wieder treulich dem Pantheon verpflichtet. Zu solchem Geiste konnten ihn der alte Langhans, Becherer, Moritz, Genelli und Carstens nur ermutigen, auch regte das Kunstleben des geselligen Berlin solche Gedanken an und führte, wie er selbst bekennt, tiefer in das Reich der Begriffe. So kam Weinbrenner, wie sein Freund Carstens, keineswegs als Anfänger nach Italien, sondern als einer, der den „großen Stil" schon gefunden hatte. Freilich begann erst in Rom strenges Studium und klares Streben. Aber schon unterwegs hatte er in der ländlichen Nutzarchitektur, in den schlichten Landhäusern, Toren und Türmen, die reine Plastik der architektonischen Form erkannt, die auch in Armut noch edel bleibt. Hierauf ist ganz besonders zu achten, und die Zeichenmappen aus jener Zeit bestätigen uns den fruchtbaren Wert seiner Entdeckung. Schon ehe er Rom erreichte, strömte die bildnerische Phantasie voll Figur Entwürfe und Kompositionen aus der neuen Idee. Er hat es uns in den Denkwürdigkeiten ehrlich und anregend geschildert, was ihm die folgenden sechs römischen Jahre geschenkt haben, was er Rom und Paestum, Neapel und Pompeji, der Literatur und Dichtung griechisch-römischer Vorzeit verdankt. Die

wuchtige Größe der Nutz- und Bedeutungsform, die monumentale Bauweise schmuckloser Eurythmie aus Quader, Platte, Ziegel, der kubische Rythmus der Tür- und Fensterhöhlen, kurzum, die Form an sich (der wir heute wieder zustreben, weil sie wie der erste Tag einer neuen Formwelt ist), dies war es, was ihn „die Antike" gelehrt hatte. Muß doch Mensch und Kunst immer, wie wenn die Welt noch nicht geschaffen wäre, ganz von vorn mit dem ersten Tag wieder beginnen, was etwas Krebsartiges in den Gang des Lebens bringt. Gebildete nennen das „Spiraltendenz". — Der sogenannte „Dorismus" Weinbrenners macht uns aus angedeuteten Gründen jene ersten Schöpfungen ganz besonders wertvoll, die als Entwürfe mit einigen Rekonstruktionen antiker Gebäude das zopfige Bauamt in Karlsruhe ergötzlich empörten, dem genialen Schöpfer aber doch ein Stipendium und den Beifall des Gönners v. Edelsheim (der ein guter Freund des Malers Mengs war!) eintrug. Wer so groß und so plastisch einen Baukörper gestalten konnte, durfte es wagen, die Kritik der heimatlichen Behörde zu belächeln und dem eigenen Genius zu vertrauen. Wenn wir ehrlich sein wollen, so hat der Künstler, was diese Blätter versprachen, späterhin nicht gehalten; solche Raumkunst, solch organische Formkraft — die sich der Biotechnik der Natur vergleichen ließe — hat er späterhin selten bewährt. Was schon in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in England geschaffen worden war, was in der neuen französischen Republik seit Davids bejubeltem Schwurbild in Bild und Bau gestaltet worden war, das fand nun in Rom in den Blättern der beiden Deutschen Carstens und

Weinbrenner seinen gesteigerten Ausdruck, so daß beide als Meister der neuen Form bejubelt und befeindet wurden. Weinbrenner, der den autonomen Carstens seine Perspektive gelehrt hatte, verdankte dem großen Freunde jene formende Idee, die wie eine Keimzelle das Ganze als eine Kunstpflanze aus dem Boden treibt, steigert und durchlebt, jene Idee, die Carstens aus allem „Klassizismus" schon der nordischen Frühromantik zuweist.

Englische und französische Stichwerke — Durands Werk hat Weinbrenner nachweislich benutzt — bestätigen uns den Geist solcher Formallgemeinheit, der eine neue Gesinnung, ein neues Weltbürgertum, einen republikanischen Atheismus zeugte, dem die Welt zum „Tempel der Vernunft", die Antike zum Paradies, der Bürger zum Mensch werden sollte. Ein Ton der Zauberflöte scheint aus den heiligen Hallen der Kunst, aus den Geheimlogen der Wissenschaft den neuen Königssöhnen jener Zeit zuzuwehen. Einer neuen Gemeinschaft sollte Markt und Straße, einem neuen Geschlecht Haus und Halle dienen, und die Gartennatur sollte der gleichen Freiheit leben wie das fühlende Herz. Wie bald war auch dies wieder ausgeträumt! Die Toga ward zum Purpur. Napoleons Adler überschattete Europa. Neuer Glanz, neue Pracht machte das kaiserliche Paris zum Rom der Welt. Krieg und Not riß Staaten und Brüder auseinander. In das verarmte Rom zogen die deutschen Künstler wie Klosterbrüder einer neuen religiös-patriotischen Gemeinschaft. Was Weinbrenner aus dem fremdenfeindlichen Rom mitbrachte, war ein formlogischer „Palladianismus", dessen Grundformel die Rotonda war. Die klare Gesetzlichkeit in Platz und

Raum, Baumasse und Bauglied, Fläche und Ornament, die soziale und ästhetische Staffelung ständischer Bauzonen und Haustypen, vor allem aber die rythmische Symmetrie seines „Massenbaus“ machte Karlsruhe trotz allem Unvollkommnen und Unfertigen zu einer der ersten Kunststädte Deutschlands. Freilich schenkt uns die mütterliche Güte des Geschicks immer statt des erträumten Riesenspielzeugs ein Puppentheater. So wurde denn auch diese Stadt im kleinen das, was er sich einst in den riesigen Maßen seiner Schöpferkraft erträumt hatte. Wer aber je im Plan die Ornamentik seiner Grundrisse, die harmonische Schrift seiner Plätze, Straßen, Palais und Häuser gelesen hat, wer die gestaffelten Häuserzeilen, die Initialen der Kirchen und Staatsgebäude, die freien Schmuckzeichen der Denkmäler und Tore überschaut hat, weiß, was ich meine. Gewiß, es will manchem scheinen, dies alles sei lateinisch, nicht deutsch geschrieben, er lese Hexameter oder Sonette. Gewiß, auch wir ziehen die Fraktur der Latina vor und gehorchen dem Gesetze unseres Blutes. Aber wie dem auch sei, hier gilt es ehrfürchtig zu verstehen, welch ein Geist diese Form bedingt, welche Zeit, welche Not, und daß ein Einziger diese Stadt nach seinem Gesetz so geformt hat, wie damals ein Einziger die Gestalt Europas.

„Mein erstes Studium der Bauwerke in Italien“ — schrieb Weinbrenner — „mußte meine Begriffe von der Kunst sehr verändern, und indem ich auf die Grundsätze der alten Architektur einging, wollte ich dieselbe später auch bei Gebäuden in Deutschland zum Maßstabe nehmen. Allein mit Ausnahme der sogenannten gothischen Architektur, die ganz original und in sich abgeschlossen ist, mußten

mir die modernen Gebäude, die ich sonst so schön und in allen Teilen kenntnisvoll angeordnet gefunden, jetzt weniger vollkommen erscheinen; darum trug ich mich auch schon bei meiner Heimkehr aus Italien mit dem Gedanken, in meinem deutschen Vaterlande, wo ich meine erlernte Kunst nun auszuüben dachte, besonders auf die Verbesserung der deutschen Baukunst durch Bildung junger Architekten und Handwerker zu wirken und dabei von der ersten, sichern Grundlage auszugehen, daß überall im Kunstgebiete nichts Ersprießliches zu Stande gebracht werden kann, ohne eine vorgängige richtige und gründliche Ansicht des Ganzen."

Wie aber verhielt er sich nun gegen diese Gotik, die er als „ganz original und in sich abgeschlossen" der Antike gegenübergestellt? Schon als junger Anfänger hatte er die „gothischen Tempel" zu Freiburg und Straßburg besucht und vor allem in Wien den Stephansdom genau durchforscht. Das Freiburger Münster schien ihm als Bau eines Einzigen, als Fassade, der Wiener Dom als hellerer Innenraum vor den anderen den Vorzug zu verdienen. Er fühlte sehr wohl die eigene, geistreiche Gesetzlichkeit der gotischen Baukunst und rettete deshalb — dies sei unvergessen! — das Straßburger Münster auf seiner Heimreise 1797 vor der drohenden Gefahr, zu einem „Tempel der Vernunft" umgebaut zu werden. Ja er versuchte sogar, als die „gothic revival" aus England nach Europa gewirkt hatte und dort die neudeutsche Erhebung der preußischen Neustämme stärkte, — (Gilly hatte schon in den neunziger Jahren die Marienburg in einem eigenen Werk beschrieben und gepriesen) — auch dieser Formsprache gerecht zu werden. Aber weder „der gothische

Turm“ noch der Ausbau einiger alten Burgen ließ ihn das Gesetz solcher Kunstform erkennen, das dem Seinen so sehr widersprach. Wieviel näher mußte ihm dagegen der romanische Stil stehen, der in wuchtiger Formgröße germanische und romanische Elemente als eine kräftige Einheit offenbart. Es gibt doch zu denken, daß er vor dem Dom zu Speyer ausgerufen haben soll: „Das möchte ich gebaut haben und sonst nichts!“ Wer Helena umarmt hat, kehrt nicht zu Gretchen zurück und bliebe ihm auch nur Schleier und Mantel der Geliebten in Händen. Dies alles hat Gesetz und Pflicht und bedarf keiner „wenn“ oder „aber“. Es ist hier nicht weiter zu erweisen, warum aus den Neustämmen des Nordens damals Romantik und Neugotik, Christentum und Nationalidee, warum aus den Altstämmen des Südens Klassizismus und Renaissancimus, Heidentum und Humanität erwachsen mußte. Wir sind alle nur Früchte unseres Stammes im großen Garten der Welt. So mag dann jeder seiner Art Geist und Form preisen und bekennen. Nur vergesse er nicht Sonne, Mond und Sterne, der Welten Welt!

Art und Wesen

Mag auch alles Lebendige sich im flutenden Kreislauf des „Stirb und Werde“ wandeln, mag auch Zeit und Umwelt im Besonderen das Allgemeine bedingen, so bleibt doch in Tat, Wort und Bild eine Art von Überlieferung, die uns Treue verheißt. Art und Wesen eines Menschen,

der das Glück der Persönlichkeit erlebt, wirkt über gestern oder heute hinaus und spricht uns vernehmlich und bedeutend an. Wir glauben aus Bildnis, Handschrift, Brief, Beschreibung, vor allem aber aus diesen wertvollen Denkwürdigkeiten Weinbrenners Art und Wesen, Inneres und Äußeres derart zu kennen, daß sich darüber doch einiges sagen läßt. Aus bürgerlichem Hause, in einer engen, tätigen und frommen Lebensweise erwachsen, bildet sich der reine, eigenwillige Charakter früh genug zu seinem Beruf. Die Anforderungen des Tages, Zwang und Gelegenheit erproben bald die energische Tatkraft des jungen Architekten. Kräftig gesund übt er Körper wie Geist, bastelt und baut, zeichnet und malt, radiert und sticht und findet in der Musik als Lehrer oder Schüler reines Genügen. Wie oft stärkt er die suchenden Kräfte im Gebet. Seine einzige Leidenschaft ist bauen. Ernst und Würde geben ihm ein wohltuendes, frommes Ansehen; Mut und Selbstbeherrschung in allen Lagen kräftigen Wert. Die Liebe und die Freundschaft ist ihm heilig. Für den Freund setzt er sein Leben ein, wenn Not an Mann ist. Hartnäckig weiß er das Erkannte zu behaupten, das Begonnene durchzusetzen und, wenn es sein muß, das feindlich Widerstrebende kräftig niederzuzwingen. Gesellig mitteilend, schlicht, offen, selbstsicher und naiv, war diese Natur ein treffliches Beispiel aus Goethes Nachfolge. Dem entsprach sein Äußeres vollkommen: Groß und gedrungen, stark und dick, mit fester Stirn, klarem Blick, auffallend großer Nase und kleinem vollen Mund, gewiß sinnlich, aber geistig beherrscht, war diese „Bildung" eine gute Probe für Lavaters physiognomische Sammlung. Der seltsame Seelen-

deuter — der sogenannte Kranich, der doch so wohl wußte, wie dem Frosch und wie dem Storch zumute sei — hatte denn auch unter Weinbrenners Bildnisse geschrieben: „Wer da nicht Wahrheit sieht, der sieht sie nimmermehr.“ „Weisheit im ganzen Gesicht, besonders in der Nase.“ — Wer jemals bemerkt hat, wie oft Porträts dem Künstler selbst ähnlich sehen, wie sein Körpergefühl seine Gebilde und Gestalten bedinge, der wird auch in Weinbrenners Bauten etwas von der starken, derben Körperlichkeit, von der klugen, strengen Denkart, von der feinen, harmonischen Logik des Meisters finden, der diese „erstarrte Musik“ geschaffen hat. Wir haben nicht ohne Absicht seinem Selbstbildnis — und das sind doch seine Denkwürdigkeiten — das Bildnis ihres Schreibers vorangestellt, das sich noch heute im Besitz der Familie Holtz (Weinbrenner hatte zwei Töchter, keinen Sohn) befindet. Es ist vermutlich in Rom von Feodor Iwanowitsch gemalt.

Menschen und Schüler

Wenn wir die Welt nur so weit gestalten, als wir selbst Gestalt sind, da sie allgewaltig dunkel uns umschwebt wie die Nacht das Licht, so begegnen wir auch nur den Menschen und Erlebnissen, die wir verdienen. Nur das Kind des Genius begegnet zuweilen sich selbst, wie Goethe dem Schattenreiter, und geht durch sich selbst und über sich hinaus in Lied und Legende. Die Menschen, die wir anzuziehen und festzuhalten wissen, sind deshalb

die besten Zeugen unserer Wandlung, die edelsten Gleichnisse unseres Wesens, und es bedarf keiner Dichtung, solche Symbole in das Licht des Tages zu rufen. Der magische Kreis von Menschen und Dingen, den die Persönlichkeit jeweils um sich zieht, ist der reinste Spiegel ihres Wesens. Aus solcher Gesinnung betrachtet, erklären uns auch Weinbrenners Denkwürdigkeiten vollkommen, wie und warum dieser Mensch den Besten seiner Zeit genug getan. Die Menschen, die er kennen und lieben lernt, sind als trefflich, bedeutend, ja unsterblich bekannt. So mag denn der bunte Reigen noch einmal an uns vorübergleiten, den wir nicht ohne Wehmut und Neid in eine menschenarme Zeit aufrufen: In Karlsruhe kennt er Tulla, Lux, v. Edelsheim; in Wien Blumauer und Mozart; in Dresden Graff und Weinlich; in Berlin Darbes, Langhans, Moritz, Genelli, Carstens; in Leipzig Oeser; in Italien Fernow, Reinhart, Koch, Angelika Kauffmann, Hackert, Kniep, Heigelin, Hirt, Zoëga, Thorwaldsen, Meyer u. a.; in Zürich Lavater ... Und nun nahen die befreundeten Gestalten, die in seinem Karlsruher Haus (in dem später der arme Feuerbach sein Atelier hatte!) ein und aus gingen: Goethe, Gall, Jung-Stilling, Gmelin, Hebel, Dannecker, Voß, Matthisson, Hauff, um nur die Bekanntesten zu nennen, — bedarf es da noch der Worte, den Wert dieses Menschen zu deuten!

Ein Kreis von Künstlern, Dichtern, Denkern, Schülern umschloß diese wachsende Natur wohltuend und lebendig. Der Mensch und Meister konnte allen denen, die in seiner Schule nicht nur etwas gelernt hatten, sondern auch etwas geworden waren, den Ernst und den Wert seines Wesens

mitgeben. Valdenaire hat die genaue Liste seiner Schüler aufgestellt, unter denen sich viele bekannte Namen finden. Wenige, wie die Brüder Arnold, Moller, Fischer, haben seiner Kunstanschauung die Treue gehalten, als die Stunde es forderte, ihr untreu zu werden. Aber auch die, welche sich seiner Kunst entfremdeten und wie Hübsch dem Byzantinismus, wie Eisenlohr dem Neugotismus, wie Berckmüller dem Renaissancismus zutrieben, zeugen doch für den Schöpfer jener Bauschule, in der nach Goethes Wort „das Echte zu finden" war. Hier, in dieser pädagogischen Provinz, war wirklich einmal das Schulganze einer einzigen Idee verpflichtet. Hier wurde der Mensch, der Handwerker, der Künstler erzogen, der aus dem Kleinen das Große, aus dem Bekannten das Unbekannte organisch entwickeln ließ. Handwerk und Technik, Kunst und Kultur, in Theorie und Geschichte erläutert, in Stadt und Land verbreitet, geübt, gesammelt, erwuchsen aus solcher Pflanzschule, die alles Lokale und Provinziale einer einzigen Kulturbehörde, dem „Baudepartement" in Karlsruhe, unterstellte. So konnte denn aus solcher tätigen Gemeinschaft, aus solcher Überlieferung und Schulung, der junge Meister, wissenschaftlich, theoretisch und praktisch durch Menschen und Kunstwerke, Vorbild und Nacheifer allseitig gebildet, eine jener bildenden Gestalten werden, wie sie uns etwa in Goethes „Wahlverwandtschaften" als Architekt begegnet.

Schriften

Man hat es gerade bei Künstlern oft unterlassen, ihre Schriften auf die Gesetze ihres Schaffens wie auf den Wert ihrer Persönlichkeit zu prüfen, ohne zu beachten, daß Wort und Bild sich auf das glücklichste ergänzen und bestätigen. So ist es denn auch Weinbrenner gegangen, dessen Schriften erst heute die verdiente Beachtung finden. Er bekennt zwar in der Einleitung zu diesen Denkwürdigkeiten, wie er sich zu schriftlichen Äußerungen habe zwingen müssen, daß er lieber zehn Bogen überzeichnet als nur einen überschrieben habe. Wenn man dann aber das Verzeichnis aller seiner Schriften überblickt, so gewahrt man bald, daß diese gar nicht so unbedeutend waren, daß sein Buchstabe gar nicht so tot war wie er meinte, und daß gerade das Herbe, Naive, Ursprüngliche seines Wesens hier seinen Ausdruck fand. Rede und Schrift waren nicht so gepflegt, nicht so gebaut, wie der Freund der Antike hätte wünschen können. Doch weiß er gut und lebhaft zu erzählen, und diese Lebenserinnerungen werden gewiß jeden fesseln, der Sinn für die Anekdote und Schilderung mitbringt. Die neue Tätigkeit im Bauamt, die ihm die Feder in die Hand drückte — so entstand auch Schirmers Schriftstellerei und der Stil seiner Jugenderinnerungen durch amtliche Pflicht — lehrte es ihn, die Gedanken und Erklärungen klar und kräftig zu umschreiben. Kleinere wissenschaftliche Aufsätze im „Hannöverschen Magazin“ (1803) oder im „Stuttgarter Morgenblatt“ (1807, 1810, 1813 u. a.) behandelten altrömische Ausgrabungen und

derartiges, wie es ihm Gelegenheit und Wissen vermittelte. Wie sehr aber sein Blick über Stein und Bau hinaus in das Weltganze schweifen, und wie reich seine ehrfürchtige Phantasie spenden konnte, beweist der beachtenswerte Aufsatz: „Ideen über die Entstehung der Planeten und der Ausbildung der Erde“ (geschrieben 1807, gedruckt in Cottas Morgenblatt 1810), den er auch Goethe überreichen ließ. Kleinere Schriften, wie die über die wesentlichen Teile der Säulenordnungen, über Theater, über das Siegesdenkmal für Leipzig wie für Belle-Alliance, und die treffliche Abwehr gegen den Intriganten Leonelli, zeigen die Vielseitigkeit des Immerstrebenden. Sein Lebenswerk aber bleibt das Architektonische Lehrbuch, das uns seine architektonische Vernunft und Erfahrung, seine eigene Theorie und Schule erklärt. In einzelnen Heften und Teilen wird hier der ganze Umfang seines Wissens und Willens offenbar. Zeichnungslehre (1810), Optik (mit der eigenen Farbentheorie, 1811), Perspektivlehre (1817/24) machten die ersten beiden Teile des Werkes aus, das der dritte Teil „über die höhere Baukunst“ beschließen sollte. Über Form und Schönheit (1819), über architektonische Verzierungen (1820), über Säulenordnungen, den Gebrauch der Säulen, Einteilung und Aufführung der Gebäude (1825) — damit schloß das unvollendete Werk, das aus Cottas Verlag in einen Karlsruher übergegangen war. Das erste Heft der projektierten und ausgeführten Gebäude erschien noch 1822, wie auch das erste Heft der Restaurationen antiker Gebäude. Die schon gedruckten oder halbvollendeten Hefte konnte Aloys Schreiber, der treue Freund, der Kunsthistoriker an Wein-

brenners Bauschule, veröffentlichen. Alles weitere blieb unvollendet oder ging verloren. So war auch dies großgeplante, großgebaute Werk, wie so viele Bauten des Meisters, ein Torso. Wir konnten für dies traurige Geschick kein besseres Sinnbild finden, als jene alte Steinzeichnung, die nun unser Buch schmückt, wie sie schon 1826 Schreibers liebevollen Nachruf geschmückt hatte.

Mögen alle diese Schriften den denkenden Künstler und Lehrer erweisen, so wird der Mensch Weinbrenner doch erst in diesen Denkwürdigkeiten offenbar. Er hat es uns selbst erzählt, warum er diese Erinnerungen festgehalten hat und wie er sich dabei ganz seinem Gedächtnis überließ, das bewundernswert sein mußte. Diese Aufzeichnungen (wahrscheinlich vor 1820 geschrieben) blieben ungedruckt im Nachlaß bei der Familie Holtz bewahrt. Hauptmann Holtz, der Schwiegersohn des Meisters, vertraute sie dem Freunde Schreiber an, der sie, hie und da gekürzt und stilistisch verbessert, 1829 mit dem Anhang seines „Denkmahl der Freundschaft" in Heidelberg herausgab. Das Buch scheint nur in kleiner Ausgabe gedruckt worden zu sein, denn es ist außerordentlich selten und deshalb den meisten unbekannt geblieben. Als Selbstbiographie des bekannten Architekten, als Memoirenwerk und „italienische Reise" aus Goethes Zeit und Nähe behält es bleibenden Wert. Es bedarf keiner Worte, daß sich der Neudruck längst verlohnte und daß dies Büchlein unter den deutschen Künstlermemoiren alle Achtung verdient. Leider ging die Handschrift bei der Plünderung der Holtzschen Wohnung im „tollen Jahre" 1848 verloren, so daß ein Vergleich mit Schreibers Ausgabe nicht mehr

möglich war. Ich habe mir im Neudruck keine Kürzung oder Änderung erlaubt. Was zuweilen als Irrtum oder Unkenntnis erscheinen mag, ist Weinbrenner zugutezuhalten. Die Berichtigung mancher Namen läßt der Index erkennen. Kritik und wissenschaftlicher Apparat wurden absichtlich vermieden, damit das Lebendige und Menschliche um so reiner hervortrete. Manches wurde im Nachwort für den angedeutet, der es zu lesen vermag. Einige Tafeln mögen die Formensprache des Architekten aus den verschiedenen Gezeiten seines Lebens anschaulich machen. Ich verdanke die Vorlagen dem freundlichen Entgegenkommen des Dr. Valdenaire wie des Verlags C. F. Müller in Karlsruhe. So möge denn Friedrich Weinbrenner wie in seiner Stadt auch in seinem Buch weit über Baden hinauswirken, als ein Mensch, als ein Künstler, als ein reiner und guter Geist. Und was ist köstlicher, als dies im Munde der Söhne und Enkel fortlebend zu sein.

Karlsruhe,
im Herbst
1920

Dr. Kurt Karl Eberlein

Schriften von Friedrich Weinbrenner

Über die wesentlichen Teile der Säulenordnungen.
Stuttgart 1809

Über Theater, besonders über das neue in Karlsruhe.
Karlsruhe 1809

Architektonisches Lehrbuch.
Karlsruhe, Stuttgart 1810/1825

Ideen zu einem teutschen Nationaldenkmal des entscheidenden Sieges bey Leipzig.
Karlsruhe 1814

Vorschlag zu einem Siegesdenkmal für das Schlachtfeld bei Belle-Alliance.
Frankfurt, Leipzig 1817

Bemerkungen des Baumeisters zur Kritik eines Miniaturmahlers über einige baukünstlerische Gegenstände. Karlsruhe 1817

Ausgeführte und projektierte Gebäude.
1. Heft. Karlsruhe 1822
2. Heft. Karlsruhe 1830
7. Heft. Karlsruhe 1835

Restaurationen antiker Gebäude.
1. Heft. Karlsruhe 1822
2. Heft. Karlsruhe 1835

Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben und mit einem Anhange begleitet von Dr. Aloys Schreiber.
Heidelberg 1829

Demnächst erscheint:

Friedrich Weinbrenner, Aufsätze und Briefe. Herausgegeben von Arthur Valdenaire.

Schriften über Friedrich Weinbrenner

Aloys Schreiber: Friedrich Weinbrenner, ein Denkmahl der Freundschaft.
Karlsruhe, Baden 1826

Oscar Seneca: Friedrich Weinbrenner. Dissertation. Karlsruhe 1907

Arthur Valdenaire: Friedrich Weinbrenner, Sein Leben und seine Bauten.
Karlsruhe 1919

Max Koebel: Friedrich Weinbrenner.
Berlin 1920

Alles weitere im Literaturverzeichnis des Buches von Valdenaire.

Verzeichnis der Tafeln

		Seite
I.	Bildnis Friedrich Weinbrenners. Vermutlich von Feodor Iwanowitsch gemalt	4/5
II.	Entwurf zu einer Fürstengruft (1794)	38/39
III.	Generalplan zu dem neuen Markt in Karlsruhe (1803)	72/73
IV.	Entwurf zum Marktplatz in Karlsruhe (1804)	106/107
V.	Entwurf für den Umbau der Langen Straße in Karlsruhe (1808)	140/141
VI.	Markgräflich Hochbergsches Palais (1805/13) und Verfassungsdenkmal in Karlsruhe (1832) .	174/175
VII.	Evangelische Stadtkirche in Karlsruhe (1806/11)	200/201
VIII.	Die Münze in Karlsruhe (1826/27)	236/237
IX.	Saal des „Museum" in Karlsruhe (1813/14)	237

Index

Alba (Tempel mit dorischer Säulenordnung) 176
Ästhetik, Vorlesungen über 55
Alten, v., Reichshofrat 33, 35, 40
Ammon, v., Architekt 147
Architektur in Italien 230, 231
Architektur in Deutschland 230, 231

Badenweiler b. Basel (altröm. Bad) 211
Baggesen, Dichter 65
Basel 66
Bassevilles, Minister 101, 189
Baumaterialien, Vorlesungen über 55, 62
Becherer, Oberbaurat 53, 55, 62
Berlin 45, 53 ff.
Blumauer 33
Borgia, Prinz 163, 183
Borgheſische Sammlung 165
Böck, Professor 29
Böckmann, Professor 50
Brand, Professor 29
Bristol, Lord 124, 125
Burnat, Theatermaler 39, 41
Bury, Maler 190

Cabott, Hofmaler 65, 66
Capri 154
Carl Friedrich, Markgraf von Baden 122, 236
Carrara 87

Carstens, Professor, Historienmaler 65, 66, 84
Caserta (Wasserleitung) 170
Cora (Herkules-Tempel) 163

Darbes, Hofrat, Maler 40, 41, 47 ff., 56 ff.
Domenichino 184
Donau, Reise auf der 27
Dresden 37, 40 ff.
Dresdener Galerie 40
Dresdener Kreuzkirche 43
Ducros, Maler 145
Dürer 66

Edelsheim, v., Minister 26, 33, 122
Euler 62

Fahsolt, Baumeister 16
Farbenhypothese 62
Fees, Ingenieur 23
Feierlichkeiten, römische 129 ff.
Feodor Iwanowitsch, badischer Hofmaler 98, 108
Fernow, Professor, Altertumsforscher 197, 211
Fischer, Professor 29
Florenz 89
Frauenholz, Kunsthändler 66
Freiburger Münster 29
Frey, Maler 138

Genelli, Architekt 55
Genua 78, 81
Gmelin, Kupferstecher 139
Graff, Maler 40, 44

Hackert, Maler 153
Haller, v., Architekt 26, 37, 63 ff.
Hartmann, Maler 201
Hippias, Bad des 99, 121, 211
Hirt, Hofrat, Altertumsforscher 126, 148

Holbein 66
Hummel, Professor 149

Itzig, Familie 54

Kniep, Maler 153

Lago fucino (Emissario des) 173 f.
Lambert 19, 39, 62
Langhans, Oberbaudirektor 53, 56
Lausanne 25
Lavater 231 ff.
Laxenburg, Schloß 32
Lehrbuch, architektonisches 35
Lehrbuch der Optik 63
Leipzig 65
Livorno 87
Lucchesini, Minister 40, 45
Lux, Major 18, 26, 27

Macco, Maler 212
Mailand 76, 228
Malerei in Italien (Gegensatz zur deutschen) 234
Maurer, Professor 29
Mengs 26
Mesmer, Dr. 50
Meyer, Hofrat 217
Monte Cassino 170
Morace, Kupferstecher 181
Moritz, Hofrat 55
Mozart 33, 34
Mühl, v., Freiherr, Gesandter 33
Musik 25

Napoleon 229
Neapel 149, 153 f., 166 f.
Nürnberg 66

Oeser, Maler 65
Optik, Lehrbuch der 62

Palestrino, Fortuna-Tempel 179
Pästum 158, 169
Pfenninger, Maler 231
Pisa 88
Plinianum (Landhaus des Plinius) 74, 229
Pompeji (Theater) 153
Pozzo 19, 39
Prag 37
Preßburg 32

Reiffenstein, Rat, Antiquar 112 ff.
Reinhart, Landschaftsmaler 197
Revolution, französische 22, 189
Riedel, Galerieinspektor 42
Rippert, General 107
Rom 97 f.
Engelsburg 136
Feste, kirchliche 131 f.
Peterskirche 135
Rose, Architekt 108 ff.

Schikaneder 34
Schönbrunn, Schloß 32
Schweizer Landschaften im Gegensatz zu italienischen 229, 230
Straßburger Münster 29, 235
Sulzer 55

Tivoli 178, 186

Urbino 172/3

Vesuv, Besteigung des 162, 168
Velino, Wasserfall des 139
Vignola, Säulenordnung des 19
Vinci, Leonardo da (Abendmahl) 228
Vitruv 55

Weinbrenner, Ludwig 11
Weinlich, Architekt 40, 46
Wien 28 ff.
Kaiserliche Bibliothek 35
Kaiserliche und Lichtensteinsche Galerie 35
Kunstakademie 28
Modellkammer 35
Stephanskirche 29
Winckelmann 55
Wolf, Bildhauer 149

Zoëga, Altertumsforscher 211
Zürich 23 ff, 66, 231

Inhalt

Friedrich Weinbrenner:
Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben.
Vorwort.
Abriß meines Lebens.
Nachwort von Kurt Karl Eberlein.
Schriften von und über Friedrich Weinbrenner.
Verzeichnis der Tafeln.
Index.

Die Druckleitung dieses Buches hatte
die Graphische Werkstätte der Badi-
schen Landeskunstschule zu Karlsruhe

Vom gleichen Verfasser erschien:

Hans Thoma / Gedichte und Gedanken

Herausgegeben von Kurt Karl Eberlein

Reuß & Itta, Konstanz 1919

Deutsche Maler der Romantik

Eugen Diederichs Verlag in Jena 1920

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01311 0560